Elbinger Jahrbuch

Erscheint in zwangloser Folge
Im Auftrage und mit Unterstützung der Stadt Elbing
und der Elbinger Altertumsgesellschaft

herausgegeben von

Dr. Bruno Ehrlich

Heft 16

Selbstverlag der Elbinger Altertumsgesellschaft E. V.
Elbing 1941

Für den Inhalt der veröffentlichten Abhandlungen usw.
sind die Verfasser derselben verantwortlich

Zuschriften sind an den Herausgeber Professor Dr. Bruno Ehrlich, Elbing
Städtisches Museum, Heilig-Geist-Straße 3/5 zu richten

Druck: Westpreußische Zeitung, Elbing

Inhalt

Nachrufe für Prof. Dr. Müller und Prof. Semrau VII

I. Abhandlungen.

Des Astronomen Nicolaus Coppernicus Denkschrift zur preußischen Münz- und Währungsreform 1519—1528. Ein Beitrag zur Charakteristik des Coppernicus sowie zur Währungs- und Wirtschaftspolitik des Deutschen Ordens. Von Prof. Dr. Emil Waschinski, Kiel 1

St. Marien in Danzig — ein einheitliches Kunstwerk trotz einer hundertfünfzigjährigen Baugeschichte und seiner Wandlung von der Basilika zur Hallenkirche. Von Hochschulprofessor Dr. Otto Kloeppel, Danzig. Mit „Anmerkungen des Historikers" von Prof. Dr. Edward Carstenn 41

Die Figuren auf dem gotländischen Taufbecken des Städtischen Museums zu Elbing. Von Studienrat Dr. Walther Franz, Königsberg Pr. 51

Eine unbekannte Stadtansicht von Elbing aus dem Jahre 1719. Von Buchhändler Horst Stobbe, München 57

Adolf Benecke. Ein verdienter Elbinger Schulmann. Von Stadschulrat Paul Ringleb, Elbing 61

Die Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz 1878—1914. Von Studienrat Dr. Bruno Th. Satori-Neumann, Berlin 71

Zwischen Gymnasium und Museum. Von Stadtinspektor Hugo Abs . . . 105

Flurnamen der Dorfgemarkung Succase. Von Lehrer Georg Wichmann, Succase 113

II. Berichte.

20 Jahre Vorgeschichtsforschung im Regierungsbezirk Westpreußen. Von Prof. Dr. Bruno Ehrlich , , ... 117

Die Ausgrabungen des Städtischen Museums zu Elbing in den Jahren 1936 bis 1939. Von Prof. Dr. Bruno Ehrlich 125

Bericht über die Tätigkeit des Städtischen Museums zu Elbing von 1936 bis 1938. Von Prof. Dr. Bruno Ehrlich 131

Bericht über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft vom 1. 4. 1936 bis 31. 3. 1940. Von Prof. Dr. Bruno Ehrlich 141

III. Buchbesprechungen.

A. Vorgeschichtliches Schrifttum.

Carl Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme, Band I (Ehrlich) . . . 153

Carl Engel, Aus ostpreußischer Vorzeit (Ehrlich) 153

Carl Engel und Wolfgang La Baume, Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte Teil I. Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande. Nebst Erläuterungen (Ehrlich) 156
Wolfgang La Baume, Ost- und Westpreußen in germanischer Vorzeit (Ehrlich) . 157
Vorgeschichte der deutschen Stämme. Herausgegeben von H. Reinerth (Ehrlich) . 157
Hedwig Bohne-Fischer, Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit (Ehrlich) . . 165

Wikinger.

Otto Scheel, Die Wikinger. Aufbruch des Nordens (Ehrlich) 169
Herbert Jankuhn, Haithabu (Ehrlich) 171
Karl August Wilde, Zum Stand der Wollin-Forschung (Ehrlich) 174
Kurt Langenheim, Nochmals Spuren der Wikinger um Truso (Ehrlich) . . 177

B. Anderes Schrifttum.

Schumacher, Geschichte Ost- und Westpreußens (Carstenn) 183
Carstenn, Geschichte der Hansestadt Elbing (Gerstenberg) 186
Satori-Neumann, Dreihundert Jahre berufsständiges Theater in Elbing (Ehrlich) . 193
Axel Grunau, Ignatz Grunau und George Grunau 1795—1890 (Ehrlich) . . 195
Ringleb, Die Entwicklung des niederen Schulwesens in Elbing (Waschinski). . 198
Abs, Die Matrikel des Elbinger Gymnasiums (Schmauch) 200
Turowski, Die innenpolitische Entwicklung Polnisch-Preußens (Carstenn) . . . 200
Schieder, Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichselland (Carstenn) . . 203
Wentz, Hanse-Rezesse (Carstenn) . . . . , 205
Rundstedt, Die Hanse und der deutsche Orden (Carstenn) 205
Gennrich, Die ostpreußischen Kirchenliederdichter (Gregor) 207
Heuer, Von den Anfängen der Reformierten Gemeinde in Elbing (Ehrlich) . . 209
Steiniger, Vogelparadies Drausensee (Ehrlich) 210
Dorn, Die Semlower Straße in Stralsund (Barmwoldt) 213

Vorwort des Herausgebers

Das letzte Heft des Elbinger Jahrbuchs wurde 1938 als Ehrlich-Festschrift von Hanns Bauer, Werner Neugebauer und Werner Radig herausgegeben. Seitdem war aus technischen Gründen das Erscheinen eines weiteren Heftes nicht möglich. Als ich 1939 meines hohen Alters wegen mit meinem Ehrenamt als Vereinsleiter der Elbinger Altertumsgesellschaft auch die Herausgabe des Jahrbuchs abgab, beauftragte der neue Vereinsleiter, Herr Oberbürgermeister Woelk, den Archivdirektor Herrn Dr. Kownatzki mit der weiteren Herausgabe desselben. Dieser wurde aber nach Ausbruch des Krieges zum Außendienst einberufen. So konnte er sich seiner neuen Aufgabe bisher nicht widmen. Im Auftrage des Vereinsleiters habe ich daher wieder die Herausgabe eines Heftes übernommen.

So bietet sich mir auch die mir sehr willkommene Gelegenheit, in tiefster Dankbarkeit der Mitglieder des ehemaligen Jahrbuch-Ausschusses zu gedenken, des jetzt in gleicher Eigenschaft an der Universitätsbibliothek zu Jena wirkenden früheren Bibliotheksdirektors Dr. Lockemann, seines Nachfolgers in der Leitung der Stadtbibliothek und im Jahrbuch-Ausschuß Dr. Hanns Bauer und des Professors Dr. Traugott Müller, die mir fast zwei Jahrzehnte mit ihrem Rate treu zur Seite gestanden haben. Leider ist Prof. Dr. Müller 1940 gestorben. Er hat sich nicht nur um die Herausgabe der ersten 14 Hefte große Verdienste erworben, sondern auch selbst eine große Anzahl wertvoller Beiträge für das Jahrbuch geschrieben. Es ist sehr zu bedauern, daß er seine Absicht, auch für dieses Heft noch eine Abhandlung zu verfassen, nicht mehr hat ausführen können. Wir betrachten es aber als eine Ehrenpflicht, eins der nächsten Hefte mit seinem engeren Arbeitsgebiet möglichst entsprechenden Beiträgen seinem Andenken zu widmen.

Das Elbinger Jahrbuch war einst in den Zeiten unserer tiefsten Not gegründet worden, um nach der Losreißung von Danzig und Thorn, die bisher Mittelpunkte der westpreußischen Geschichtsforschung mit der Herausgabe von Zeitschriften gewesen waren, eine heimatkundliche Zeitschrift für die nach dem Versailler Gewaltfrieden noch beim Reiche verbliebenen Teile der ehemaligen Provinz Westpreußen zu schaffen. Jetzt sind Danzig und Thorn mit den übrigen uns einst

entrissenen Städten Westpreußens wieder zum Reiche zurückgekehrt. Die vom Westpreußischen Geschichtsverein zu Danzig und vom Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn herausgegebenen Zeitschriften haben sich trotz aller Schwierigkeiten die ganze Zeit über gehalten und in verdienstvoller Arbeit als Stützen des Deutschtums treu bewährt. Wir glauben aber, daß das „Elbinger Jahrbuch" auch jetzt noch neben diesen altbewährten Zeitschriften seine weitere Daseinsberechtigung hat. Es hat diese in den zwanzig Jahren seines Bestehens voll erwiesen und mit seinen Beiträgen zur Geschichte, Vorgeschichte und Heimatkunde im Inlande und im befreundeten Auslande reiche Anerkennung gefunden. Es betrachtet es als seine Aufgabe, auch jetzt noch und fernerhin im neuen Reichsgau Danzig-Westpreußen in Verfolgung der gleichen Ziele mitzuwirken an dem weiteren kulturellen Aufbau im deutschen Nordosten.

Möge auch das vorliegende Heft die gleiche freundliche Aufnahme finden, wie sie den bisher erschienenen in so erfreulicher und ermutigender Weise stets zuteil geworden ist.

Dr. Bruno Ehrlich.

Am 11. Februar 1940 starb unser

Ehrenmitglied

Professor Dr. Traugott Müller

im Alter von 74 Jahren.

Sein Tod bedeutet für die Elbinger Altertumsgesellschaft einen sehr schweren Verlust. Fast 40 Jahre lang hat er ihrem Vorstand und später dem Beirat angehört und fast die ganze Zeit ihre Bücherei verwaltet. Aus tiefer Gelehrsamkeit schürfend, hat er seine reichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Gesellschaft in Vorträgen, Abhandlungen für das Elbinger Jahrbuch und Führungen durch das Museum, die Altstadt und in die Elbinger Landschaft immer wieder dienstbar gemacht. Auch bei den Ausgrabungen hat er treue Hilfe geleistet. Das Städtische Museum aber verdankt ihm den größten Teil seiner bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen und deren wissenschaftliche Ordnung. So wird ihm die Elbinger Altertumsgesellschaft in dankbarer Gesinnung ein dauerndes ehrendes Andenken bewahren.

Der Vereinsleiter

I. V. Prof. Dr. Ehrlich

Am 24. Februar 1940 starb unser früheres Mitglied

Professor Dr. Artur Semrau

Mit ihm ist ein bedeutender Gelehrter dahingegangen, der sich besonders um die Erforschung unserer westpreußischen Heimat hohe Verdienste erworben hat. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die stets auf gründlichen ai chivalischen Studien beruhten, betrafen besonders die Geschichte und die Kunstdenkmäler Thorns. Aber anch für die Frühzeit der Geschichte Elbings hat er wertvolle Abhandlungen verfaßt. Die meisten seiner Abhandlungen sind in der von ihm herausgegeben Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, einige aber auch im Elbinger Jahrbuch erschienen. Der Elbinger Altertumsgesellschaft gehörte er eine Zeitlang als Mitglied an. Besonders nahe aber stand er uns als der Schwiegersohn unseres unvergeßlichen Robert Dorr. Als er seine Thorner Heimat aufgeben mußte, siedelte er nach Elbing über und hat auch hier noch bis zu seinem Tode in emsiger Forscherarbeit gewirkt. Die Elbinger Altertumsgesellschaft wird diesem bedeutenden Heimatforscher und Vorkämpfer des Deutschtums stets ein dankbares Andenken bewahren.

Der Vereinsleiter

I. V. Prof. Dr. Ehrlich

Druckfehlerberichtigung

zu Heft 16 des Elbinger Jahrbuchs.

Seite 2 Überschrift statt Fußn. [11]) lies: [11a]).
Seite 2 Zeile 12 statt Fußn. [11]) lies: [11b]).
Seite 2 Zeile 16 statt tagte lies: begann.
Seite 2 Zeile 18 lautet vollständig: trug er selbst seine Ausarbeitung am 21. März vor und machte nach den Beratungen noch einen kurzen Zusatz.
Seite 2 Zeile 19 statt Fußn. [11]) lies [11c]). Der darauf folgende Satz ist ganz zu streichen.
Seite 2 Zeile 3 v. unten statt Unternehmungskurses lies: Umrechnungskurses.
Seite 4 Zeile 3 v. unten statt Fußn. [16]) lies: [16a]).
Seite 5 Zeile 11 v. unten statt Kſammern lies: Klammern.
Seite 6 Zeile 16 v. unten statt entsprechender lies: entsprechende.
Seite 9 Zeile 20 lautet der Satz: (Als Mittel) hiergegen ist notwendig, daß man nur eine Münze schlägt, die sich mit dem Wert des Silbers verträgt.
Seite 13 Zeile 2—3 lautet der Satz: Es ist aber schon gesagt worden, daß der Kaufpreis 140 Schilling für ½ Pfund (Silber) gewesen ist.
Seite 16 Zeile 7 statt agenti lies: argenti.
Seite 28 Zeile 11 statt ommis lies: omnis.
Seite 35 Zeile 14 statt eine Münzordnung lies: eine neue Münzordnung.
Seite 37 Zeile 3 statt XXXVIIII lies: XXXVIII.
Seite 38 Zeile 9 statt Fußn. [11]) lies: [11a]).
Seite 38 Zeile 20 Fußn. [15]) statt Gesch. v. Ost- u. Westpr. 3. Aufl. Gotha 1908 S. 16 lies: a. a. O. S. 16.

I. Abhandlungen

Des Astronomen Nicolaus Coppernicus Denkschrift zur preußischen Münz- und Währungsreform 1519–1528

Ein Beitrag zur Charakteristik des Coppernicus sowie zur Währungs- und Wirtschaftspolitik des Deutschen Ordens

Von Prof. Dr. Emil Waschinski, Kiel

Einleitung.

Nicolaus Coppernicus genießt seit Jahrhunderten als Astronom einen Weltruf. Daneben ist er bekannt als Mathematiker durch seine Trigonometrie[1]) und als Philologe durch die Übersetzung der Briefe des Theophylaktos Simokottes.[2]) Auch als Dichter und Arzt hat er sich einen Namen gemacht. Seine erst 76 Jahre nach seinem Tode veröffentlichten Oden[3]) auf die Kindheit des Welterlösers zeichnen sich durch Einfachheit und Schönheit aus.[4]) Als Arzt hat er sich nicht bloß bei seinem bischöflichen Oheim Lukas Watzenrode jahrelang betätigt,[5]) sondern wurde auch vom ermländischen Domkapitel an das Krankenlager des Bischofs Ferber nach Heilsberg entsandt.[6]) Der Kulmer Bischof Tiedemann Giese gehörte gleichfalls ebenso wie in Königsberg Georg von Kunheim und Herzog Albrecht selbst zu seinen Patienten.[7]) So ist es nicht verwunderlich, daß er nach den Angaben eines älteren Biographen als zweiter Äskulap gegolten hat.[8]) Wiederholt betätigte er sich auch als Geograph.[9]) Neben verschiedenen Landesbeschreibungen hat er einmal zur Erledigung eines Streites zwischen den Ermländern und den Elbingern einen Küstenstrich des Frischen Haffs an der Küste des Tolkemiter Gebietes entworfen.[10]) Außer seiner reichen Begabung für die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft besaß er einen außerordentlich praktischen Sinn für alle Fragen des Lebens. Das ersehen wir schon daraus, daß ihm nach dem Tode des Bischofs Fabian († 30. Jan. 1523) bis zum Amtsantritt des Nachfolgers die Verwaltung des Bistums übertragen wurde. In der Erledigung solcher Geschäfte muß der berühmte Astronom eine große Geschicklichkeit bewiesen haben. Noch im Alter von 68 Jahren wurde er

von seinen Amtsbrüdern zum verantwortlichen Leiter der Dombauverwaltung gewählt.[10a]) Es ist deshalb sehr naheliegend, daß den vielseitig interessierten Mann schon frühzeitig auch Fragen des Wirtschaftslebens fesselten. Eine sehr wichtige Angelegenheit, die in den Jahrzehnten um 1500 in Preußen die Gemüter bewegte, war die Wiederaufrichtung der zerrütteten Währung. Mit diesem Problem hat C. sich gleichfalls lange beschäftigt und zur Lösung der Schwierigkeiten eine Denkschrift ausgearbeitet. Sie zeigt ihn uns als Währungs- und Wirtschaftspolitiker.

Entstehung und Zweck der Denkschrift.[11])

Bereits 1519, also noch vor dem letzten Kriege zwischen dem Orden und Polen, hatte C. nach einem auf den 15. August 1517 datierten, in lateinischer Sprache aufgesetzten Entwurf[11]) auf Bitten der Landesräte ein Gutachten über die Reform des verfahrenen preußischen Münzwesens in deutscher Sprache abgefaßt. Es ist mithin als Frucht längerer Überlegungen anzusehen. Auf der Versammlung der preußischen Stände, die am Montag nach Reminiscere (16. März) 1522 zu Graudenz tagte und an der C. mit seinem Freunde Tiedemann Giese und dem Adligen Troßki als Vertreter des ermländischen Bischofs teilnahm, trug er selbst seine Ausarbeitung vor und machte noch einen kurzen Zusatz über die Angleichung der preußischen Münze an die polnische.[11]) Die Beratungen hierüber fanden am 21. März statt. Außer dem deutschen Text der Denkschrift hat C. etwas später, wahrscheinlich in der Zeit von 1527 zu 1528, noch eine zweite Redaktion in lateinischer Sprache vorgenommen. Ob diese für weitere Kreise bestimmt war, wie Prowe annimmt, d. h. vornehmlich für solche, die des Deutschen nicht mächtig waren, oder nur für den Bischof Ferber oder die Frauenburger Domherren, wie Schmauch gerade aus der lateinischen Fassung der Denkschrift folgert, ist schwer zu sagen. Beide Auffassungen sind glaubhaft, lassen sich aber auch gut vereinigen. In dieser Arbeit übersetzt C. nicht bloß den größten Teil des deutschen Wortlautes, sondern nimmt auch bisweilen Umgruppierungen des Stoffes vor und macht vor allem häufig erklärende Zusätze und weitere Ausführungen. Auf dem Marienburger Landtage vom Mai 1528 war C. gleichfalls persönlich anwesend und nahm auch an den Verhandlungen über die preußische Münzreform lebhaften Anteil. Schließlich hat er sich noch an den Ende Oktober 1530 in Elbing beginnenden Ausschußsitzungen von Vertretern des Ordenslandes und Königlich Preußens beteiligt und in der Frage des Unternehmungskurses der Ordensgoldmünzen mündlich Stellung genommen. Damit endigte auf diesem Gebiete seine Tätigkeit, die ihn volle 13 Jahre lang in Anspruch genommen hatte.

Veröffentlichungen der Denkschrift.

In der Folgezeit ist die Denkschrift des C. wiederholt abgedruckt worden. Den deutschen Text hat als erster 1592 Caspar Schütz in seiner Historia Rerum Prussicarum[12]) Bl. 515 ff. zwar wörtlich nach dem wieder aufgefundenen Original wiedergegeben, ihn aber sprachlich und orthographisch nach dem Sprach- und Schriftgebrauch seiner Zeit geändert. Später hat ihn Franz Hipler im Spicilegium Copernicanum, der Festschrift zum 400. Geburtstage des Nicolaus Coppernicus, S. 179—184, wörtlich aus Schütz, und zwar aus der Leipziger Auflage von 1599 S. 480—482 abgedruckt. Zehn Jahre nach ihm wurde er von Leopold Prowe im 2. Bande seines Werkes: „Nicolaus Coppernicus" S. 21—28 aus dem Original-Receß des Danziger Staatsarchivs, der die Verhandlungen des Preußischen Landtages aus den Jahren 1515—1523 enthält, veröffentlicht. Prowe äußert zwar mit Recht Bedenken, ob wir in dem Landtagsprotokoll selbst eine diplomatisch getreue Abschrift des Coppernicanischen Gutachtens zu erblicken hätten, da der Schreiber sich mancherlei sprachliche und auch orthographische Änderungen erlaubt zu haben scheine, druckt aber doch den Text der Handschrift getreu nach, da man heute nicht mehr sagen könne, was dem Abschreiber angehöre. Sein Abdruck wird den folgenden Ausführungen zu Grunde gelegt. Neuerdings hat Wladyslaw Trober „Des Domherrn Nicolaus Coppernicus Guchtachten über die Verbesserung der preußischen Münze" in der Wacht im Osten, Jahrg. 4, Folge 10, S. 438—444[13]) wie Hipler aus Schütz wiedergegeben. In diesem Jahre (1940) schließlich hat Hans Schmauch in der Beilage Nr. 1 zu seiner Abhandlung über „Nicolaus Coppernicus und die preußische Münzreform" den deutschen Wortlaut der Denkschrift wie Prowe aus dem Original-Rezeß übernommen und ihn jenem ersten Entwurf vom 15. August 1517 zum Vergleich gegenübergestellt.

Keiner von den Genannten hat zu den Auseinandersetzungen und Vorschlägen des C. nähere Erklärungen gegeben oder sie einer kritischen Prüfung unterzogen. Alle begnügen sich entweder wie Schütz, Hipler und Schmauch mit einem bloßen Abdruck oder wie Trober mit einigen ergänzenden oder erläuternden Ausdrücken, die hier und da in Klammern beigefügt sind, oder schließlich wie Prowe im Band I S. 147—149 seines Werkes mit einer kurzen Inhaltsangabe, wobei einige wichtige Stellen des Entwurfes, die zum besseren Verständnis erklärende Bemerkungen verdient hätten, wörtlich angeführt werden. Auch von anderen Verfassern wie Johannes Voigt[14]) und Lohmeyer[15]) wird lediglich mit wenigen Worten auf die Denkschrift hingewiesen. Der einzige, der einen schüchternen Versuch macht, zu ihr Stellung zu nehmen, ist David Braun in seinem Buche: „Ausführlich-Historischer Bericht vom Pohlnisch- und Preußischen Münz-Wesen", S. 50 ff.[16])

Das kommt wohl daher, daß Braun Münzensammler war und als solcher ein größeres Interesse auch an der Münzforschung hatte als die andern und sich mit numismatischen Fragen viel beschäftigte. Seine Ausführungen über die Denkschrift des C. beschränken sich indessen nur auf wenige Punkte und bleiben auch nur an der Oberfläche.

Auch der lateinische Text ist mehrfach veröffentlicht worden, so 1816 von Felix Bentkowski in dem Pamietnik Warszawski V 402 ff und in einem Separatabdruck unter dem Titel: „N. Copernici dissertatio de optima monetae cudendae ratione. Anno 1526 scripta, nunc primum ex eius autographo typis vulgata" mit polnischer Übersetzung. Ein zweiter Abdruck dieser Ausgabe und Übersetzung ist in der Warschauer Copernikusausgabe S. 563—572 enthalten. Im Jahre 1864 gab M. Wolowski in Paris den lateinischen Text und eine französische Übersetzung nebst Einleitung, einer Einführung in Form einer Unterhaltung (Entretien familier) und einigen Erläuterungen heraus. Diese Arbeit bildet in seinem unter dem Titel: „Traictie de la première invention des monnoies de Nicole Oresme et traité de la monnoie de Copernic" erschienenen Buche den zweiten Teil. In der Einleitung spricht der Verfasser sich über die Entstehung der Denkschrift, den geschichtlichen Hintergrund, ihren heutigen Aufbewahrungsort und die bis zu seiner Zeit erfolgten Veröffentlichungen aus. Die 38 Seiten umfassende, sehr allgemeine Einführung steht nur lose in Beziehung zu C. und seiner Schrift. Dann folgt der lateinische Text der Denkschrift und die französische Übersetzung. Schließlich werden auf drei Seiten noch einige wenige Erklärungen gegeben. Eine ausführliche Besprechung gerade der schwierigsten Stellen und eine kritische Beurteilung fehlen ganz. Von deutscher Seite druckte 1873 Hipler den lateinischen Wortlaut in seinem Spicilegium Copernicanum S. 185—194 ohne Stellungnahme zum Inhalt nach dem Manuskript des Königsberger Staatsarchivs ab. Schließlich enthält auch Prowes bereits genanntes Werk zunächst im Band I S. 195—201 eine kurze Inhaltsangabe der lateinischen Redaktion. Auch hier bringt er wie bei dem Bericht über den deutschen Text nur einige leichter verständliche Stellen. Eine Nachprüfung und eine zum Verständnis des Inhalts für den Leser so notwendige Erklärung des im Ordenslande eingeführten Münzsystems und der Coppernicanischen Berechnungen wird von ihm ebenso wenig wie von irgendeinem andern versucht. Im Band II S. 33—44 druckt er ebenfalls ohne jede Erläuterung des Inhalts nur den Wortlaut der lateinischen Denkschrift nach derselben Handschrift ab. Sie ist für die folgenden Ausführungen gleichfalls maßgebend.[16])

Überblicken wir die Arbeiten über die Denkschrift des C., so ist festzustellen, daß bisher in reichlich 400 Jahren noch von keiner Seite der Inhalt beider Re-

daktionen, die sich gegenseitig ergänzen und ein Ganzes bilden, zusammenfassend behandelt und auf Grund der schriftlichen Quellen und des heute vorliegenden reichen Münzmaterials in münzwissenschaftlicher, geschichtlicher und rechnerischer Hinsicht untersucht und für die Gegenwart allgemein verständlich dargestellt worden sind. Da auch diese Schrift des berühmten Astronomen in erster Linie wegen der Person des Verfassers in hohem Grade unser Interesse in Anspruch nimmt und ihn uns von einer anderen Seite zeigt, soll ein solcher Versuch im folgenden unternommen werden.

Gliederung der Denkschrift und ihre Behandlung.

Die Denkschrift gliedert sich in drei Teile: im ersten setzt C. seine Ansicht über das Münzwesen im allgemeinen auseinander und erklärt verschiedene Fachausdrücke, im zweiten gibt er einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der preußischen Münze im besonderen, ohne freilich, vornehmlich im deutschen Text, stets genauere Angaben über die Zeit zu machen, die er jeweils im Auge hat, und im dritten legt er praktische Reformvorschläge vor. Während der erste und dritte Teil leichter verständlich sind, bereitet die Beurteilung seiner Ausführungen im zweiten Teile mancherlei erhebliche Schwierigkeiten.

Abweichend von den bisherigen Behandlungen der Denkschrift soll im folgenden der ganze Wortlaut des deutschen Textes in möglichst enger Anlehnung an die Veröffentlichung bei Prowe, aber nach Ausdrucksweise und Satzbau in einer für uns heute verständlicheren Form wiedergegeben und der Ausführung zu Grunde gelegt werden. Wo es wichtig erscheint, werden erklärende Worte oder der Text des deutschen, bisweilen aber auch des lateinischen Originals in Anführungsstrichen und in runden Klammern beigefügt. Längere Erläuterungen und kritische Auseinandersetzungen, sowie ausführliche weitere Hinweise auf den lateinischen Text werden, soweit sie notwendig sind, jedem Abschnitte sofort in eckigen Klammern beigefügt.

Die wirtschafts- und währungspolitische Lage Preußens von 1380—1525.

Ehe wir nach diesen Vorbemerkungen zur Denkschrift selbst übergehen, sei als geschichtlicher Hintergrund die wirtschafts- und währungspolitische Lage Preußens in der Zeit von 1380—1525 in großen Zügen dargestellt.

Die 3 Jahrzehnte vor der Schlacht bei Tannenberg sind, wie die Quellen[17]) zeigen, die Epoche höchster wirtschaftlicher Blüte des Ordenslandes und eines ihm entsprechenden hochwertigen Münzwesens[18]) gewesen. In dieser Zeit hat der Orden nicht bloß sein bis dahin nur aus einer einzigen Münzsorte, dem Pfennig,

bestehendes Geldsystem durch weitere Sorten ausgebaut, sondern ist auch zum erstenmal, freilich nur in geringem Umfange, zur Herstellung hochwertiger Goldmünzen von der Güte der bekannten Ungarischen Dukaten, d. h. von $^{980}/_{1000}$ fein, übergegangen. Bereits unter Heinrich von Plauen (1410—1413) begann nach dem verlorenen Kriege der Feingehalt der Schillinge erheblich zu sinken. Unter Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg (1413—1422) vollends glitt die Währung als Folge der weiter bestehenden, ständigen Kriegsgefahr zum großen Schaden des Landes noch weiter ab und erreichte 1416 mit einem Feingehalt der Schillinge von $^{262}/_{1000}$ den bisher größten Tiefstand. Darauf nahm derselbe Meister eine starke Verbesserung des Feingehaltes der Schillinge bis auf $^{531}/_{1000}$ und sogar $^{545}/_{1000}$ vor. Sein Nachfolger Paul von Rußdorf senkte den Gehalt der Schillinge auf $^{514}/_{1000}$, und Konrad von Erlichshausen hielt ihn noch auf $^{509}/_{1000}$. Dann aber begann seit 1450 und besonders während des dreizehnjährigen Krieges mit Polen (1454—1466) bis zur Regierungszeit Johann von Tiefens (1489—1497) ein unaufhaltsamer Verfall der Ordenswährung. Nach dem 2. Thorner Frieden von 1466, der das Ordensland politisch zerriß, zeigten sich bald bei der Zahlung von Schulden, Zinsen, Erbgeldern usw. die verheerenden wirtschaftlichen Folgen, da nun im östlichen Teile die Währung des Ordens, im westlichen diejenige Königlich-Preußens galt und beide nicht gleich waren. Immer wieder wurde auf den Landtagen[19]) über eine Reform des Münzwesens beraten, aber nie kam man zu einer Einigung und Besserung. Hochmeister Johann von Tiefen nahm endlich eine Verbesserung der Ordensmünze vor, indem er eine der polnischen Münze mehr entsprechender Groschenmünze einführte und ihr fast den dreifachen Wert des bisherigen schlechten Schillings gab. Diese Tatsache ist zur richtigen Beurteilung des von C. im Jahre 1522 seiner deutschen Denkschrift von 1519 angefügten Zusatzes bezüglich der Angleichung der preußischen an die polnische Münze besonders zu beachten. Es handelt sich also nicht etwa um einen ganz neuen Vorschlag. Bei der von Johann von Tiefen vorgenommenen Verbesserung des Münzwesens beließen es auch die beiden letzten Hochmeister Friedrich von Sachsen (1498—1510) und Albrecht von Brandenburg (1511—1525). In der Zeit des Krieges von 1520/21 erreichte der Feingehalt der Ordensmünzen allerdings einen noch nicht dagewesenen Tiefstand, so daß man von einem völligen Verfall der Währung sprechen kann. So war die Lage, als Coppernicus 1522 mit seinen Reformvorschlägen an die Öffentlichkeit trat. Nähere Angaben folgen an gegebener Stelle.

1. Teil. Über das Münzwesen im allgemeinen.

[Zu Beginn der lateinischen Denkschrift bemerkt C., daß es zwar unzählige Übel gäbe, durch die Staaten zu verfallen pflegen, daß (seiner Meinung nach) aber

diese vier: Zwietracht, große Sterblichkeit, Unfruchtbarkeit des Bodens und Verschlechterung der Münze die stärksten seien. Die drei ersten seien so einleuchtend, daß niemand sie in Abrede stellen werde, der vierte Grund aber, der die Münze angehe, werde von wenigen und nur von den verständigsten Leuten erkannt, weil er nicht auf einmal, sondern allmählich und auf verborgene Art die Staaten vernichte.

„Monete Cudende ratio
per Nicolaum Copernicum.

Quamquam innumere pestes sunt, quibus regna, principatus et respublice decrescere solent, hec tamen quatuor (meo iudicio) potissime sunt, discordia, mortalitas, terre sterilitas et monete vilitas: Tria prima adeo euidentia sunt, ut nemo ita esse nesciat, sed quartum quod ad monetam attinet a paucis et non nisi cordatissimis consideratur: quia non uno impetu simul, sed paulatim et occulta quadam ratione respublicas euertit.“ Im deutschen Text fehlen diese einleitenden Worte. Er beginnt ihn sofort mit einer Erklärung des Wortes Münze und sagt:]

Münze nennt man mit einem Zeichen versehenes Gold oder Silber, womit der Wert käuflicher oder verkäuflicher Dinge nach der Festsetzung („einsatzunge“) einer jeden Gemeinde oder deren Regenten bezahlt wird. Hieraus ist zu entnehmen, daß die Wardierung ein Maß ist. („Hierauß ist zcuvormerken, das eyne maeß ist die wardirunge.“ Im lateinischen Text drückt C. diesen Gedanken deutlicher mit den Worten aus: „Est ergo moneta tanquam mensura quedam communis estimationum.“ Zu deutsch: Eine Münze ist also gleichsam ein gewisser Maßstab; der für alle Schätzungen gemeinsam ist). Es muß aber dasjenige, was ein Maßstab sein soll, einen festen und sicheren Stand bewahren. („Nu ist von notenn, das eyne maeß habe einen festen und bestendigen standtt.“ Lat. Text: „Oportet autem id quod mensura esse debet firmum semper ac statum servare modum.); denn wo das nicht gehalten wird, folgt notwendig, daß die Ordnung des gemeinen Nutzens verwirrt („vorruckt“) und Käufer wie Verkäufer mannigfach betrogen werden wie dort, wo die Elle, der Scheffel oder Gewichte nicht einen festen Stand behalten. Das versteht man unter Maßstab für die Geltung und Wardierung der Münze („dyeser gestaltt wyrd vorstanden eyne maeß der achtunge und werdyrunge der muncze“. Lat. Text: „Hanc igitur mensuram, estimationem puto ipsius monete . . .“).

Wiewohl die Geltung („achtunge“, lat. „estimatio“, d. h. der Nennwert) der Münze sich auf die Güte des Edelmetalls („der Materie“, lat. „valor“) gründet, das man Korn oder Gran (Feingehalt) nennt, ist es doch nötig, einen Unterschied zwischen Metallwert („wird“ = Würde) und Nennwert („achtunge“) zu machen; denn eine Münze kann mehr gelten als das Edelmetall, das sie enthält,

wert ist und umgekehrt. („Dann eyne Muncze mag großer geachtett werden, dann die Materye, darinne sie ist, und widderumben". Lat. Text: „potest enim pluris estimari moneta quam eius qua constat materia et e converso").

Ferner ist der Grund anzugeben, warum die Herstellung von Münzen nötig gewesen ist. Obwohl jegliches Ding gegen Gold und Silber nur nach dem Gewicht gewechselt werden kann, nachdem einmal nach allgemeinem Willen („auß gemeyner vorwyllunge") der Menschen allenthalben nach Gold und Silber gerechnet wird, hat man es doch als ganz unbequem empfunden, die Gewichte immer bei sich zu haben und dann auch noch die Reinheit des Silbers und Goldes festzustellen. Es ist deshalb von den Menschen für das Beste gehalten und bestimmt worden, daß eine Münze mit einem einfachen („gemenem", lat. „publico" d. h. allgemein verständlichen) Zeichen geschlagen werden sollte. An diesem sollte erkennbar („kundick") sein, daß die Münze die richtige Menge („rechttfertige teyle", lat. „iustam quantitatem") Gold und Silber enthalte, und die Rechtmäßigkeit („statthafftickeit") des Zeichens sollte das Vertrauen befestigen.

[In der lateinischen Redaktion der Denkschrift folgt hier eine im deutschen Text fehlende Angabe der Gründe, warum das Silber mit Kupfer gemischt wird. Das geschieht, sagt C.: 1. Damit die Münze weniger den Nachstellungen der Aufkäufer und Einschmelzer ausgesetzt ist, was geschehen würde, wenn sie aus reinem Silber bestehen würde. 2. Damit die Silbermasse, auch wenn sie in kleine und kleinste Münzen geteilt wird, doch noch eine angemessene Größe behalten kann, und 3. Damit das Silber durch den ständigen Umlauf nicht so schnell abgegriffen wird, sondern durch die Beimischung des härteren Kupfers einen längeren Bestand hat. „Solet etiam monete et maxime argentee es commisceri propter duas, ut existimo, causas, videlicet quo minus exposita sit insidiis expilantium et conflantium ipsum quod futurum esset, si ex syncero argento constaret. Secunda, quod massa argenti in minutas partes et scrupulos nummorum fracta retineat, cum ere admixto, convenientem magnitudinem: potest superaddi et tertia, ne scilicet continuo usu detrita cicius pereat sed fulcitamento eris diuturnior perseveret." Dann fährt er im deutschen Text fort:]

Nun muß man wissen, daß die richtige („rechtfertige") und gleichmäßige Geltung („achtunge") der Münzen (vorhanden) ist, wenn sie nur etwas weniger Gold und Silber enthalten, als für sie gekauft werden kann, nämlich so viel weniger, als für die Kosten (der Herstellung) und für den Münzerlohn abgezogen werden muß; denn das Zeichen soll dem Edelmetall („der Materienn") auch etwas Wert hinzufügen.

Die Geltung der Münzen kann auf dreifache Weise verändert („vorruckt") werden. Erstens im Gran (Feingehalt) wenn am Gewicht des Edelmetalls etwas

fehlt („zo alleyne die Materie fehel hat"), insofern nämlich, als bei richtigem Gewicht der Münze dem Silber zu viel Erz (Kupfer) hinzugesetzt ist; zweitens, wenn am Gewicht etwas fehlt, wiewohl Zusatz und Gran richtig sind („wyewol der zcusatczt adir graen rechttfertig istt", lat. Text: „quamvis iustam habeat eris cum argento admixtionem", d. h. obwohl das Verhältnis zwischen Kupfer und Edelmetall richtig ist) und drittens, was das Ärgste ist, wenn beides zusammen kommt. („ßo die beden fehel beynander seynnt", lat. Text: „propter utrumque simul", d. h. wenn der Feingehalt u n d das Gewicht der Münzen der Vorschrift nicht entsprechen.).

Die Münze kann auch wegen zu großer Menge des Silbers („aus derselbige unmesigen fylheit", lat. Text: „propter nimiam multitudinem") in Verachtung kommen, wenn zuviel Silber vermünzt wird, (d. h., wenn die Münzen einen zu hohen Prozentsatz Silber enthalten. Ähnlich war es noch im 19. Jahrhundert mit den russischen Platinmünzen. Sie wurden sehr bald eingezogen, weil der Metallwert größer war, als der Nennwert und sie darum von Spekulanten gehamstert und eingeschmolzen wurden), so daß das rohe Silber von den Leuten mehr als gewöhnlich begehrt wird; denn die Geltung der Münze nimmt ab, wenn ich mit derselben nicht so viel Silber kaufen kann, wie sie in sich selbst hat, und ich finde alsdann einen größeren Nutzen, wenn ich die Münze einschmelze und vernichte. (Als Mittel) hiergegen ist notwendig, daß man nicht mehr Münzen schlägt, als sich mit dem Wert des Silbers verträgt. („Hientkegen ist noott, das man nichtt mehr Muncze slan, bis zu lange syn sich mit der wirde des Silbers vorgleiche", lat. Text: „Cuius remedium est non amplius monetam cudere donec se ipsam coequaverit, reddaturque carior argento", d. h. der Silberwert der Münzen muß entsprechend geringer sein als der Nennwert).

Auch verliert die Münze von sich aus an Wert, wenn sie durch langen Gebrauch abgenutzt ist. Das erkennt man daran, daß in der Münze merklich weniger Silber befunden wird. (der lat. Text setzt hinzu: „quam pro ipsa emptum", „als das für sie Gekaufte wert ist"). Um das zu ändern, soll die Münze eingeschmolzen („vormachett") und erneuert werden. (Die folgenden Ausführungen fehlen im lateinischen Text). Wenn man nun neue Münzen machen will, ist notwendig, die alten ganz zu verbieten und im Münzhause für die alten Münzen denen, die sie dort hinbringen, neue zu geben, und zwar nicht nach der Geltung (also dem Nennwert) der vorigen Münze, sondern nach dem Werte des Silbers, das in ihr befunden wird. Geschieht das nicht, so wird die alte Münze das Ansehen der neuen aus zweierlei Ursachen vergiften. Wenn sie mit der neuen vermischt wird, wird das vorgeschriebene („geburliche") Gewicht an der Summe fehlen, und wenn die

Münze dann auch noch an Silbergehalt zu sehr zunimmt, wird folgen, was vorhin gesagt ist.

Über alles aber ergibt sich als größtes Gebrechen und unleidlicher Irrtum, wenn der Landesherr oder die Regenten der Lande oder die Gemeinden aus der Münzung einen Gewinn suchen, dann nämlich, wenn sie zu der vorigen und gangbaren Münze eine neue ausgeben („zcugeben"), die im Gran (Feingehalt) oder im Schrot (Gewicht) geringer („unfulkommenen") ist und doch an Geltung (Nennwert) der vorigen gleich gesetzt wird („vorgeleichett wirdtt"). Solcher betrügt nicht allein die Untertanen, sondern auch sich selbst, indem er sich über einen zeitlichen Nutzen freut, der doch nur gering und sehr klein ist. (Er handelt) nicht anders als ein geringer Ackersmann, der bösen Samen sät, damit er den guten erspare; da wird (des bösen) wiederum mehr als er ausgesät hat. Dieses aber verwüstet das Ansehen der Münze genau so wie Rade oder anderes Unkraut das Getreide. Wenn es überhand nimmt und zu spät entdeckt wird, kann es der Herr ohne eine andere Belastung der Untertanen und ohne seine eigene Verunglimpfung („ungelymp"), weil er es verursacht hat, nicht abwenden.

[Diese allgemeinen Ausführungen über das Münzwesen enthalten für uns heute nichts Neues. In der anschaulichen Form, wie C. sie zum erstenmal seinen Zeitgenossen vortrug, waren sie jedoch für alle Zuhörer und Leser sicherlich sehr lehrreich und zeigten ihnen deutlich, wo die Fehlerquellen des preußischen Münzwesens lagen. Bezeichnend für den Verfasser selbst ist die logische Schärfe und die Klarheit der Gedankenführung.]

2. Teil. Über die Entwicklung des preußischen Münzwesens im besonderen.

[Der folgende zweite Teil wird in der deutschen Redaktion der Denkschrift erheblich kürzer behandelt, als in der späteren lateinischen. Diese enthält noch viele wichtige und erklärende Zusätze und Ausführungen, die zum besseren Verständnis des deutschen Textes wertvoll sind. Sie sollen daher auch an entsprechender Stelle berücksichtigt werden. Das bisher Gesagte beleuchtet C. im folgenden an den preußischen Geldverhältnissen und fährt folgendermaßen fort:]

Nun wollen wir zum besseren Verständnis ein Beispiel von unserer Preußischen Münze geben, die bisher mit sehr vielen Gebrechen verändert worden ist. („ist wandelbaer wurden". Lat. Text: „ostendentes quomodo in tantam levitatem pervenerit", zu deutsch: „indem wir zeigen, auf welche Weise sie zu solcher Minderwertigkeit gekommen ist"). Die Münze ist gangbar unter den Namen Mark, Skot etc., und unter denselben Namen gebraucht man auch die Gewichte. Eine

Mark lotiges macht ½ Pfund, und 3 Skot machen 1 Unze etc. Die Mark an der Zahl (später wird sie vielfach Zahlmark oder auch Zählmark genannt) wird gerechnet zu 60 Schilling in der Münze. So wird die Preußische Münze gebraucht in Schillingen, Groschen und Hellern.

[Bis hier stimmt der lateinische Text der Denkschrift mit dem deutschen im ganzen überein.

Zu dem bisher Gesagten sei bemerkt, daß seit der Gründung des Ordensstaates folgendes Münzsystem galt. Es war: 1 Mark = 4 Vierdung = 24 Skot (auch Sköter oder Schoter genannt) = 60 Schilling = 720 Pfennig. Bis zur Zeit Winrichs von Kniprode waren Mark, Vierdung, Skot und Schilling aber nicht ausgeprägte Münzen, sondern nur Wertbegriffe oder Rechnungsmünzen, wie bei uns heute z. B. der Begriff Million. Gleichzeitig war die Mark auch ein Gewicht, und zwar nach urkundlichen Bemerkungen und nach von mir an Ordensmünzen angestellten metrologischen Untersuchungen von rund 190 g unseres heutigen Gewichtssystems. Meinen Berechnungen kommt Kirmis[20]) mit 189,900 g am nächsten. Ferner ist unter dem Ausdruck „lotige Mark" oder auch lötige Mark stets eine Mark lötiges Silber zu verstehen. Damit meint man mit Kupfer gemischtes Silber nach verschiedenem Prozentsatz. Wenn Feinsilber von $^{1000}/_{1000}$ 16lötig war oder 24 Skot = 8 Unzen Silber hielt, dann war z. B. Silber von $^{750}/_{1000}$ Feingehalt 12lötig oder hielt 18 Skot = 6 Unzen. Silber von $^{500}/_{1000}$ fein war 8lötig und hielt 12 Skot oder 4 Unzen. Von andern Münzsorten, den Halbschotern und Vierchen, abgesehen, weil C. sie nicht erwähnt, wurden Schillinge zum erstenmal seit etwa 1380 unter Winrich von Kniprode als Münzen ausgeprägt.[21])

Im Anschluß an die angeführten Bemerkungen des deutschen Textes enthält der lateinische an dieser Stelle noch wichtige, längere Ausführungen, die in der älteren, deutschen Abfassung etwas später, aber nur zum geringen Teil enthalten sind. Zum besseren Verständnis der Coppernicanischen Gedankengänge müssen sie hier deshalb eingefügt werden. Sie lauten:

„Verum ne equivocatio numeri et ponderis obscuritatem pariat, ubicumque deinceps marcha nominabitur, de numero intelligatur; Nomine vero libre pondus duarum marcharum, pro selibra vero marcham ponderis accipe." Zu deutsch: „Damit nicht aus der gleichen Bezeichnung der Zahl und des Gewichtes eine Unklarheit entsteht, wird, wo immer im folgenden von marcha (Mark) die Rede ist, die Zahlmark (d. h. von 60 Schilling an der Zahl) verstanden, unter dem Wort libra (Pfund) aber ein Gewicht von 2 Mark. Unter selibra (½ Pfund) aber soll man die Gewichtsmark verstehen." (Das war, wie aus den

späteren Ausführungen hervorgeht, die rauhe, lötige Bruttomark in Höhe von 112 Stück und von einem Gewicht von heute 190 g).

Hierzu sei noch erklärend gesagt, daß man im Ordenslande ursprünglich, wo die Pfennige aus reinem Silber hergestellt werden sollten,[22]) nur eine Mark kannte. Es waren damals theoretisch 720 Pfennig 1 Mark, gleichzeitig wogen sie auch 1 Mark in Höhe von heute 190 g und enthielten 1 Mark Silber von etwa 190 g. Später, als die Pfennige nicht mehr einen so hohen Prozentsatz Silber enthielten wie ursprünglich und auch an Gewicht leichter herausgebracht wurden, fing man an, einen Unterschied zu machen zwischen Zahl- oder Zähl- auch Pfennigmark (marca denariorum), die nach wie vor 720 Pfennige zählte, aber nicht mehr 1 Mark (190 g) wog. Die Anzahl der Pfennige, die nun 1 Mark (190 g) wog, nannte man Gewichtsmark, das ist unsere heutige lötige Bruttomark. Sie zählte natürlich je nach dem Gewicht der Pfennige mehr als 720 Stück. 1 Mark schließlich, die auch wirklich 1 Mark Feinsilber enthielt, unsere heutige Feine Mark, zählte noch mehr Pfennige als die Gewichtsmark und erst recht erheblich mehr als die Zähl- oder Pfennigmark. Seitdem Schillinge geprägt wurden, war es mit diesen ebenso; 60 Schillinge waren 1 Zahlmark, 112 gingen in der ersten Zeit auf eine Gewichts- oder lötige Mark von 190 g und eine noch größere Zahl, je nach ihrem Feingehalt, auf eine feine Mark von 190 g.

Nach diesen Begriffserklärungen fährt C. fort:

„Invenimus igitur in antiquis recessibus ac litterarum munimentis, quod sub magistratu Conradi de Jungingen, hoc est proxime ante bellum Tannebergense, emebatur selibra, id est marcha argenti puri, marchis pruthenicalibus duabus et scotis VIII quando videlicet tribus partibus argenti puri quarta pars eris admiscebatur, et ex libra dimidia eius masse solidos CXII faciebant. Quibus tertia pars adiecta et sunt solidi XXXVII et tertia pars unius solidi, facit totam summam solidorum CXLVIIII et duorum d. pendentem libre unius bessem duas tercias hoc est scotos, scilicet argenti XXXII que procul dubio tres partes (et sunt libra media argenti puri) continebit. Sed iam dictum est pretium eius fuisse solidos CXL[23]) in selibras. Reliquum vero quod in IX solidis et tertia deerat estimatio monete supplevit. Erat itaque eius estimatio cum valore convenienter continuata.“ Zu deutsch: „Wir finden also in alten Rezessen und literarischen Denkmälern, daß unter der Regierung Konrad von Jungingens (1393—1407), d. i. kurz vor der Schlacht bei Tannenberg (1410), ½ Pfund, d. i. 1 Mark Feinsilber, für 2 Preußische Mark und 8 Skot gekauft wurde, wenn nämlich 3 Teilen Feinsilber ¼ Kupfer beigemischt wurde und sie aus dem halben Pfunde dieser Masse 112 Schillinge machten. Diesen ⅓ hinzugefügt, das sind 37⅓ Schilling, macht eine Gesamtsumme von 149 Schilling und

2 Denare, die ²/₃ Pfund wiegt, ²/₃ d. h. natürlich 32 Silberskot, und die ohne Zweifel 3 Teile (das sind ½ Pfund Feinsilber) enthalten wird. Es ist aber schon gesagt worden, daß der Kaufpreis 140 Schilling in Silber gewesen ist. Den fehlenden Rest von 9⅓ Schilling hat die Geltung der Münze voll gemacht. Es stand daher der Nennwert zum Metallwert dauernd in angemessenem Verhältnis."

In diesen Ausführungen ist zunächst nur der Anfang gut verständlich. Er besagt, daß vor der Schlacht bei Tannenberg ½ Pfund oder 1 Mark Feinsilber, d. h. nach den von mir angestellten Forschungen von 190 g, für 2 Preußische Mark und 8 Skot, d. h. für 60 + 60 + 20 = 140 Schilling gekauft worden sei. Aus einer Metallmasse von ¾ Feinsilber und ¼ Kupfer, also von ⁷⁵⁰/₁₀₀₀ Fein, im Gewicht eines halben Pfundes habe man 112 Schillinge gemacht. Da von den ersten Ordensschillingen 112 bei einem Durchschnittsgewicht von 1,70 g für das einzelne Stück ein Gewicht von rund 190 g hatten, meint C. hier mit dem halben Pfund oder den 112 Schillingen eine lötige Bruttomark von heute 190 g. Wenn man zu dieser Summe, sagt C. weiter, den dritten Teil von 112, also 37⅓ Schilling hinzufügt, erhält man eine Gesamtsumme von 149 Schilling und 2 Denare, oder, da 2 Denare ⅓ der (späteren, schlechten) Schillinge waren, von 149⅓ Schilling. Auch diese Rechnung ist ohne weiteres einleuchtend. Wir vermögen nur nicht den Grund einzusehen, warum C. zu den 112 Schillingen 37⅓ Schilling hinzuzählt und was diese Erwägungen, ebenso wie die weiteren uns unklaren Ausführungen bedeuten sollen.[24]) Wie wir heute wissen, waren sie auch für manche seiner Zeitgenossen, die sich gleichfalls mit Währungsfragen beschäftigten, dunkel und unverständlich. C. selbst schreibt in einem gleich zu erwähnenden Briefe in bezug auf seine lateinische Denkschrift: „ideo nihil miror si ea que scripsi non statim intelligantur ab omnibus", „ich wundere mich daher nicht, wenn das, was ich geschrieben habe, nicht sogleich von allen verstanden wird." Da ist es nun ein glücklicher Zufall, daß uns im Staatsarchiv zu Königsberg die Abschrift eines Briefes aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten ist,[25]) den C. auf eine diesbezügliche Anfrage an seinen Amtsbruder, den Domherrn Felix Reich, in der Zeit von 1526—1528 geschrieben hat. In dem Schreiben setzt C. ihm nun seine Berechnungen näher auseinander. Bei der großen Wichtigkeit dieser Erläuterungen sei auch hier zunächst der lateinische Text der Briefstelle angeführt. Er lautet: „Cum enim dicimus in solidis CXII libram ½ pendentibus, tres quartas sive dodrantem argenti puri fuisse secundum propositam rationem admixtionis, sequitur quod in tertia parte huius summe (et sunt solidi XXXVII et tertia unius solidi sive denarii 2[26]) erit una ex dictis quartis argenti puri sive quarta pars librae ½. Ergo si XXXVII solidos et tertiam partem solidi addas CXII solidis faciet

Summam solidorum CXLVIIII et tertiam partem solidi pendentem librae unius bessem (nam bes denotat duas tertias alicuius totius sicut dodrans III quartas) sive pendentem libram ½ et sextam unius, quod idem est quod II tertie. Hic autem interpretatus sum bessem per sct.[27]) XXXII, prout tota libra haec nostra continet sct.[27]) XLVIII, et non habebam dicere uncias VIII, nam alia est in usu libra maxime apud aromatarios quae partitur in uncias, minor ista in quadrante. Igitur in dicta solidorum summa CXLIX et tertia unius completur dimidia libra argenti puri. Nam cum ipsa pendeat duas tertias librae, si quartam dempseris quam ratio admixti eris deposcit[28]) et equipollet sexti[29]) parti totius librae, remanet libra ½. Habemus ergo valorem monete huius libram dimidiam argenti puri in solidis CXLIX, sed precium eius solidi[30]) CXL, nempe ut dictum est mr. 1[31]) (?) scot. VIII, cedunt ergo dignitati seu estimationi solidi fere novem, et in universum pars quintadecima proxime valoris." Zu deutsch: „Wenn wir sagen, daß in 112 Schillingen, die 1/2 Pfund wiegen, ¾ oder ein dodrans Feinsilber gemäß dem angesetzten Mischungsverhältnis gewesen sei, folgt daraus, daß in ⅓ dieser Summe (das sind 37 und 1/3 Schilling oder 2 Denare) eins von den genannten Vierteln Feinsilber oder ¼ des halben Pfundes sein wird. Wenn du also 37⅓ Schilling zu 112 Schilling hinzuzählst, ergibt das eine Summe von 149⅓ Schilling, die ⅔ Pfund wiegen, (denn bes bedeutet ⅔ von irgendeinem Ganzen, wie dodrans ¾) oder ½ und 1/6, was dasselbe ist wie ⅔. Hier aber habe ich bes durch 32 Skot erklärt, sowie dieses unser ganzes Pfund 48 Skot enthält, und ich konnte nicht sagen 8 Unzen, denn bei den Gewürzhändlern ist meist ein anderes Pfund in Gebrauch, das in Unzen geteilt wird und um ¼ geringer ist als jenes. Es wird also in der genannten Summe der 149⅓ Schilling ½ Pfund Feinsilber voll gemacht. Denn da sie selbst ⅔ Pfund wiegt, bleibt, wenn du ¼ (d. h. 37,3) abziehst (also 149,3 — 37,3 = 112), was das Verhältnis des beigemischten Kupfers erfordert und dem sechsten Teile eines ganzen Pfundes gleich ist, ½ Pfund. Wir haben also als Geltungswert dieser Münze ½ Pfund Feinsilber in 149 Schillingen, ihr Kaufpreis ist aber 140 Schilling, nämlich, wie gesagt, 1 (muß heißen 2) Mark 8 Skot. Es fehlen also an der Würde oder Achtung (d. h. am Nennwert) fast 9 Schilling und insgesamt beinahe 1/15 des Wertes."

Diese Auseinandersetzungen klären uns über alle Unklarheiten auf. Alle Erwägungen und Berechnungen sind, wie bei einem solchen Geiste nicht anders zu erwarten ist, natürlich richtig. Sie zeigen uns auch, was C. mit ihnen bezweckt hat. Er wollte zunächst nachweisen, wieviele Schillinge auf 1 Mark Fein gingen oder aus 1 Mark Fein ausgebracht wurden, und fand, daß es 149⅓ gewesen sind, während 112 auf 1 rauhe, lötige Bruttomark gingen. Heute finden wir

nach moderner Rechenmethode die Anzahl der Schillinge, die auf 1 Mark Fein gingen, wenn wir auf Grund der Angaben des C., die wir zunächst einmal als richtig annehmen wollen, 112 . 1000 : 750 dividieren. Wir erhalten dann gleichfalls genau 149⅓. Bei der Erklärung des Ausdruckes bes = ⅔ durch 32 Skot müssen wir uns daran erinnern, daß Skot ebenso wie Mark nicht bloß eine Geld-, sondern auch eine Gewichtsbenennung war. 24 Skot waren 1 Mark bzw. ½ Pfund, mithin 48 Skot 2 Mark bzw. 1 Pfund; ⅔ von 48 sind 32 Skot. Schließlich ist auch richtig, was Prowe nicht verstanden zu haben scheint,[32]) daß das Verhältnis des dem Silber beigemischten Kupfers den 6. Teil eines Pfundes oder ebensoviel wie ¼ von 149,3 = 37,3 ausmacht; denn da ½ Pfund = 112 Schilling ist, beträgt 1 ganzes Pfund 224, und der 6. Teil hiervon ist ebenfalls genau 37,333. Es ist durch die Ausführungen des C. einwandfrei klar gemacht, daß zwischen dem Kaufpreis für 1 Mark Feinsilber, der 140 Schilling betrug, und den aus der angegebenen Masse hergestellten 149 Schillingen eine Differenz von rund 9 Schilling bestand, daß also der Nennwert der Mark oder ihre Geltung nur um 9 Schilling höher war, als der Metallwert. Daraus kann man ersehen, will C. sagen, daß vor der Schlacht bei Tannenberg der Nennwert der Schillinge zu ihrem Metallwert in einem durchaus angemessenen Verhältnis stand, oder mit andern Worten, daß das Münzwesen des Ordens die Bedingungen eines guten Geldes erfüllt hat.

So richtig seine Ausführungen an sich sind, so ist er nun doch in zwei Punkten in einem begreiflichen Irrtum gewesen. Er hat den Feingehalt der Schillinge auf Grund einer Quellennachricht aus der Regierungszeit Konrads von Jungingen, genauer aus den Jahren 1404—1406, wo es heißt: „Ich habe die Schillinge ... lassen verarbeiten mit seyme Schicksil IV½ marc silbers und sin schicksil dorczu 1½ marc ...“[33]) gutgläubig auf ¾ Silber und ¼ Kupfer oder auf 750/1000 Fein angesetzt. Eine solche Festsetzung entspricht aber nicht dem tatsächlichen Befund. Nach den an Schillingen Konrads von Jungingen vorgenommenen Feingehaltsproben betrug dieser nicht 750/1000, sondern 11 Lot 14 Grän oder 736/1000.[34]) Ebenso ist auch die Ordensvorschrift, daß 112 Schillinge auf „die gewegene marc“ gehen sollten[35]) nur im großen und ganzen erfüllt worden. Nach vorgenommenen metrologischen Untersuchungen gehen erst 115 gut erhaltene Stücke[36]) auf eine Bruttomark von 190 g. 149⅓ Schilling wurden nur t h e o r e t i s c h aus der Mark Fein ausgebracht, tatsächlich gingen 115 . 1000 : 736 = 156 Stück auf 1 feine Mark, oder es betrug der Unterschied zwischen dem Nennwert und dem Metallwert nicht 9, sondern 16 Schilling. Soviel zu den Berechnungen des C. Was er jedoch mit ihnen beweisen wollte, hat er bewiesen.

Im lateinischen Text der Denkschrift fährt er dann folgendermaßen fort: „Hujus generis nummismata sunt Vinrici, Ulrici et Conradi, que interdum reperiuntur in Thesauris. Deinde post cladem Prussie et bellum supradictum cepit detrimentum reipublice in dies magis ac magis in moneta apparere. Nam Henrici solidi aspectu quidem similes supradictis, non amplius reperiuntur habere quam tres quintas argenti. Crescebatque error hic donec inverso ordine ceptum est tribus partibus eris quartam agenti misceri, ut iam non argenti moneta, sed cuprea rectius diceretur, pondus tamen retinebat solidorum CXII in selibra. Cum autem minime conveniat novam ac bonam monetam introducere antiqua viliore remanente, quanto hic magis erratum est vetere meliore remanente viliorem novam introducendo que non solum infecit antiquam sed ut ita dicam expugnavit. Cui errori dum sub magistratu Michaelis Rosdorff obviare vellent ac monetam in pristinum meliorem statum reducere: Cudebant novos solidos quos nunc grossos vocamus: sed cum antiqui viliores non viderentur sine jactura aboleri posse una cum novis insigni errore permanserunt. Transibantque duo solidi antiqui pro uno novo, factumque tunc est, quod duplex marcha plebi ingereretur novorum videlicet solidorum et antiquorum. Illorum marcha nova sive bona horum vero antiqua sive levis, solidorum utrobique sexaginta. Oboli vero in suo usu manebant. Ita ut pro solido antiquo sex dumtaxat commutarentur pro novo vero XII. Nam ab initio duodecim obolorum fuisse solidum facile conjici potest. Sicut enim quindenum numerum vulgo mandel vocamus, ita in plerisque germanie terris vox illa schilling pro duodenario numero durat. Perseveravit autem novorum solidorum appellatio usque ad memoriam nostram: quomodo demum grossi facti sint inferius dicam.

Novorum igitur solidorum marche VIII per sexaginta, libram unam puri argenti continebant: quod ex eorum compositione satis apparet.“ Zu deutsch:

„Dieser Art sind die Münzen Winrichs, Ulrichs und Konrads (die Reihenfolge der genannten Hochmeister müßte richtig lauten: Winrich, Conrad, Ulrich), die bisweilen in Kassen gefunden werden. Darauf, nach der Niederlage Preußens und dem oben erwähnten Kriege, begann der Verfall des Staates täglich mehr und mehr in der Münze in Erscheinung zu treten; denn die Schillinge Heinrichs (von Plauen), dem Aussehen nach zwar den oben erwähnten ähnlich, wurden nur noch von einem Feingehalt von 3/5 Silber befunden. (Nach neueren Feststellungen halten 2 Arten von Schillingen Heinrichs 469 und 417/1000, also etwas über 2/5, und nur eine Art 625/1000 oder über 3/5 fein).[37]) Dieser Irrtum wuchs so lange, bis man in umgekehrter Ordnung begann, 3 Teilen Kupfer 1 Teil Silber beizumischen, so daß man schon nicht mehr von einer Silbermünze, sondern

richtiger von einer kupfernen reden müßte. (Hier denkt C. wohl an die geringhaltigsten Schillinge Michael Küchmeisters (1414—1422) mit einem Gehalt von $^{262}/_{1000}$ fein).[38]) Das Gewicht der 112 Schillinge entsprach dennoch ½ Pfunde. (Der Vorschrift nach sollten 112 Schilling auf eine Gewichtsmark gehen,[39]) tatsächlich war das aber nur bei einer Sorte, der 7. Art, der Fall).[40]) Da es aber keineswegs angeht, eine neue und gute Münze einzuführen, wenn die alte minderwertige in Umlauf bleibt, um wieviel irriger ist es dann noch, eine bessere alte zu belassen, wenn man eine neue minderwertige einführt. Sie hat nicht bloß die alte entwertet, sondern sozusagen verdrängt. Während man unter der Regierung Michael Roßdorffs (hier meint C. den Hochmeister Paul von Rußdorf (1422—1441), gibt ihm aber fälschlich den Vornamen Michael, den sein Vorgänger Küchmeister von Sternberg geführt hatte) diesen Irrtum abstellen und die Münze auf den alten besseren Stand zurückführen wollte, schlug man neue Schillinge, die wir jetzt Groschen nennen. (Die neuen Schillinge Paul von Rußdorfs hielten $^{514}/_{1000}$ Fein).[41]) Aber da man die alten minderwertigen (hierunter versteht man die 3.—6. Art der Schillinge Michael Küchmeisters) ohne Verlust nicht glaubte abschaffen zu können, ließ man sie in ungeheuerem Irrtum zusammen mit den neuen in Umlauf. Es gingen nun 2 alte Schillinge für einen neuen, und es wurde alsdann bewirkt, daß dem Volke eine zweifache Mark, nämlich neuer und alter Schillinge aufgenötigt wurde. Eine Mark jener Schillinge (nannte man) neue oder gute, eine Mark dieser dagegen alte oder leichte, beide zu 60 Schilling. Die Pfennige aber behielten ihren alten Wert, und zwar so, daß für einen alten Schilling nur 6, dagegen für einen neuen 12 gewechselt wurden; denn daß von Anfang an 12 Pfennig 1 Schilling gewesen sind, ist leicht zu vermuten. Wie wir eine Anzahl von je 15 gemeinhin eine Mandel nennen, so besteht in den meisten deutschen Ländern die Bezeichnung Schilling für eine Zwölfzahl. Es hat sich aber die Benennung neue Schillinge in der Erinnerung bis auf unsere Zeit erhalten. Wann endlich Groschen geschlagen wurden, werde ich später sagen.

Von den neuen Schillingen enthielten also 8 Mark zu 60 Schilling 1 Pfund Feinsilber, was aus ihrer Zusammensetzung zur Genüge zu ersehen ist."

[Von kleineren geschichtlichen und numismatischen Irrtümern abgesehen, haben die in C.' Ausführungen geäußerten allgemeinen Grundsätze auch heute noch ihre Bedeutung. Durch den deutschen Text der Denkschrift wird das Verhältnis der alten, schlechten Schillinge zu den neuen, guten noch klarer beleuchtet. Er lautet in Fortführung des zuletzt angeführten Satzes:]

Es ist nun aber so, daß die Geldstücke, die jetzt Groschen genannt werden, früher Schillinge gewesen sind und daß 8 Mark derselben 1 Pfund Feinsilber gehalten

haben („inne gehabtt"). Das sind 2 Mark lötiges Silber, wie sich aus ihrer Materie ergibt.

Da ihr Feingehalt („graenn") zur Hälfte aus Silber und Kupfer besteht und dieselben 8 Mark zu 60 Schilling an der Zahl viel unter 2 Pfund wiegen, sind sie neue Schillinge und ihre Mark ist neue oder gute Mark genannt worden; denn daneben sind andere alte Schillinge gewesen und deren Mark ist als alte oder geringe Mark bezeichnet worden. Diese sind zwar an Gewicht den neuen gleich gewesen, aber an Güte um die Hälfte verschieden, das heißt halb so viel wert, da ihr Zusatz nur ¼ Silber gewesen ist, und 16 Mark von diesen, die 4 Pfund wogen, haben 1 Pfund Feinsilber enthalten, das sind 2 Mark lötiges Silber.

[Was C. hier erklärt, wird durch die neueren Feststellungen im ganzen bestätigt. Wenn er sagt, daß der Feingehalt der zu seiner Zeit Groschen genannten besseren Schillinge Paul von Rußdorfs zur Hälfte aus Silber bestanden hätten, so kommt er der Wahrheit sehr nahe. Sie halten tatsächlich mit 514/1000 Fein[42]) nur etwas mehr, als er angibt, und wiegen im Durchschnitt 1,61 g. Die alten Schillinge Michael Küchmeisters dagegen halten, wenn wir die geringhaltigsten in Betracht ziehen, im großen und ganzen nur halb so viel, nämlich 262/1000 Fein,[43]) und wurden deshalb auch nur halb so hoch wie die neuen bewertet. Ihr Durchschnittsgewicht ist allerdings dem der Schillinge Paul von Rußdorfs nicht gleich, sondern beträgt meist nur 1,50 g, also 0,11 g weniger.

Es weichen unsere heutigen Berechnungen von denen des C. auch noch in einem anderen Punkte ab. Er sagt 8 Mark zu 60 Schilling an der Zahl, also 480 Stück, hätten viel unter 2 Pfund gewogen. Auf Grund unserer heutigen Untersuchungen kommen wir zu folgenden Ergebnissen. Nach seinen obigen Angaben war

½ Pfund = 1 Gewichtsmark = 112 Schilling = heute 190 g, also
2 „ = 4 „ „ = 448 „ = „ 760 g.

Nun ergibt sich bei einem Durchschnittsgewicht von 1,61 g für die in Betracht kommenden Schillinge Paul von Rußdorfs ein Gesamtgewicht von 1,61 . 480 = 772,8 g, d. h. nicht „viel unter", sondern sogar 12,8 g über dem Normalsatz. Ähnlich verhält es sich mit seiner Bemerkung über die minderwertigen Schillinge Michael Küchmeisters, von denen 16 Mark oder 60 . 16 = 960 Stück, 4 Pfund = 1520 g gewogen haben sollen. Bei einem Durchschnittsgewicht der 3 minderwertigen Schillingsgruppen von 1,58 g (Durchschnitt v. 1,66 g; 1,57 g und 1,50 g) kommen wir jedoch auf ein Gewicht von 1,58 . 960 = 1516,8 g oder nur 3 g weniger. Nur wenn wir die Gruppe der leichtesten und freilich auch zahlreichsten Schillinge von 1,50 g unserer Berechnung zugrunde legen, erhalten wir ein Gewicht von 1,50 . 960 = 1440 g oder von 80 g weniger, d. h. „viel unter" dem Normalsatz.

Es ist möglich, daß die wiederholt festzustellenden Differenzen zwischen C.' Angaben und den späteren Untersuchungsergebnissen David Braun Veranlassung gegeben haben, in seinem Buche: „Ausführlich-Historischer Bericht vom Pohlnisch- und Preußischen Münz-Wesen" S. 50 freilich ohne Beweis zu schreiben: „Da hat nun der gelehrte Copernicus, als der Gesandte des Kapitels von Ermland / eine Schrift an die Räthe übergeben / worinnen Er / neben den Rudimentis rei monetariae, auch etwas historice von vorigen Preußischen Münzen angeführet; jedoch gar zu kurz / und ohne deutliche Anzeigung der Zeiten / und der Münz-Ordnungen / welches zubeklagen / nachdem es ihme gar wol bewußt seyn müssen: wie er denn auch sehr superficial gerechnet / und mit denen Münz-Proben gar nicht eintrifft." Hierzu sei bemerkt, daß auch unsere heutigen, auf Grund neuerer Forschungen gefundenen Ergebnisse wegen der Unsicherheitsfaktoren, die in den Feingehalts- und Gewichtsproben stecken, keinen Anspruch auf absolute Richtigkeit erheben können und kleine Schwankungen durchaus in Rechnung gestellt werden müssen. Im übrigen zeigt ein Vergleich der beiden Fassungen der Denkschrift, daß in der lateinischen, Braun noch unbekannten Redaktion die in der deutschen fehlenden und von ihm vermißten Zeitangaben zum besseren Verständnis enthalten sind. Sie waren ohne Zweifel für die Mitglieder des preußischen Landtages sehr wertvoll. Im deutschen Text hinwiederum werden der Feingehalt und das Gewicht der Münzen etwas deutlicher bezeichnet. In beiden Ausarbeitungen heißt es hiernach gleichmäßig weiter:]

Danach, bei der Veränderung des Zustandes dieser Lande, als den Städten der Münzschlag überlassen wurde und sie ihrem neuen Privileg folgten, hat das Geld an Menge zugenommen, aber nicht an Güte; denn da hat man angefangen, 1/5 Silber 4/5 Kupferzusatz zu geben, so lange, bis die Mark lötiges Silber für 10 Mark und 1 Pfund Feinsilber für 20 Mark verkauft worden ist.

[Da C. von einer Veränderung des Zustandes dieser Lande spricht, meint er die Zeit nach dem Abfall des Preußischen Bundes vom Orden. In dieser Zeit überließ der König von Polen den Städten Thorn, Elbing und Danzig durch besondere Privilegien den Münzschlag. Seit 1457 sank der Feingehalt der Schillinge allerdings sehr stark, und zwar in Thorn auf 3 Lot 16 Grän, bzw. 3 Lot 2 Grän, in Danzig auf 3 Lot 12 Grän und in Elbing auf 3 Lot 12½ Grän.[44]) Er hätte hiernach bei den städtischen Prägungen in runder Zahl nach unserer heutigen Berechnung 232/1000 Fein betragen. Die Ordensschillinge waren in dieser Zeit unter Heinrich Reuß von Plauen (1467—1470) im Feingehalt mit 3 Lot 17 Grän[45]) = 246/1000 noch etwas besser. Diese Berechnungen stimmen im ganzen mit den Angaben überein, die wir in dem Bericht von dem Elbinger Landtag vom 15. Februar 1467 finden, wo die Münzmeister des Ordens und

der Städte an den beiderseitigen Schillingen eine Probe vornahmen und nur einen kleinen Unterschied im Feingehalt feststellten. Alle Münzen hielten mit geringen Schwankungen 6 Skot[46]) = 4 Lot = $^{250}/_{1000}$ Fein. Wenn C. also sagt, daß die Stadtschillinge nur $^{1}/_{5}$ Silber = $^{200}/_{1000}$ enthalten hätten, so stellt er den ohne Zweifel recht geringen Feingehalt des Geldes noch geringer dar, als er in Wirklichkeit war. Daß die Stadtvertreter darüber verstimmt gewesen sein werden, kann man sich wohl denken. Der genannte David Braun sagt denn auch zu C.' Bemerkung: „Über alles hat Er übel gethan / daß Er darinn die 3 grosse Preußische Städte zur Ungebühr anzapffet / als ob sie nach der Incorporation mit Pohlen / von $^{1}/_{5}$ Silber und 4 Theilen Kupfer / thut etwa 3 löthiges / gemünzet / also aus solcher Mark brutto, 2 Mark Geldes oder 120 Schillinge / thut aus 1 Marck fein 10 Marck Geldes / bis es endlich auff 12 Marck Geldes ausgemünzet sey. Er verschweiget aber / daß Anno 1467 die Münzen der Städte im Land-Tage zu Elbing probiret / und von 6 Schottgewicht Silbers befunden / und daß damahls mit dem Hochmeister verglichen worden / daß sie ferner aus der Marck / die 6 Schottgewicht Silbers hielte / 8 Marck Geldes münzen sollen ..." Soweit Braun. Im übrigen ist er mit seiner Ausführung insofern im Irrtum, als er meint, aus 1 Mark Fein seien damals nicht 10—12 Mark Geldes gemünzt worden. Er beachtet nicht, daß seit dem 13jährigen Kriege bis Johann von Tiefens Münzreform auch das Bruttodurchschnittsgewicht der Schillinge, wie metrologische Untersuchungen ergaben, mit 1,34—1,44 g erheblich geringer war als früher mit meist über 1,60 g, so daß schon 1467 132 Schillinge statt 115—120 wie früher, auf die rauhe Mark und, da sie einen Feingehalt von genau $^{247}/_{1000}$ hatten, 534 (132 . 1000 : 247) auf die feine Mark von 190 g gingen. Es kamen damals zwar nicht 10 . 60 = 600 Schillinge, sondern 66 Stück weniger oder nicht ganz 9 Geldmark auf die feine Mark. Unter Martin Truchseß (1477—1489) aber wurden 706 Schilling oder 11¾ Geldmark aus der feinen Mark ausgemünzt. (Gewicht des Schillings 1,34 g; auf die rauhe Mark 142 Stück; Feingehalt $^{201}/_{1000}$;[47]) auf die feine Mark 142 . 1000 : 201 = 700 Stück). C. fährt dann fort.]

Nachdem aber neben der neuen Münze auch ein Teil der alten im Umlauf gewesen war, folgte daraus, daß die früheren neuen Schillinge Sköter geworden sind, so daß 24 auf eine geringe Mark gerechnet wurden; denn 1 Mark der gemeinen neuen gemünzten Schillinge, 60 an der Zahl, ist nicht viel besser gewesen, als die 24 Sköter.

[Die Bemerkung des C., daß die früheren neuen Schillinge Sköter geworden seien, ist uns neu, und wir müssen versuchen, die Bedeutung dieser Worte zu ergründen. Bei den „früheren neuen Schillingen" haben wir, falls nicht auch schon

die seit dem 1. April 1416 — 10. März 1422 mit einem Feingehalt von ^{531} und $^{545}/_{1000}$ geschlagenen Schillinge Michael Küchmeisters gemeint sind, ohne Zweifel an die unter Paul von Rußdorf (1422—1441) und Konrad von Erlichshausen (1441—1449) mit ^{514} und $^{509}/_{1000}$ Feingehalt herausgebrachten Schillinge zu denken. Sie waren gegenüber den geringhaltigsten unter Michael Küchmeister 1416 (3.—6. Art) und den letzten unter Ludwig von Erlichshausen (1454—1467) und seinen Nachfolgern bis zur Münzreform Johann von Tiefens geschlagenen Schillinge, die schließlich einen Feingehalt von nur noch $^{201}/_{1000}$ besaßen, von mehr als noch einmal so hohem Silbergehalt. Wenn C. nun diese guthaltigen Schillinge als Sköter bezeichnet, so dürfen wir nicht an die Sköter, Skot oder Schoter der alten Zeit denken; denn diese waren ja nicht ausgeprägte Münzen, sondern nur ein Wertbegriff, wobei 24 Skot auf eine Mark gingen und gleich 60 der ersten hochprozentigen Schillinge gerechnet wurden. 1 Skot war = 2½ dieser feinhaltigen Schillinge. Jetzt aber erfährt dieser Begriff des Skoters bei C. insofern eine Abwandlung, als d i e n e u e n S c h i l l i n g e der genannten Hochmeister mit über $^{500}/_{1000}$ Fein S k ö t e r g e n a n n t werden. Tatsächlich bildete sich zwischen diesen und den immer geringhaltiger werdenden Schillingen, die schließlich bis auf $^{201}/_{1000}$ gesunken waren, das gleiche Wertverhältnis heraus, wie es bis 1410 zwischen Skot und Schilling bestanden hatte. Es gingen jetzt dem Feingehalte nach auf einen dieser Schillinge von über $^{500}/_{1000}$ Fein 2½ der nur $^{201}/_{1000}$ oder etwas darüber haltenden Schillinge, so daß C. mit recht sagen konnte, daß 60 Schillinge an der Zahl nicht viel besser gewesen seien als 24 Sköter, wenngleich uns diese Bezeichnung in den Quellen sonst nicht begegnet. Das Neue liegt also darin, daß der Skoter, wenn er dem „früheren, neuen Schilling" gleichgesetzt wird, nicht mehr Rechnungsmünze ist, sondern Gestalt angenommen hat und im Verhältnis zum „geringen" Schilling auch ein „geringer" Sköter war und 24 von diesen sogenannten Sködern auf eine „geringe" Mark gerechnet wurden. C. sagt dann weiter:]

Danach aber, als diese Sköter auch verschwanden, weil sie nach ihrer Geltung („achtunge") auch in Pommern und in der Mark (Brandenburg) angenehm und gangbar waren, hat man es für gut befunden, sie wiederum durch eine Satzung oder Erhöhung auf einen Groschen, das sind 3 Schillinge, ins Land zu ziehen.

[Aus den Acten des Elbinger Landtages vom 15. Febr. 1467[48]) wissen wir, daß der Statthalter von Königlich-Preußen den Vorschlag machte, „den alten, neuen Schilling", den C. hier offenbar im Auge hat und der damals viel außerhalb des Landes kursierte, auf 13 Pfennig des gegenwärtigen Geldes zu setzen. Dadurch, hoffte er, würden die Kaufleute, wenn sie dieses hörten, veranlaßt wer-

den, ihn wieder ins Land zu bringen. Eine Erhöhung auf einen Groschen = 3 Schilling fand gesetzlich aber nicht schon damals, sondern erst bei der Münzenreform Johann von Tiefens statt.]

Dieses ist ein großer Irrtum und für solch einen trefflichen Rat nicht sehr rühmlich gewesen, gleich als ob sie sich ihres eigenen Übels gefreut hätten und Preußen nicht ohne die Groschen hätte sein mögen, wo sie doch nicht besser waren als 15 Heller und ohne sie sonst überflüssig genug Münzen in Preußen waren. Demnach sind die Groschen den 3 Schillingen an Güte im fünften oder sechsten Teil ungleich gewesen. Da sie aber der irrigen Satzung nach gleich wert geachtet sind, haben sie den Wert der Schillinge herabgesetzt („erniddertt die wirdickeit der schillinge") und die gebräuchliche Geltung („gebrechliche achtunge", Schütze schreibt „gebreuchlige achtung") des vermischten Geldes mit der Güte verworren.

[Wenn C. hier bemerkt, daß die Groschen den 3 Schillingen um $^1/_5$ oder $^1/_6$ im Feingehalt ungleich gewesen seien, hat er vollkommen recht. Hierbei wird man einerseits den Feingehalt der Groschen Johann von Tiefens mit $^{521}/_{1000}$ sowie Friedrichs von Sachsen und Albrechts von Brandenburg mit $^{500}/_{1000}$ und andererseits den Feingehalt der Schillinge Ludwig von Erlichshausens mit $^{274}/_{1000}$, sodann Heinrich Reuß von Plauens mit $^{245}/_{1000}$, Heinrich Reffles mit $^{236}/_{1000}$ und der beiden nächsten Meister Martin Truchseß und Johann von Tiefen mit $^{201}/_{1000}$ in Betracht ziehen müssen. Schon das dreifache des Feingehaltes der geringhaltigsten Schillinge von $^{201}/_{1000}$ übertraf hiernach um $^1/_5$—$^1/_6$ den Feingehalt der Groschen von $^{500}/_{1000}$ fein. Es unterliegt also in der Tat keinem Zweifel, daß der innere Wert der Schillinge bei der Festsetzung: 1 Groschen = 3 Schilling ganz bedeutend herabgesetzt, dagegen derjenige der Groschen ungebührlich heraufgesetzt wurde. Daß durch diese Gleichsetzung eine große Verwirrung im Geldwesen angerichtet werden mußte, ist einleuchtend. Mit vollem Recht fährt C. daher fort:]

Deshalb hat von Tag zu Tage die Geltung des Geldes mehr und mehr abgenommen, und dennoch hat man mit dem Münzschlag („munczenn") nicht aufhören wollen, und da es die Unkosten nicht austragen wollte, daß man eine der vorigen gleich gute Münze schlagen konnte, ist sie immer geringer geworden, so daß sie auch der sinkenden Geltung nicht mehr genügte. Weil nun die letzte Münze der vorigen stets an Güte ungleich wurde, hat auch die letzte immer die vorige Geltung zerstört und verdrängt, so lange, bis die Geltung der Schillinge mit der Güte der Groschen gleich geworden ist („sich hott vorgleichett") und nun 12 Mark gering für 1 Mark lötiges Silber und 24 Mark für 1 Pfund Feinsilber gelten. (Lat. Text: „marche XXIV leves pro una libra cederent argenti.") Dennoch ist kein Aufhören, wiewohl die Schillinge mit den Groschen hinsichtlich der Geltung gleich geworden sind („wie wol sich die schillinge mit den groschen

noch der achtunge vorgleichett"), so folgen nun noch neue Groschen, die zum wenigsten am Gewicht leichter sind („am schroet fehel habenn"); denn 26 Mark derselben im Gewicht von 2 Pfund haben 1 Pfund Silber. Was ist nun anders zu erwarten, als daß man in Kurzem für 1 Pfund Silber 26 Mark und für die Mark lötiges Silber 13[49]) Mark wird bezahlen müssen („wirdt mussen geldenn"), wofür es noch kaum zu haben sein wird. („wo es nicht vorkommen wyrdtt").

[Es ist nicht klar, was C. mit seiner Bemerkung: die Geltung, d. h. der Nennwert, der Schillinge sei der Güte der Groschen gleich geworden, sagen will. Was aber das Rauhgewicht der neuen Groschen angeht, die unter Friedrich von Sachsen und Albrecht von Brandenburg geschlagen sind, so hat allerdings eine Nachprüfung ergeben, daß der Groschen unter Hochmeister Friedrich noch ein Durchschnittsgewicht von 1,45 g, unter Albrecht von Brandenburg in den Jahren 1513—1514 von 1,40 g, von 1515—1520 von 1,38 g und 1521—1525 von 1,30 g ergeben hat, also tatsächlich, wie C. sagt, immer leichter geworden ist. Bemerkt sei hierbei jedoch, daß das Gewicht der Groschen Hochmeister Albrechts nach den Angaben des Münzmeisters Plate stets 1,47 betragen haben soll.[50]) Er sagt, es seien sowohl bei den 8 wie bei den 7¾lötigen Groschen 129 Stück auf die rauhe Mark („am Schrot" gegangen, d. h. 129 Stück auf ein Markgewicht von 190 g, also 190 : 129 = 1,47 g. Dieses Gewicht läßt sich aber nur ausnahmsweise bei sehr gut erhaltenen, schweren Exemplaren feststellen. Es wird deshalb doch wohl die Bemerkung des C. als richtig anzusehen sein. Auch der Feingehalt sank sogar etwas, wenn auch nicht viel, von $^{500}/_{1000}$ unter Friedrich von Sachsen und in den Jahren 1513—1514, auf $^{485}/_{1000}$ in den Jahren 1515—1520 und 1521—1525. C. schließt seinen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des preußischen Münzwesens im deutschen Text mit den Worten:]

So großen Gebrechen ist die Preußische Münze und dadurch das ganze Land unterworfen. Nur die Goldschmiede haben aus des Landes Schaden und Abbruch einen Vorteil („nemen genys"), da sie das gute Geld an sich bringen. Aus dem Haufen lesen sie die alten Münzen aus, scheiden das Silber aus, verkaufen es und nehmen stets von neuem von dem unverständigen Volke aus anderen Münzen immer mehr Silber. Wenn dann solche alten Schillinge ganz verschwunden („undergangen") sind, lesen sie die aus, die ihnen (im Feingehalt) am nächsten sind, gleich wie den Weizen aus den Trespen (Unkraut). Die Not erfordert, daß diese Gebrechen bei Zeiten reformiert werden, ehe ein großer Fall geschieht, und daß zum wenigsten 1 Pfund Silber auf 20 Mark und 1 Mark lötiges Silber auf 10 Mark gebracht und nach oben angezeigter Weise beständig gehalten wird.

[Wenn C. hier fordert, daß der Preis für 1 Mark lötigen Silbers, d. h. für 190 g, auf 10 Geldmark, oder 10 . 60 = 600 Schilling festgesetzt werden solle, so ist es aufschlußreich und bezeichnend für die Preissteigerung im Ordenslande, wenn wir hören, daß 1399 die gleiche Mark Silber nur 2 Geldmark = 120 Schilling,[51]) 1414 noch 2 Mark 8 Skot = 140 Schilling, 1415 aber bereits 5 Mark[52]) = 300 Schilling, 1423 7 Mark[53]) = 420 Schilling, 1439 7 Mark 12 Skot[54]) = 450 Schilling gekostet hatte.

Auf den 2. Teil der deutschen Denkschrift rückblickend, können wir sagen, daß C. es in diesem oftmals noch an genauen Zeitangaben fehlen läßt, daß seine sonstigen Ausführungen bisweilen an Ungenauigkeit und an zu großer Kürze leiden. Wiederholt sind sie auch mit den sicheren Quellenangaben und Münzproben, wie schon Braun bemerkt hat, nicht ganz in Einklang zu bringen und werden durch die neueren Forschungen überholt. Obwohl unsere Kenntnis des preußischen Münzwesens durch seinen kurzen Überblick nur in wenigen Punkten erweitert wird, ist es doch zu seiner Zeit wohl das erstemal gewesen, daß eine solche Übersicht versucht worden ist. Sie konnte nur von einem Manne gegeben werden, der durch fleißiges Studium im Stoffe stand und ihn meisterlich beherrschte. Darin liegt sein Verdienst.

In der lateinischen Redaktion der Denkschrift folgt das in dem zuletzt angeführten Abschnitt des deutschen Textes Gesagte fast wörtlich etwas später, es werden hier jedoch in Fortführung der deutschen Abfassung noch weitere Ausführungen gemacht. Der Verfasser sagt: Die Gewohnheit, die Münze zu verfälschen und auszuplündern, habe bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört. So sei es eine Schande und ein Schmerz zu sagen, in welchem Zustande sie sich jetzt befinde. Heute sei es so, daß 30 Mark kaum 1 Pfund Silber enthielten. („In tantam enim vilitatem hodie collapsa est, ut XXX marche unam libram argenti vix contineant"). Wenn nicht bald Abhülfe geschaffen werde, dann werde Preußen, leer an Gold und Silber, nur noch Kupfermünzen haben. Dann werde jeder Handel mit dem Auslande aufhören; denn welcher fremde Kaufmann werde seine Waren für Kupfermünzen verkaufen und welcher einheimische Kaufmann könne in fremden Ländern Waren für solche Münzen einkaufen? Diesen ungeheueren Verfall des preußischen Staates sähen diejenigen, die es angehe, in träger Nachlässigkeit geringschätzig mit an und duldeten, daß das geliebte Vaterland, dem sie nächst Gott alles verdankten, von Tag zu Tage mehr verfalle.

Darauf beklagt C. sich, ähnlich wie in der deutschen Redaktion der Denkschrift, auch hier darüber, daß die Goldschmiede das guthaltige Geld aufkaufen und einschmelzen. Dadurch, fährt er fort, werde bewirkt, daß Gold, Silber, Getreide, die häuslichen Bedürfnisse, die Arbeit der Handwerker, kurz, alles, was der Mensch

brauche, teuer werde. In Teilnahmslosigkeit erwäge man nicht, daß die Teuerung aller Dinge von der Entwertung des Geldes herkomme. Alles steige und falle mit dem Werte des Geldes. Nicht durch Erz und Kupfer, sondern durch Gold und Silber würden die Preise bestimmt; denn Gold und Silber seien gewissermaßen die Grundlage der Münze, auf der ihr Wert beruhe. („Nam aurum et argentum dicimus esse tanquam basim monete cui incubat eius estimatio").

Vielleicht behaupte jemand, geringhaltiges Geld sei für die Bedürfnisse des Lebens vorteilhafter; denn es unterstütze den Armen, da er sich für einen geringen Preis sein Getreide und alle übrigen Bedürfnisse des Lebens leichter kaufen könne, während durch gutes Geld alles teurer werde und die Pächter und Zinspflichtigen mehr als gewöhnlich belastet würden. Diese Ansicht würden nur diejenigen loben, denen es bisher erlaubt gewesen sei, die Münze zu schlagen, und vielleicht auch Kaufleute und Handwerker, die deswegen keinen Schaden erleiden, weil sie ihre Waren und ihre Produkte zum Goldwert verkaufen und, je wertloser die Münze sei, desto mehr für sie verlangten. Betrachte man aber den allgemeinen Nutzen, so könne man nicht leugnen, daß ein vorzügliches Geld nicht bloß für den Staat, sondern auch für alle seine Bewohner vorteilhaft, geringwertiges dagegen verderblich sei. („Verum si communem utilitatem respicient, negare utique non poterunt prestantem monetam non modo reipublice, verum etiam sibi ac omnium hominum ordini salutarem, exiguam vero perniciosam esse"). Daß es so sei, lehre außer vielen Gründen auch die tägliche Erfahrung. Die Länder blühten am meisten, die gutes Geld hätten, während diejenigen, die schlechtes hätten, sänken und zu Grunde gingen. So hätte auch Preußen einstmals in Blüte gestanden, als 1 Preußische Mark 2 Ungarische Gulden gegolten und als, wie oben gesagt worden sei, ½ Pfund, d. i. 1 Mark Feinsilber, 2 Preußische Mark und 8 Skot gekostet habe. Jetzt aber, wo die Münze von Tag zu Tage schlechter werde, werde das Vaterland durch diese Pest und andere Übel an den Rand des Abgrundes geführt.

Es stehe außerdem fest, daß in Ländern, die gutes Geld hätten, Künste und Gewerbe blühten und Überfluß an allen Dingen sei. Wo dagegen schlechtes Geld im Umlauf sei, herrsche Trägheit, Müßiggang und Gleichgültigkeit. Die Pflege der Künste und des Geistes würden vernachlässigt, der Überfluß an allen Dingen gehe verloren. Noch sei in aller Erinnerung, wie man in Preußen Getreide und Lebensmittel für billiges Geld hätte kaufen können, als gutes Geld im Umlauf gewesen sei. Jetzt aber, wo es wertlos sei, seien alle Dinge, die zum Lebensunterhalt und menschlichen Gebrauch gehörten, teuer geworden. Aus alledem könne man ersehen, daß leichtes Geld die Trägheit fördere und der Armut der Menschen keine Hülfe bringe. Auch könne eine Verbesserung der Münze die Zinspflichtigen

nicht erheblich bedrücken. Wenn sie mehr als gewöhnlich ihrem Herrn zu zahlen schienen, so würden sie auch ihre Feldfrüchte, ihr Vieh und alle Dinge dieser Art für einen höheren Preis verkaufen. Ausgaben und Einnahmen würden durch die Münze in gleichem Verhältnis steigen.

Im lateinischen Text schließt C. hier bereits einige Reformvorschläge an. Sie sollen jedoch nicht an dieser Stelle, sondern besser beim 3. Teil der Denkschrift, der seine Reformvorschläge im ganzen enthält, herangezogen werden. Zunächst möge hier folgen, was er in der lateinischen Ausarbeitung, gewissermaßen als Anhang, noch über das Verhältnis zwischen Gold und Silber sagt. („De argenti ad aurum comparatione").

Oben, fährt er fort, sei gesagt worden, daß Gold und Silber die Grundlage seien, auf der die Güte der Münze beruhe. Was von der Silbermünze auseinandergesetzt sei, gelte in noch höherem Maße für die Goldmünze. Es sei nur noch nötig, das Verhältnis („ratio") zu klären, nach dem Gold und Silber umgewechselt werden. Zuerst müsse man erforschen, in welchem Verhältnis der Preis des reinen Goldes zu dem des reinen Silbers stehe, um vom Allgemeinen zum Besonderen und vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Es bestehe ferner dasselbe Verhältnis zwischen rohem („informis") Gold und Silber wie zwischen gemünztem von gleichem Feingehalt und wiederum dasselbe Verhältnis zwischen gemünztem und Barrengold wie zwischen gemünztem und Barrensilber, wenn Legierung und Gewicht gleich seien. Das reinste Münzgold, das in Preußen vorkomme, seien die Ungarischen Gulden; denn diese hätten den geringsten Zusatz, and zwar nur soviel, wie für die Münzerkosten abgezogen werden müsse, so daß sie regelmäßig für reines Gold gleichen Gewichtes umgewechselt würden. Was ihnen an Gold fehle, ergänze die Würde des Münzstempels. Daraus folge, daß zwischen reinem Barrensilber und reinem Barrengold und zwischen dem gleichen Silber und Ungarischen Dukaten bei gleichem Gewicht das gleiche Verhältnis bestehe. 110 Ungarische Dukaten von vorgeschriebenem und gleichem Gewicht von 72 Grän machten 1 Pfund. (Unter Pfund verstehe er immer 2 Gewichtsmark). (Da nach unserm heutigen Gewichtssystem 1 Preußische Gewichtsmark = ½ Pfund rund 190 g schwer war, sind 2 Gewichtsmark = 380 g, und auf 1 Dukaten kämen 380 : 110 = 3,45 g. Da aber 1 Ungarischer Dukaten in Wirklichkeit im Durchschnitt 3,49 g wiegt, ergeben 110 Stück 383,90 g. Das würde im ganzen etwa das Gewicht 1 Dukatens mehr sein). Früher sei es aber auch vorgekommen, daß 11 Pfund Silber für 1 Pfund Gold gerechnet worden seien, daher scheine von altersher bestimmt gewesen zu sein, daß 10 Ungarische Dukaten den elften Teil eines Pfundes wiegen sollten. (Der elfte Teil eines Pfundes ist 380 : 11 = 34,5 g, was für 1 Ungarischen Dukaten gleichfalls ein Gewicht

von 3,45 g ergibt). Wenn bei gleichem Gewicht, fährt C. fort, auch heute noch derselbe Wert maßgebend wäre, würde man eine günstige Übereinstimmung des polnischen und preußischen Geldes haben. Falls man etwa 20 Mark aus 1 Pfund Silber machen würde, kämen 2 Mark auf 1 Dukaten, anstelle von 40 polnischen Groschen. (Es war damals 1 Mark Polnisch = 20 polnische Groschen). Aber später sei der Brauch aufgekommen, daß 12 Teile Silber = 1 Teil Gold gewesen seien. Es differiere das Gewicht mit dem Werte derart, daß 10 Ungarische Dukaten gegen $1^1/_{11}$ Pfund Silber gewechselt würden. ($1^1/_{11}$ Pfund sind heute 380 + 3,45 = 383,45 g. Auf diese Weise suchte man also die oben angedeutete Differenz auszugleichen). Wenn man also aus $1^1/_{11}$ Pfund Silber 20 Mark machen würde, würden die polnischen und die preußischen Münzen, Groschen für Groschen, gleich sein, und 2 Preußische Mark würden auf 1 Ungarischen Dukaten kommen. Der Preis für jedes Halbpfund Silber würde ungefähr 8 Mark 10 Schilling sein.

Falls man aber wegen der Minderwertigkeit der Münze und des Ruins des Vaterlandes einen derartigen Ausgleich für zu schwierig halten sollte, könnte man auch 15 Polnische Groschen für 1 Mark, und für 1 Ungarischen Dukaten 2 Mark 16 Skot festsetzen. Das könnte auf die genannte Art ohne große Schwierigkeit geschehen, wenn 24 Mark aus 1 Pfund Silber ausgebracht würden. So sei es gewesen, als der Preis für ½ Pfund Silber 12 Mark betragen habe und für diese Summe Ungarische Dukaten gewechselt worden seien. Dieses habe er nur als Beispiel angeführt; denn die Münze könne auf unbegrenzte Weise wiederhergestellt werden. Es sei unmöglich, alle Arten zu entwickeln, aber ein einstimmiger Beschluß könne nach reiflicher Überlegung dieses oder jenes bestimmen, je nachdem, wie es für den Staat am angemessensten schiene. („sed communis consensus matura deliberatione poterit hoc vel illud definire prout accommodatissimum videbitur reipublice“). Wenn die Münze einmal richtig nach dem Ungarischen Dukaten geregelt sei, werde man leicht auch andere Dukaten nach dem Gold- und Silbergehalt abschätzen können.

Hiermit schließt auch der 2. Teil der Denkschrift in lateinischer Sprache. Der besondere Wert der Ausführungen des Verfassers liegt darin, daß sie uns seine sehr beachtenswerten und modern anmutenden, nationalökonomischen Anschauungen offenbaren. Auch aus dieser Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Preußenlandes erkennen wir, daß unser Genius kein trockener Stubengelehrter war, der mit seinen Gedanken im wahrsten Sinne des Wortes in den Sternen wandelte, sondern ein Praktiker von erstaunlicher Aufgeschlossenheit für die Bedürfnisse des Lebens. Er stand mit beiden Füßen fest auf unserem Planeten.]

3. Teil. Praktische Reformvorschläge.

[Im dritten Teile legt C. nun seine Verbesserungsvorschläge vor. Wir gehen hierbei wiederum wie bei den andern von der ersten deutschen Fassung als Grundlage aus und erwähnen bei jedem Punkte die in der späteren lateinischen Überarbeitung gemachten weiteren Ausführungen. Er sagt:]

Nun wollen wir ein Exempel geben, wie solche Reformation geschehen könnte. Zum ersten: Es werde nur eine Stelle zum Münzen bestimmt („angesatczett"), wo die Münze nicht im Namen einer Stadt oder mit ihrem Gepräge, sondern im Namen des ganzen Landes geschlagen werde.

[Den gleichen Vorschlag macht er im lateinischen Text unter Nr. 2, fügt ihm aber noch die Bemerkung bei: „hujus sentencie efficaciam moneta polonica demonstrat que propter hoc solum retinet estimationem suam in tanta terrarum amplitudine'. Zu deutsch: „Die Richtigkeit dieser Ansicht zeigt die polnische Münze, die nur aus diesem Grunde im ganzen, weiten Lande ihren Wert behält."

Dieser Punkt ist für C. anscheinend von besonderer Bedeutung gewesen; denn bereits im zweiten Teile seiner Denkschrift hat er sich hierüber noch etwas weiter ausgelassen, indem er sagt: „Cavenda imprimis erit confusio ex varietate diversarum officinarum in quibus cudenda est proveniens: Multiplicitas enim uniformitatem impedit majorisque negocii est plures officinas in officio rectitudinis conservari quam unam." „Vor allem wird die Verwirrung vermieden werden müssen, die durch die Mannigfaltigkeit verschiedener Münzstätten entsteht. Sie verhindert die Gleichheit. Es ist beschwerlicher, mehrere Werkstätten einheitlich zu erhalten, als eine."

Bei der letzten Redaktion der Denkschrift sind an dieser Stelle folgende Sätze fortgelassen: „Conduceret itaque, unam et communem esse in tota prussia officinam monetariam, in qua ommis generis moneta ex uno latere nummismate sive insigniis terrarum prussie signetur, ita ut superne coronam supereminentem habeat, ut ex hoc regni superioritatem recognoscat, ex altero vero latere ducis prussie insigne pre se ferat, Corona regni incumbente.

Quod si renitente principe prussie fieri non posset, eo quod propriam officinam habere contenderet, duo ad summum designentur loca." „Es würde daher sehr nützlich sein, wenn eine gemeinsame Münzstätte in ganz Preußen wäre, in der Münzen aller Art auf der einen Seite mit dem Zeichen der preußischen Lande und mit einer Krone darüber versehen werden, damit man daran die Superiorität des Königreiches erkennen könnte, auf der andern aber mit dem Wappen des Herzogs von Preußen unter einer Reichskrone.

Falls dieses wegen des Widerspruchs des Herzogs von Preußen nicht geschehen könnte, weil er eine eigene Münzstätte zu besitzen wünscht, mögen allerhöchstens 2 Orte bestimmt werden."

Dann heißt es im zweiten Entwurf in Anlehnung an den letzten Satz weiter: „Duo igitur ad summum designentur loca, unus in terris regie majestatis, alter in ditione principis. In primo cudatur moneta que ex uno latere insigniis regalibus ex altero terrarum prussie signetur. In secunda autem officina ex uno latere insigniis regiis ex altero vero nummismate principis signetur, ut utraque moneta imperio regio subsit et sue majestatis mandato in usu tocius regni sit et accepta. Que res ad animorum conciliationem et negociationum communionem non parum ponderis est habitura.

Opere precium autem erit quod he due monete unius sint grani valoris et extimationis et vigili cura primatum reipublice juxta ordinationem nunc instituendam perpetuo perseverent. Et quod principes utrinque nihil lucri ex monete cussione senciant, sed tantum dumtaxat eris addatur et ipsa extimatio valorem excedat, ut impendiorum jactura sarciri possit et conflandi monetam adimatur occasio."

„Zwei Orte sollten allerhöchstens bestimmt werden, der eine in den Ländern ces Königs, der andere im Gebiete des Fürsten. Im ersten schlage man eine Münze, die auf der einen Seite mit den Königlichen Insignien, auf der andern mit denen der preußischen Lande versehen ist. In der zweiten Werkstätte möge die Münze auf der einen Seite mit den Königlichen Insignien, auf der andern aber mit denen des Fürsten bezeichnet werden, damit beide Münzen unter Königlicher Hoheit stehen und durch einen Befehl Sr. Majestät im ganzen Reiche in Umlauf gesetzt und angenommen werden. Dieses würde zur Versöhnung der Gemüter und für die gegenseitigen Handelsbeziehungen von nicht geringer Bedeutung sein.

Es wird aber der Mühe wert sein, darauf zu achten, daß diese beiden Münzen denselben Feingehalt und Nennwert haben und durch die wachsame Sorge der Staatsmänner gemäß der jetzt zu treffenden Anordnung immer behalten und daß dic beiderseitigen Fürsten keinen Gewinn aus dem Münzschlag haben, sondern daß nur soviel Kupfer beigemischt wird und der Nennwert nur soweit den Metallwert überschreitet, daß der Verlust der Unkosten gedeckt werden kann und der Anreiz zum Einschmelzen der Münze genommen wird."

Solchen Vorschlägen bezüglich einer Einheitsmünze für beide Teile Preußens, wie C. sie hier macht, begegnen wir übrigens schon 60 Jahre früher. Als nach Beendigung des 13jährigen Krieges die beiderseitigen Abgesandten erstmalig am 15. Februar 1467 auf einer Tagfahrt zu Elbing[55]) zusammenkamen, wurde vom

Vertreter des Ordens, Heinrich Reuß von Plauen, bei den Beratungen der Vorschlag gemacht, man solle in beiden Landesteilen eine Münze schlagen, die nicht zu gering, aber auch nicht zu hoch im Feingehalt sei, damit sie im Lande bleibe. Sie solle in beiden Teilen gang und gäbe sein und, damit sie ihren Wert behalte, am besten nur an zwei und nicht an vier oder fünf Stellen geschlagen werden, an dem einen Ort vom König, am andern vom Hochmeister. Nach reiflicher Überlegung war einige Tage später, am 18. Februar, denn auch von beiden Teilen beschlossen worden, in beiden Landesteilen eine Münze von gleichem Gewicht, Feingehalt und Gepräge zu schlagen. Auf der einen Seite sollte sie das Gepräge des Königs, auf der andern das Wappen des Ordens tragen. („Dornach wart . . . von beiden teilen dirkant, so man eyns wurde und eyne montcze sloen muste, das man die an beiden teilen in eyner wirde unde gleichen grade und wicht sluge und ouch gleich an beiden teilen ginge uff einen stempil und gebreche, uffir einen seite des hern koniges gebreche, uff der andern seite des ordens gebreche adir wopen").[56]) Zur Ausführung des Beschlusses ist es indessen nicht gekommen. Wir ersehen hieraus jedoch, daß C.' Vorschläge auf ältere Anregungen zurückgehen und von ihm abgeändert worden sind. Weiter heißt es dann im deutschen Text:]

Ferner soll ohne Rat und Zulassung des Landes und der Städte keine neue Münze hergestellt werden. (Lat Text: Primum ne absque maturo procerum consilio et unanimi decreto moneta novetur.") Durch ein dauerndes („bestendick") Dekret werde befohlen („vorwaret"), daß aus einem Pfunde Feinsilber nicht mehr als 20 Mark in folgender Weise geschlagen werden. Zum Schilling soll man 3 Pfund Kupfer und 1 Pfund Feinsilber weniger ½ Unze nehmen, oder so viel wie nötig ist, um einzig und allein die Kosten für die Münzer abzuziehen. Dies schmelze man in einen Klos und schrote daraus 20 Mark Schillinge, die im Kauf 1 Pfund Silber, das sind 2 Mark lötiges einbringen werden. Dazu möge man auch Sköter von 2 Pfund Kupfer und 1 Pfund weniger ½ Unze Silber für 20 Mark schlagen, je 24 für 1 Mark geschrotet. Auch mag man nach voriger Rechnung für die Schillinge halbe Schillinge münzen, von denen 5 auf 1 Skot gehen und einer für 3 der jetzigen Heller gewechselt werde.

[Der lateinische Text zu diesem Punkt ist erheblich kürzer. Er lautet: „Quartum ut inviolabiliter et immutabiliter perpetuo observetur quod XX marche dumtaxat et non amplius fiant ex libra una puri argenti: dempta eo quod pro expensis opificii deduci oportet: Ita nempe prussiana moneta proporcionabitur polonice, ut viginti grosse prussiani simul ac polonici marcham pruthenicam constituant." Zu deutsch: „Viertens, es werde unverletzlich und unabänderlich stets beachtet, daß nur 20 Mark und nicht mehr aus 1 Pfund Fein-

silber hergestellt werden, indem einzig die notwendigen Kosten für das Münzen in Abzug gebracht werden. Auf diese Weise wird nämlich die preußische Münze zur polnischen derart in Beziehung gebracht, daß 20 Preußische und Polnische Groschen 1 Preußische Mark ausmachen." Einen Teil der im deutschen Entwurf enthaltenen Vorschläge finden wir fast wörtlich bereits im 2. Teil. Im deutschen Reformvorschlag sagt C. dann weiter:]

Sobald aber mit dem Münzschlag begonnen wird, müßte der Gebrauch der alten Münze ganz verboten und eingestellt (niddergelegtt") werden, und im Münzhause müßten für 13 Mark alten Geldes 10 Mark der neuen Schillinge oder Sköter gezahlt werden. Diesen Schaden müßte man einmal zum großen Nutz und Frommen tragen, und es sollte genügen, wenn die Münze in 25 oder mehr Jahren einmal erneuert werde. Dieses sei als allgemeiner Rahmen („zcu eyner beramunge") von der Münze gesagt. Jedem Sachverständigen („bas vorstendigenn") steht es frei („zoll underworffenn ßeynn") zu tadeln oder zu verbessern, wie sich denn auch mit der Zeit neue Verhältnisse entwickeln können. („in masenn sich auch myt der Zceidt neuwe felle bogebenn"). 1519.

[Was C. hier im deutschen Reformprojekt sagt, wiederholt er im lateinischen mit den Worten: „Tertium ut in publicatione nove monete interdicatur et aboleatur antiqua", oder bereits im 2. Teil, wo es heißt: „necessarium videtur, ut exorta nova, vetus aboleatur ac prorsus intereat."

In den letzten Punkten des lateinischen Entwurfs fügt er ebenso wie im 2. Teile noch einige Reformvorschläge hinzu. Es heißt dort: Quintum ut caveatur a nimia monete multitudine." „Fünftens man hüte sich vor einer zu großen Menge der Münze." Dieser nicht ganz klare Wortlaut findet eine Erläuterung in einer Bemerkung, die C. bereits im 2. Teile der Denkschrift gemacht hat, wo er von den Verbesserungen spricht und wünscht, daß die alten Münzen stets bei der Einführung neuer eingezogen werden sollen. Dort sagt er: „Tanta enim est nunc tum grossorum et solidorum tum eciam denariorum multiplex diversitas ut singula nummismata juxta conditionem valoris sui estimari et ab invicem discerni vix possint . . . Itaque melius semper erit veterem monetam in reparatione recentis penitus abolere. Oportebit enim tantillum damnum semel equanimiter pati si modo damnum dici possit unde uberior fructus et utilitas magis constans nascitur ac respublca incrementum sumit." „Jetzt herrscht sowohl an Groschen und Schillingen wie an Pfennigen eine so vielfältige Verschiedenheit, daß die einzelnen Münzen nach ihrem Metallwert kaum abgeschätzt und gegenseitig unterschieden werden können . . . Daher wird es immer besser sein, die alten Münzen bei Einführung einer neuen gänzlich außer Kurs zu setzen. Es wird nötig sein, einen so geringen Schaden einmal gleichmütig zu ertragen, wenn man

überhaupt von einem Schaden reden kann, aus dem eine reichere Frucht und dauerhafterer Nutzen hervorgeht und der Staat Vorteil zieht." Wir haben bei diesem Punkte unter „Menge der Münze", also an vielfältige Verschiedenheit der Münzen zu denken.

Im 6. Punkt der lateinischen Redaktion der Denkschrift endlich wird gefordert: „Sextum, ut in omni specie sua simul prodeat moneta: hoc est ut scoti sive grossi, solidi et oboli pariter cudantur.

De admixtione vero quanta esse debeat: an grossi et solidi fiant an eciam denarii argentei qui fertonem vel marcham mediam aut eciam integram valeant, in placito est eorum quorum interest: nisi ut modus sit et ita decernatur ut in futurum perpetuo maneat.

De obolis quoque ratio habenda est, quoniam omnino parum nunc valent, ita ut integra marcha vix supra unius grossi argentum contineat."

Zu deutsch: „Sechstens. Alle Münzsorten lasse man zu gleicher Zeit hinausgehen, d. h. Skote oder Groschen, Schillinge und Heller werden zugleich geschlagen.

Wie das Mischungsverhältnis sein soll, ob Groschen und Schillinge hergestellt werden sollen oder auch silberne Pfennige, die 1 Vierdung (das war ¼ Mark) oder ½ Mark oder auch 1 ganze Mark gelten sollen (das soll heißen, wieviele auf 1 Vierdung oder ½ oder 1 Mark gehen sollen), hängt von dem Willen derer ab, die es angeht, wenn nur ein Maßstab da ist und so beschlossen wird, wie es in Zukunft immer bleiben soll.

Auch wegen der Pfennige wird man eine Erwägung anzustellen haben, da ihr Wert jetzt sehr gering ist, so daß 1 Mark (soll natürlich heißen 1 Mark an Pfennigen) kaum mehr Silber enthält als 1 Groschen."

Wie im deutschen Text die Aufforderung zu einer Kritik an seinen Vorschlägen, so bildet in der lateinischen Redaktion der Hinweis auf die Notwendigkeit, alle durch eine Münzreform entstehenden wirtschaftlichen Fragen zu regeln, den Schluß. Er lautet: „Postrema autem difficultas oritur ex contractibus et obligationibus ante et post innovationem monete factis. In quibus modum invenire oportet ne contrahentes nimium graventur. Quemadmodum pristinis temporibus factum est, ut patet ex his que in altero latere hujus folii descripta sunt." „Eine letzte Schwierigkeit entsteht noch aus den Kontrakten und Verpflichtungen, die vor und nach der Erneuerung der Münze abgeschlossen sind. Hierbei muß man einen Weg finden, damit die Kontrahenten nicht allzusehr belastet werden. So ist es in alten Zeiten gemacht worden, wie aus dem hervorgeht, was auf der andern Seite dieses Blattes geschrieben steht."

Was auf der Rückseite des Blattes steht, sagen Prowe[57]) und Hipler[58]) in einer Fußnote hierzu. Dort hat C. die Abschrift des Münz-Ediktes vom Jahre 1418

angeführt.[59]) Ähnliche wirtschaftliche Bestimmungen waren übrigens bereits am 20. September und 12. November 1416 auf den beiden Ständetagen zu Kulmsee und Marienburg[60]) getroffen und wurden auch später noch z. B. am 24. Juni 1460 durch eine Verordnung des Hochmeisters[61]) und im Februar 1467 auf der Tagfahrt zu Elbing[62]) gegeben.

Wenn wir nun die Reformvorschläge kritisch betrachten, so handelt es sich zunächst um die Zusammenlegung aller preußischen Münzstätten zu einer bzw. zwei. Hierbei fühlten sich in erster Linie die drei Städte Danzig, Thorn und Elbing getroffen, da ihnen, wie bereits gesagt wurde, vom polnischen König Kasimir 1457 das Münzregal auf ewige Zeit verliehen worden war und dieses ihnen mancherlei materielle Vorteile brachte. Wie Braun[63]) erwähnt, waren denn auch „die Städte mächtig / zu Maintenirung ihres Münz-Privilegii wider solche Anschläge auffgebracht / daß nach vielem disputiren und deliberiren / aus dieser heilsahmen Berathung nichts worden.“ Man kann rein sachlich nur bedauern, daß dieser von staatsmännischer Klugheit zeugende und im Interesse des ganzen Landes gemachte Vorschlag wegen des eigennützigen Widerstandes der Städte nicht zur Durchführung gekommen ist, zumal da dann auch durch die Landesvertretung der Münzfuß sichergestellt worden wäre.

Auch sein Vorschlag, eine Angleichung des preußischen Münzwesens an das polnische insofern vorzunehmen, als 20 Preußische ebenso wie 20 Polnische Groschen 1 Preußische Mark sein sollten, verdient Beachtung und zeigt den wirtschafts- und handelspolitischen Weitblick des Verfassers, weil dadurch auch der für die Wohlfahrt des Landes sehr wesentliche Handel Preußens mit Polen vereinfacht und erleichtert worden wäre. Wenn er zu diesem Zwecke auch im Münzbilde durch die Krone die politische Verbindung der verschiedenen Länder zum Ausdruck zu bringen vorschlug, so ist das als ein Beweis für seine nationalökonomische Einstellung anzusehen.

Als Mischungsverhältnis hat C. im deutschen Entwurf sodann für die Schillinge ¾ Teile Kupfer und ¼ Teil Feinsilber weniger ½ Unze oder 1 Lot als Münzerlohn empfohlen. Der Feingehalt wäre also mit nicht ganz $^{250}/_{1000}$ Fein recht gering gewesen und hätte etwa dem Stande von 1467 entsprochen. 20 Zahlmark, d. h. $20 \cdot 60 = 1200$ Schillinge sollten 1 Pfund Feinsilber oder 2 Pfund lötiges Silber enthalten. Ferner sollten nach C.' Vorschlag nun auch Sköter in einem Mischungsverhältnis von ⅔ Kupfer und ⅓ Silber, abzüglich des Münzerlohnes, geschlagen werden. Der Feingehalt wäre i. g. mithin $^{333}/_{1000}$ gewesen. Aus 3 Pfund Münzmetall sollten 20 Zahlmark oder, da 24 Stück auf 1 Mark gingen, $20 \cdot 24 = 480$ Stück hergestellt werden. Endlich sollten auch nach demselben Verhältnis wie die Schillinge halbe Schillinge geprägt werden, von denen

5 Stück = 1 Skot und jeder Halbschilling = 3 Heller sein sollte. Veranschaulichen wir uns das von C. vorgeschlagene Münzsystem übersichtlich in Form einer Tabelle, so hätte es folgendermaßen ausgesehen:

1 Mark =	24 Skot =	60 Schilling =	120 Halbschilling =	360 Heller
	1 " =	$2^1/_2$ " =	5 " =	15 "
		1 " =	2 " =	6 "
			1 " =	3 "

Hier ist die alte traditionelle Unterteilung 1 Mark = 24 Skot = 60 Schilling beibehalten. Fortan wäre nur noch die Mark Rechnungsmünze gewesen.

Dieses Münzsystem hätte bei dem angegebenen Feingehalt der einzelnen Sorten gegenüber der früheren bunten Ungleichheit den Vorteil gehabt, daß alle Münzen im Verhältnis den gleichen Metallwert gehabt und im Verkehr anstandslos und ohne lange Umrechnung gegen einander hätten gewechselt werden können. Da 20 Zahlmark = 1200 Schilling 4 Pfund oder 4 . 380 = 1520 g wiegen sollten, hätte das einzelne Stück 1520 : 1200 = 1,26 g gewogen, und in 1520 g Münzmetall wären ¼, d. h. 380 g Feinsilber gewesen. Bei den Skötern hätten 20 Zahlmark = 480 Skot 3 Pfund Münzmetall oder 3 . 380 = 1140 g gewogen, und auf das einzelne Stück wären 1140 : 480 = 2,375 g, also beinahe das Doppelte der Schillinge gekommen. 20 Zahlmark Skot hätten aber gleichfalls 1140 : 3 = 380 g Fein gehalten, wie 20 Zahlmark Schillinge. Auf die einzelnen Stücke übertragen, würde dieses folgendes besagen: 1 Skot sollte = 2½ Schilling sein. 1 Skot hätte, wie wir sahen, 2,375 g gewogen und ⅓ hiervon oder 2,375 : 3 = 0,7917 g Fein gehalten. 2½ Schilling hätten 1,26 + 1,26 + 0,63 = 3,15 g gewogen und ¼ hiervon, also 3,15 : 4 = 0,7875 oder, auf 2 Stellen abgekürzt, gleichfalls 0,79 g Fein gehalten. Es wäre also wirklich 1 Skot = 2½ Schilling an Metallwert gewesen und damit die Verwirrung im preußischen Geldwesen beseitigt worden.

Auch die letzten Vorschläge, daß bei der Ausgabe des neuen Geldes das alte außer Kurs gesetzt werden müsse und daß 13 Mark alten Geldes gegen 10 Mark neuen ausgewechselt werden sollten, daß ferner die Münzen nur alle 25 Jahre erneuert werden dürften sowie die übrigen Ratschläge zeigen C.' praktischen und fürsorglichen Sinn für die Bedürfnisse des verarmten Landes.]

Schluß.

So bedeutsam und verdienstvoll C.' Arbeiten auf diesem Gebiete zum Wohle seines geliebten Vaterlandes Preußen auch gewesen sind, in der Weise, wie er die Münzreform vorgeschlagen hat, ist sie n i c h t zur Durchführung gekommen. Es kam so, wie es zunächst unter den bestehenden Verhältnissen kommen mußte. Einer

mißtraute immer dem andern, die Städte dem Adel und der Adel den Städten. Braun äußert sich hierüber mit den Worten: „Unterdessen hatte dieser Discurs des Copernici so viel Argwohn und Mißtrauen / dem Adel wider die Preußischen Städte inspiriret / daß unter beyden keine vereinigte Ratschläge / über die Verbesserung der Münze / in folgenden noch 6jährigen Zusammenkünfften geführet werden können. Denn der Adel die Städte im Verdacht / ihres Vortheils aus der alten schlechten Münze hatte: Die Städte aber erwiesen / daß es dem Adel wol bekommen / und auch sein einziges Absehen seyn möchte / wenn auff der Städte Kosten die Münze gebessert / und sie ohn alle Beschwerde ihre Zinser und Einkünffte vom Lande in Silber nehmen könnten.“[64]) Auch der Hochmeister Albrecht widerstrebte einer Vereinheitlichung seiner Münze mit der im westlichen Preußen. Dazu kam, daß die Abgesandten des polnischen Königs eine Angleichung an die polnische Münze wünschten. Schließlich setzte König Sigismund I. im Mai 1528 auf dem Landtage zu Marienburg, an dem auch C. teilnahm, eine Münzordnung fest. In dieser wurde die Münze des herzoglichen und des königlichen Anteils von Preußen der polnischen in Mark, Groschen, Schillingen und Pfennigen nach Schrot und Korn vollständig gleichgestellt.[65]) Es kann nicht zweifelhaft sein, daß C. zu dieser neuen Regelung durch seine Denkschrift, in der er die Verworrenheit des preußischen Münzwesens nachwies, einen kräftigen Anstoß und manche Anregung gegeben hat. Insofern sind seine Arbeiten nicht umsonst gewesen, und auch ohne den vollen Erfolg seiner währungspolitischen Bemühungen gesehen zu haben, bleibt er für seine Zeit doch der große Nationalökonom des Preußenlandes.

Nachtrag.[1])

Ein kurzer Sitzungsbericht des Historischen Vereins für Ermland im letzten, soeben erschienenen 27. Bande seiner Zeitschrift[2]) macht es notwendig, der vorstehenden, bereits zur Druckerei gegebenen Abhandlung noch einen Nachtrag anzufügen.

Nach dem Berichte hat der Privatdozent, Studienrat Dr. Schmauch, in der Sitzung des Vereins am 26. Mai 1939 einige neue Ergebnisse zur Coppernicusforschung behandelt und sich dabei folgendermaßen geäußert: „Die von Coppernicus dem Graudenzer Landtag 1522 vorgetragene Denkschrift über die preußische Münze hat nach dem Originalrezeß des Danziger Staatsarchivs, aus dem der deutsche Coppernicusbiograph Leopold Prowe sie 1884 veröffentlichte, noch einen von diesem nicht beachteten Zusatz, den der große Astronom damals zu seinem schon aus dem Jahre 1519 stammenden Gutachten noch hinzufügte (v. m. gesp.) mit Rücksicht auf den Wunsch

der Stände nach einer Angleichung der preußischen an die polnische Münze: man solle — schlug Coppernicus vor — die Prägung so vornehmen, daß 3 preußische Schilling einen polnischen Groschen ausmachten. Tatsächlich ist dieser Vorschlag des Astronomen (v. m. gesp.) nach weiteren Verhandlungen auf den nächsten Landtagen am 3. Oktober 1523 von einer Graudenzer Ständeversammlung zum Beschluß erhoben und auch wirklich von der Stadt Danzig durchgeführt worden, die sich freiwillig zur Prägung solcher neuen Münzen angeboten hatte. Freilich ergaben sich schon bald neue Schwierigkeiten, und erst 1528/29 wurde dann die Frage der preußischen Münze endgültig geregelt.“ Soweit der Bericht. Hiernach soll es feststehen, daß C. selbst den Vorschlag gemacht hat.

In der Antwort auf meine diesbezügliche Anfrage beim Reichsarchiv in Danzig heißt es dagegen: „Ich möchte aber ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß der betr. Zusatz durchaus nicht von Coppernicus verfaßt sein muß; wenigstens liefert der Eintrag nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür.“[3]) Mit diesen Worten wird also die Autorschaft des C. im Gegensatz zu Schmauch als nicht sicher bezeichnet. Übrigens wäre es auffallend, wenn der Zusatz, der sich im Originalrezeß unmittelbar an die Denkschrift des C. anschließt, von Prowe nicht beachtet sein sollte. Unzweifelhaft wird er ihn gelesen, aber wohl auch nicht mit Sicherheit als von C. herstammend angesehen haben. So läßt sich denn in der Tat, wenn man lediglich den Zusatz für sich betrachtet, zunächst nur sagen, daß er zwar nicht von C. herrühren muß, aber doch von ihm gemacht sein kann. Hierfür spricht mancherlei. C. ist der Verfasser der Denkschrift über das preußische Münzwesen, er war unbestritten die größte Autorität auf diesem Gebiete und als Seele und Vorkämpfer des Reformgedankens anzusehen. Dazu kommt, daß der kurze Zusatz unmittelbar auf seine Denkschrift folgt und irgendein anderer als Urheber des Vorschlages nicht genannt wird, was doch wohl geschehen wäre, wenn ein anderer als C. ihn gemacht hätte. Um zu größerer Klarheit zu gelangen, müssen wir versuchen, aus dem Inhalte des Zusatzes und der Denkschrift zur Lösung des Problems zu kommen. Zu diesem Zwecke sei hier der ganze Wortlaut des Nachtrags angeführt. Er lautet:

„Im Jare 1522 inn der Tagefartt zcu Graudentcz Monntages noch Reminiscere gehaltenn, ist im Radtslag vorgenommen, wie man dye pr(eussische) Muntcz mochte der itczgengigen polenschen Muntcze vorgleichen.

Dyß mochte in sollicher Weyse gescheenn: das geslagen wurden LX neuwe Sch(illinge) vor 1. Marg, dy ann der gutte und der achtunge gleichmesig werenn XX polenschen gr(oschen); ßo mecht men auch machen andere heller besser dan die itczigen der VI eynen neuwen sch(illing) in der wird außbrechten unnd guldenn. Nach sollicher rechnunge wurd eyn polnisch gr(oschen) geldenn III pr(eussische)

schillinge und ½ polenscher gr(oschen) IX pr(eussische) heller unnd alzo weren die preuschen und polynnschen heller in der achtunge gleich unnd inmassen die ungarischenn guldenn zu XXXVIIII gr(oschen) in Polen vorwezelt werden, Szo auch in Preussen nach irenn gr(oschen) das sent ztwe marg wynnige VI Sch(illinge). Auß sullichenn furnemen mochte villeicht die vorgleichunge der munntcze unnd ouch der Lande Preussen geraten werdenn."[4])

Übersichtlich zusammengestellt wird hiernach folgende Angleichung der preußischen an die polnische Münze vorgeschlagen:

1 preuß. Mark	= 60 pr. Schill.	= 20 poln. Grosch.			
	3 „ „	= 1 „ „			
	1 „ „	= 6 pr. Heller			
	3 „ „	= 18 „ „	= 1 poln Grosch.		
		9 „ „	= $^1/_2$ „ „		

1 Ung. Gulden = 38 poln. Grosch. = 2 pr. Mark - 6 Schill. od. 120 - 6 = 114 pr. Schill.
1 „ „ = 38 „ „ = 38 . 3 = 114 pr. Schill.

Vergleichen wir nun den Inhalt des Zusatzes mit den Gedankengängen der Coppernicanischen Reformvorschläge, so fällt als wichtigster und bezeichnendster Punkt die von C. erhobene fundamentale Forderung nach Angliederung der preußischen an die polnische Münze auf. Auch sein Vorschlag über die praktische Durchführung der Angleichung klingt mit gewisser Abänderung seiner am Schlusse der deutschen Denkschrift gemachten Reformvorschläge nach, wenn er in der lateinischen Redaktion sagt: „Ita nempe prussiana moneta proportionabitur polonicae, ut viginti grossi prussiani simul ac polonici marcham pruthenicam constituant." Also 1 preuß. Mark = 20 pr. Grosch. = 20 poln. Groschen. Hierbei sei daran erinnert, daß bereits Johann von Tiefen seine Münzreform vornahm, weil der polnische Groschen einen dreimal höheren Wert hatte als der schlechte Ordensschilling. Seine neuen Groschen = 3 frühere Schilling waren den polnischen aber noch nicht gleichwertig. Darum wird jetzt die Forderung erhoben, daß 3 Schillinge (soweit sie in Königl. Preußen von den 3 großen Städten noch geschlagen wurden) auf 1 poln. Groschen gehen und auch wirklich denselben Feingehalt wie diese haben sollten. So spricht in Verbindung mit den oben angeführten Gründen auch inhaltlich alles dafür, daß C. den im Zusatz unterbreiteten Vorschlag nicht bloß gemacht haben kann, sondern auch wirklich gemacht hat.

Anmerkungen

[1]) Hipler, Franz. Spicilegium Copernicanum, Braunsberg 1873. S. 102 ff.
[2]) Ebenda S. 72 ff.
[3]) Ebenda S. 153—162.
[4]) Hipler, a. a. O. S. 152.

[5]) Ermländische Zeitschr. 26. Bd. Heft 3, Braunsberg 1938. S. 649.

[6]) Ebenda S. 644.

[7]) Ebenda S. 645 Fußn. 3. u. Lohmeyer, Nicolaus Coppernikus in Histor. Zeitschr. Bd. 57, München 1887. S. 17.

[8]) Lohmeyer a. a. O. S. 17.

[9]) Hipler a. a. O. S. 281 Nr. 84.

[10]) Erml. Zeitschr. 26. Bd. Heft 3 S. 643.

[10a]) Ebenda S. 644 f.

[11]) Zu diesem Abschnitt vergl. Schmauch, Hans Nicolaus Coppernicus und die preuß. Münzreform; in Personal- u. Vorlesungs-Verzeichnis der Staatl. Akademie zu Braunsberg. 3. Trimester 1940. Die Arbeit bringt neue Forschungsergebnisse zur Entstehung der Denkschrift und berichtigt und ergänzt die Ausführungen von Leopold Prowe in seinem Buche „Nicolaus Coppernicus" Bd. I 2 S. 144—149. Berlin 1883. Dort finden sich gleichfalls nähere urkundliche Bemerkungen.

[11b]) Abgedruckt bei Schmauch a. a. O. Beilage 1.

[11c]) Schmauch a. a. O. S. 4 u. mein Nachtrag am Ende dieser Arbeit.

[12]) Zerbst 1592.

[13]) München 1937.

[14]) Geschichte Preußens. Bd. IX. Königsberg 1839. S. 649.

[15]) Gesch. v. Ost- u. Westpr. 3. Aufl. Gotha 1908. S. 16.

[16]) Elbing 1722.

[16a]) Bezüglich der Veröffentlichungen des polnischen Forschers L. A. Birkenmajer in Stromata Copernicana. S. 260 ff. s. Schmauchs Ausführungen a. a. O. S. 5 f.

[17]) Es sei nur ganz allgemein auf die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens hingewiesen, herausgegeben v. E. Sattler. Leipzig 1887.

[18]) Vergl. Voßberg, F. A. Geschichte der Preuß. Münzen u. Siegel v. frühester Zeit bis zum Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens. Berlin 1843.

[19]) S. Acten der Ständetage Ost- und Westpreußens Bd. I—V; herausgegeb. v. Max Toeppen. Leipzig 1874—1886.

[20]) Kirmis, Max. Handbuch der Polnischen Münzkunde. Posen 1892. S. 6, Fußn. 1.

[21]) Die Verordnung ist abgedruckt bei Voßberg, a. a. O. S. 94 f.

[22]) Preußisches Urkundenbuch. Polit. Abt.; herausgegeben von Philippi, Woelky u. Seraphim. Königsberg 1882. Bd. I 80.

[23]) In Prowes Abdruck, a. a. O. Bd. II S. 35 steht richtig CXL, bei Hipler, Spicilegium S. 187 dagegen CXI, was sinnwidrig ist.

[24]) Keiner von den Herausgebern der lat. Denkschrift, auch Prowe nicht, geht auf diese Schwierigkeiten der Ausführungen ein.

[25]) Abgedruckt bei Prowe, a. a. O. Bd. II 154—156, bei Hipler, a. a. O. S. 195—197.

[26]) Bei Hipler, a. a. O. S. 195 steht die Zahl 2, bei Prowe, a. a. O. Bd. II S. 155 fehlt sie.

[27]) An dieser Stelle schreibt Hipler, a. a. O. S. 196 textkritisch richtig sct. als Abkürzung für scotos, bei Prowe, a. a. O. S. 155 steht dagegen sinnwidrig sol. als Abkürzung für solidos.

[28]) Hipler, a. a. O. S. 196 schreibt richtig deposcit, bei Prowe, a. a. O. S. 155 steht deposcis.

[29]) An dieser Stelle hat Prowe, a. a. O. S. 155 ein (sic) gesetzt.

[30]) Bei Hipler richtig solidi, bei Prowe fälschlich solidis.

[31]) Die 1 ist sowohl bei Prowe wie bei Hipler ein Versehen, das wahrscheinlich schon auf die Originalabschrift zurückgeht. Es muß natürlich, wie in der Denkschrift und auch am Anfang des Briefes II heißen.

[32]) S. Fußn. 29 u. 27.

[33]) Voßberg, a. a. O. S. 117.

[34]) Bahrfeldt, Emil. Die Münzen und Medaillensammlung in der Marienburg. Bd. I 23. Danzig 1901.

[35]) Voßberg, a. a. O. S. 118 „die gewegene marc mached I c und XII Schillinge".

[36]) Voßberg, a. a. O. S. 208.

[37]) Bahrfeldt, a. a. O. Bd. I S. 26 ff.

[38]) Bahrfeldt, a. a. O. Bd. I S. 31 u. 37.

[39]) Acten der Ständetage Preußens Bd. I 279—281.

[40]) Voßberg, a. a. O. S. 209.

[41]) Bahrfeldt, a. a. O. S. 45.

[42]) Bahrfeldt, a. a. O. S. 45.

[43]) Bahrfeldt, a. a. O. S. 57.

[44]) Kirmis, Max. Handbuch der Poln. Münzkunde S. 34.

[45]) Voßberg, a. a. O. S. 176 Fußn. 1.

[46]) Acten der Ständetage Preußens Bd. V 229.

[47]) Voßberg, a. a. O. S. 185 f. u. Bahrfeldt, a. a. O. S. 57.

[48]) Acten der Ständetage Preußens Bd. V 225.

[49]) Es ist auffallend, daß Prowe, der den Abdruck der Denkschrift, wie er in seinem Buche Bd. II 21 Fußn. * sagt, „getreu nach dem Manuskript" veröffentlicht, im Bd. II 27 nicht „vor XIII marg", sondern „vor VIII marg" schreibt. Auch bei Trober S. 443, der seinen Abdruck aus Caspar Schütz vorgenommen hat, steht „8 Mark". Mit dieser Angabe ist Trober aber wohl Prowe, nicht Schütz, gefolgt; denn bei Schütz, den auch Hipler in seinem Spicilegium Copernicanum S. 179 ff. abdruckt, steht in Worten „dreyzehen Marck". Auffallend ist ferner, daß Prowe im Gegensatz zu dem im 2. Bande veröffentlichten Text der Denkschrift im Bd. I 2 S. 148 selber „dreizehn Mark" schreibt. Eine auf meine Bitte vom Danziger Staatsarchiv vorgenommene genaue Nachprüfung hat deutlich die Zahl XIII ergeben (Auskunft des Danz. Staatsarch. v. 24. 6. 39), so daß Prowes u. Trobers Angabe in der Denkschrift also als falsch anzusehen ist. Sachlich ist die VIII nicht zu halten, während XIII richtig ist, da man für 1 Pfund lötiges Silber von $^{500}/_{1000}$ natürlich nur halb soviel bezahlen mußte, wie für 1 Pfund Feinsilber.

[50]) Königsberger Staatsarchiv OF 66.

[51]) Hirsch, Theodor. Handels- und Gewerbsgeschichte Danzigs unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Leipzig 1858. S. 243.

[52]) Ebenda S. 243.

[53]) Sattler, K. Handelsrechnungen des Deutschen Ordens. Leipzig 1887. S. 473.

[54]) Acten der Ständetage Preußens Bd. II 95.

[55]) Acten der Ständetage Preußens. Bd. V 221—231.

[56]) Ebenda Bd. V 224 f.

[57]) Prowe, a. a. O. Bd. II 44.

[58]) Hipler, a. a. O. S. 194.

[59]) Act. der Ständetage Preußens. Bd. I 317.

[60]) Ebenda Bd. I 292 f.

[61]) Ebenda Bd. V 34 f.

[62]) Ebenda Bd. V 221—231.

[63]) A. a. O. S. 50 nach Schütz. Hist. Rer. Pruss. fol. 480 f.

[64]) A. a. O. S. 50.

[65]) Kirmis, a. a. O. S. 45—48.

[1]) Der folgende Nachtrag ist von mir im Frühjahr 1940 angefertigt worden und war im September bereits in der Druckerei gesetzt, als mir von Herrn Dr. Schmauch Anfang Oktober seine Abhandlung über „Nicolaus Coppernicus und die preußische Münzreform" zugeschickt wurde. Was im Sitzungsbericht des Histor. Ver. für Ermland nur kurz angedeutet wird, ist in der genannten Schrift ausführlich dargestellt und konnte von mir noch vor dem Umbruch verwertet werden. Mein Nachtrag wird durch das Erscheinen der Arbeit nicht ganz überholt. Er zeigt, daß ich bezüglich des der Coppernicanischen Denkschrift von 1519 hinzugefügten Zusatzes auf anderm Wege zu demselben Ergebnis komme, wie Herr Dr. Schmauch. Den Wortlaut des Zusatzes habe ich vom Reichsarchiv in Danzig erbeten und erhalten.

[2]) Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumskunde Ermlands. 27. Bd. Heft 1. S. 304. Braunsberg 1839.

[3]) Schreiben v. 3. Mai 1940.

[4]) Danzig, Reichsarchiv. 300 Abt. 29. Nr. 6. Fol. 572 r. Bei Schmauch a. a. O. S. 4.

St. Marien in Danzig

ein einheitliches Kunstwerk trotz einer hundertfünfzigjährigen Baugeschichte und seiner Wandlung von der Basilika zur Hallenkirche.

Von Otto Kloeppel.

Mit „Anmerkungen des Historikers" von Edward Carstenn.

Mit 4 Abbildungen (Tafel I—IV).

Die älteste Vergangenheit Danzigs kennt zwei interessante und wichtige, in unmittelbarem Zusammenhang miteinander stehende Streitfragen. Die eine betrifft die Entstehungsgeschichte der Rechten Stadt und die zweite die ursprüngliche Gestalt ihrer Pfarrkirche St. Marien.

Auf beide werfen die Ausführungen eines demnächst erscheinenden Büchleins von mir ein neues Licht.[1]) Indem es die Systematik der Entwurfsbetätigung, besonders auch des mittelalterlichen Architekten, untersucht, kommt es dabei zu ganz positiven, die bisherige Auffassung ändernden Ergebnissen, mag es sich nun um die Schaffung eines einzelnen Bauwerks oder eine städtebauliche Planung gehandelt haben.

Hierdurch wird es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß im Jahre 1343, in dem der Bau der Marienkirche begann, und sich der Orden die Anlage einer „geruhmen" Straße, die ihm einen würdigen Zugang zu dieser seiner Patronatskirche sichern sollte, vorbehielt, die Entwurfsformel dieses Bauwerkes, welche ihre grundsätzliche Gestaltung nach Breiten-, Längen- und Höhenentwicklung festlegte, schon fertig war, so daß auch die Straßenführung in ihre Umgebung noch darauf Rücksicht nehmen konnte. Danach ist die so viel bewunderte städtebauliche Situation der Danziger Marienkirche kein Zufallsergebnis, sondern der Erfolg eines bewußten räumlichen Wollens.

Während die Entstehungsgeschichte der Rechten Stadt seit dem Erscheinen der „Straßennamen Danzigs" von Stephan 1911 umstritten blieb, schien die Baugeschichte der Marienkirche einmal eindeutig geklärt, als 1929 Gruber und Keyser in ihrem Buche über die Marienkirche in Danzig aus dem Bestande und den Urkunden festgestellt zu haben glaubten, im Jahre 1343 sei hier von Westen her ein Neubau entstanden, ein basilikales Langhaus, dem zunächst ein aus dem

13. Jahrhundert stammender kleiner Altbau als Chorabschluß gedient habe. Letzterer sei dann im 14. Jahrhundert beseitigt worden und an seine Stelle der heutige Hallenchor (Querhaus mit rechteckig geschlossenem Chorende) getreten. Im 15. Jahrhundert erst wäre dann auch das alte basilikale Langhaus zur Halle umgebaut worden.

Nun hatte ich im Sommer 1934 Gelegenheit, bei der Neuverlegung des Plattenbelags für einen großen Teil der Kirche ihren Langbau, besonders an seinem Zusammenschlusse mit dem Querbau sowie im Gebiete des vermuteten Altbaues nach alten Fundamenten zu durchgraben. Dabei wurde von diesem Altbau keine Spur gefunden. Ebensowenig aber eine solche dafür, daß das basilikale Langhaus bei seinem Zusammenschlusse mit dem Querbau hier einmal einen östlichen Abschluß gehabt hätte. Dagegen traten deutlich die Fundamente der alten Außenmauern des basilikalen Langhauses zutage, wie sie ja schon früher gefunden waren, nur, daß jetzt festgestellt werden konnte, daß sie beide dort, wo sie auf den Querbau treffen, im Verbande und in einem Zuge gemauert, in die Westmauern des Querbaues übergingen. Danach gehört also dieser Querbau zum ersten basilikalen Langbau und sind seine Fundamente im Zusammenhang mit diesem ausgeführt worden. Erst, als man nach einer Baupause um 1400, für die deutliche Spuren gegeben sind, zum Aufbau des Querbaues überging, erfolgte dieser in Hallenform, während dann das Langhaus, wie bekannt, erst später zur Halle umgebaut wurde.

Wir können jetzt sogar urkundlich belegen, wann der Neubau schon bis zu seinem Querbau gediehen und samt seinen Anschlüssen an diesen fertig gewesen sein muß:

Am östlichsten Pfeiler der Südarkade des ursprünglichen basilikalen Langhauses, der in der Flucht der Westmauer des Querbaues steht und trotz Gruber nachweislich von jeher freistehend ausgeführt wurde, kam im Jahre 1934 beim Abwaschen der Kirchenwände eine gemalte Inschrift zutage, die deutlich besagt, daß an diesem Pfeiler bereits 1352 ein Altar geweiht worden sei. (Abb. 1.)

Damit dies aber geschehen konnte, mußte die ganze Arkadenreihe von Westen her bis zu unserem Pfeiler wie die südliche Abschlußmauer der Basilika samt ihren Anschlüssen an die Westmauern des Querbaues immerhin schon ein ordentliches Stück aus der Erde heraus sein, wenn auch von einem Dachabschluß des Gebäudes noch keine Rede war.

Dies war also im Jahre 1352 bereits der Fall und demnach auch der Querbau ursprünglich basilikal gedacht.

Dies alles steht sachlich wie auch zeitlich im Gegensatz zu Gruber und Keyser; denn letzterer bemerkt ausdrücklich, die Ablaßbriefe der Zeit ergäben, daß vor dem

Abschlusse der fünfziger Jahre von einer nennenswerten Bautätigkeit an der Marienkirche keine Rede gewesen sein könnte.

Meine streng nach dem Baubefunde und der alten Inschrift aufgestellten Schlußfolgerungen wurden bestätigt durch meine weitere Entdeckung, daß der Grundriß wie der Aufbau der Marienkirche in ihrer basilikalen Form nach dem gleichen Achtorte über der Längsbreite des Querbaues entworfen wurde, wobei als Abschluß des Turms ein Walmdach gedacht war, wie es noch heute auf dem Turm der Johanniskirche vorhanden ist. Und an diesem Achtorte wurde bis zur Beendigung des Baues festgehalten, nur daß sich der Turm nachher mit einem Notdach begnügen mußte.

Damit halte ich persönlich nun die Baugeschichte der Danziger Marienkirche wie die Frage ihrer ursprünglichen Gestalt für eindeutig gelöst, erklärt sich dadurch doch auch ganz von selbst die in der Baugeschichte sonst einzigartig dastehende Tatsache, daß eine Hallenkirche einen ebensolchen dreischiffigen Querbau besitzt.

Das Ergebnis meiner Studien über die Danziger Marienkirche habe ich dann im Jahre 1935 in einer kleinen Schrift ausführlich veröffentlicht, betitelt: „Die Marienkirche in Danzig und das Hüttengeheimnis vom Gerechten Steinmetzengrund". Leider haben weder Gruber noch Keyser bisher dazu öffentlich Stellung genommen. Dagegen erschien im April 1938 in der von Keyser herausgegebenen Zeitschrift „Weichselland — Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins" eine Rezension meiner Veröffentlichung von Bibliotheksdirektor Freymuth aus Dorpat.

Nach einer erst sehr liebenswürdig klingenden Erklärung, meine rekonstruierte Urgestalt mute nicht unnatürlich an, kommt er schließlich doch dazu, zu versichern, es handele sich wieder nur um eine neue Hypothese, für die ein Beweis aber nicht erbracht sei.

Über meinen Doppelbeweis, erstens „Befund" und zweitens „alte Entwurfsformel" kommt er dabei sehr schnell und einfach hinweg. Ad 1) möchte er die Frage offen lassen, ob die am Bauwerk erkennbaren Spuren jede andere Deutung ausschließen, geht hier also jeder Stellungnahme aus dem Wege, und ad 2) heißt es noch einfacher, meine Achtortkonstruktion ist ja gar keine Entdeckung, sondern das hat der holländische Architekt Berlaage ja schon 1908 viel besser gekonnt.

Mit größter Spannung ließ ich mir nun das kleine angezogene Schriftchen Berlaages kommen und fand darin zwar eine Erwähnung des Achtorts als ein dem Mittelalter bekanntes Proportionsmittel (das aber hat weder Herr Berlaage noch ich entdeckt), dagegen keine Spur eines über der größten Breite einer Kirchenanlage entwickelten Achtorts, aus dem sämtliche Breiten, Längen und Höhen des gesamten Bauwerks gewonnen werden. Danach kann ich eine verständ-

liche Erklärung für die von meinem Rezensenten aufgestellte Behauptung nur darin finden, daß er doch nicht so ganz verstanden hat, worum es sich eigentlich handele.

Offenbar hält aber Keyser durch die Kritik dieses „Sachverständigen" meinen Beitrag zur Baugeschichte der Marienkirche ein für allemal für abgetan und erwähnt ihn in seinen neuen Forschungen über die Entstehung der Stadt Danzig (Heft 75 der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins) überhaupt nicht. Trotzdem ist er sich offenbar klar darüber, welche Bedeutung die Baugeschichte der Marienkirche für das durch ihn jetzt neu angeschnittene Thema besitzt, kommt in der Anmerkung S. 124 doch der Satz vor: „Die Marienkirche ist, wie ihre Baugeschichte zeigt, nicht von vornherein in ihren heutigen Ausmaßen geplant gewesen."

Keyser vergißt dabei nur, zu erwähnen, daß es sich hier nicht um eine auf Grund weitgehender Untersuchung des Befundes aufgestellte Baugeschichte handelt, sondern um ihre Darstellung derselben in dem Werk von Gruber-Keyser aus dem Jahre 1929, das in dieser Richtung längst überholt ist, das sonst aber in dreifacher Hinsicht einen hohen Wert behält: Einmal durch die mustergültige Fendrich'sche Maßaufnahme des Bauwerks der Marienkirche über der Erde, zweitens durch die einwandfreie Feststellung Grubers, daß das Langhaus unserer Kirche, einschließlich seines Westturms, aus einem Guß geschaffen und ursprünglich basilikalen Querschnitt besessen. Drittens aber durch die von Keyser besorgte (bis auf die 1934 neu gefundene Bauinschrift) lückenlose Wiedergabe des Urkundenmaterials zur Geschichte des Bauwerks.

Was für wunderbare historische Korrekturen ergeben sich nun aber für die beiden erwähnten, eng miteinander verflochtenen Streitfragen aus Keysers neuester Veröffentlichung?

Erstens Seite 82: Die Katharinenkirche, die früher nach ihm nicht das Geringste mit einer deutschen Siedlung zu tun hatte, ist jetzt zweifellos die Pfarrkirche der deutschen Stadt der Herzogszeit gewesen; trotzdem liegt kein Grund vor, zu folgern, daß sie etwa in dieser Siedlung oder diese Siedlung etwa bei ihrer Pfarrkirche gelegen hätte.

Zweitens Seite 114: Die bereits im Jahre 1243 erbaute Marienkirche erhält als Pfarrkirche einer seitdem in ständigem weiteren Aufblühen verbleibenden Stadt erst genau 100 Jahre später ihre erste steinerne Fassung, dafür dann aber wohl gleich in endgültigem Umfang.

Drittens auf Seite 122, letzter Absatz, heißt es bei Keyser weiter: „Unter diesen Umständen kann an der Lage der pommerellischen Stadt nicht gezweifelt werden, die Annahme, diese Stadt wäre erst nach der Begründung der Ordens-

herrschaft gegründet worden, schwebt völlig in der Luft". Zweifellos! Darum hat es auch nie jemand angenommen. Dann geht es verständlicher weiter: „Es gibt keine einzige mittelalterliche Quelle, welche die Begründung der Rechtstadt in diese Zeit verlegt. Aus den erörterten Zeugenaussagen des Ordensprokurators von 1310 ist nicht das Geringste über die Schaffung neuer Siedlungen am Mottlauufer nach 1308 zu entnehmen."

Hier muß ich als Architekt widersprechen; denn meiner Meinung nach wird der Wortlaut der Aussage des Ordens-Prokurators erst verständlich, wenn man ihn im Sinne einer Stadtverlegung deutet. „Partes" sind Teile, und wenn es in tausend Urkunden Landesteile sein sollten, warum nicht in der einen Stadtteile, da es sich doch auch hier um Teile handelt. Cives destruxerunt, propria voluntate domos dicti oppidi et iverunt ad habitandum in aliis partibus. Warum in aller Welt zerstören? Brechen sie erst ihre Häuser ab, wenn sie in andere Landesteile verziehen wollen? Wozu machen sie sich diese erhebliche Mühe? Das Haus hat in der Urzeit zweifellos einmal zur fahrenden Habe gehört. Aber an einen Transport über weite Strecken ist in der damaligen Zeit wohl kaum zu denken. Verständlich aber wird die Sache sofort, wenn sie ihre Häuser abbrachen, destruxerunt, d. h. ihr Fachwerk auseinandernahmen, die Hölzer ein Stück über die nassen Wiesen schleiften und sie dann wieder zusammenfügten, Construxerunt.

Viertens Seite 126. Keyser gibt hier für den ersten Abschnitt der ordenszeitlichen Baugeschichte das Nebeneinandervorkommen der beiden Stadtanlagen mit Straßenmarkt und Platzmarkt zu. Später soll dasselbe dann ganz ausgeschlossen sein, bloß weil die eine Art überwiegt.

Fünftens Seite 124, Anmerkung, bezweifelt K. die Richtigkeit der vom Institut für Bodenkunde der Technischen Hochschule aufgestellten Baugrundkarte Danzigs, deren Original mir zur Verfügung stand. Daß zwischen den beiden vom Schidlitzbach in die Niederung hineingetriebenen Höhenrücken ein tiefer Busen reinen Sumpfgeländes bestehen blieb, dessen Spitze die Baugrundkarte noch verzeichnet, beweist doch schon die Straße der vier Dämme, sonst hätte man damals zur Anlage der „geruhmen" Straße des Ordens keinen Damm aufzuschütten brauchen.

Daß aber die durch die Verschiebung der Marienkirche aus dem Normalschema entstandene große Tiefe des Baublocks zwischen östlicher Heiliger Geistgasse und Brotbänkengasse siedlungstechnisch die Anlage einer Zwischenteilung ebenso notwendig wie durch die Lage der Marienkirche ästhetisch wünschenswert machte, ist wohl nicht schwer zu begreifen.

So beweist Keyser früher von ihm Behauptetes und von anderer Seite Bestrittenes jetzt guten Teils mit den Gegengründen seiner bisherigen Kritiker.

Da darf ich denn ja wohl auch erwarten, daß er mir demnächst meinen Achtort als Beweis dafür entgegenhält, daß die Marienkirche schon 100 Jahre früher erbaut sei als man bisher angenommen, denn ich kann nicht leugnen, daß die Achtortsentwurfsformel schon ein Lieblingskind des 13. Jahrhunderts gewesen.

Aber nun Scherz beiseite! Es scheint mir nicht im Sinne einer Klärung des objektiven Tatbestandes zu sein, wenn man neues und wichtiges, gebautes, gemaltes oder erzeichnetes Befundmaterial, das man übrigens in seinem unter der Erde befindlichen Teile selbst in Augenschein nehmen konnte und auch nahm, einfach totschweigt.

Als Befund, dem auch keine Urkunde widerspricht, ergibt sich noch heute klar erkennbar, daß auf dem Gelände unserer Marienkirche keine Spur eines älteren Baues in Stein festzustellen ist, daß aber die heute noch stehende Anlage im Jahre 1343 von vornherein in ihrem heutigen Umfange als dreischiffige Basilika mit ebensolchem Querbau und rechteckigem Chorabschluß geplant wurde. Zunächst ist sie auch in dieser Form zur Ausführung gelangt. Erst beim Aufbau des Querbaues mit Chor ging man zur Hallenform über, in die auch der Langbau später umgebaut wurde.

Daraus erklärt sich aufs Einfachste die Tatsache, daß uns der Bau trotz hundertfünfzigjähriger Bauzeit als im Wesentlichen einheitliches Kunstwerk überkommen ist.

Zwar habe ich von meinen Ausführungen über den Achtort und die architektonischen Proportionen in meinem Heftchen „Die Danziger Marienkirche und das Hüttengeheimnis vom Gerechten Steinmetzengrund" nichts Grundsätzliches zurückzunehmen, gebe aber zu, daß darin noch so manche Frage offen geblieben ist; insbesondere für die Danziger Marienkirche habe ich meinem „Danziger Stadtbild" schon eine verbesserte Zeichnung gegeben, welche hier auch beigefügt ist (Abb. 2), die aber nur für den Grundriß etwas richtig stellt, wodurch das ursprünglich Gewollte nur besser herauskommt, das Wesentliche aber bestehen bleibt.

Nun beschäftige ich mich seit 1934 fortgesetzt weiter mit der Frage der architektonischen Proportion und dem mittelalterlichen Entwurf, und seit dem Erscheinen meines „Danziger Stadtbildes" sogar ausschließlich. Heute glaube ich, dabei zu einem interessanten geschlossenen Ergebnis gekommen zu sein, das, wie die beigefügten Abbildungen beweisen mögen (Abb. 3 und 4), auf breiteste Grundlage gestellt ist. Diese Studien möchte ich noch gern der Öffentlichkeit übergeben. Besteht doch damit die Hoffnung, nicht etwa den Streit um die Entstehungsgeschichte der Stadt Danzig beschließen zu können, da hierfür, wie wir sahen, bei der Lückenhaftigkeit des Urkundenmaterials und der Hartnäckigkeit der Verfechter der verschiedenen Möglichkeiten, kaum eine Aussicht gegeben sein dürfte, wohl aber endlich

über die Baugeschichte der Marienkirche eine einheitliche Anschauung durchzusetzen, da hier die vorhandenen und nicht vorhandenen Steine eine ganz eindeutige Sprache reden, nämlich die, daß an dieser Stelle vor dem Jahre 1343 noch kein steinernes Bauwerk stand, daß dann aber gleich eine Lösung im wesentlichen Umfange der noch heute dastehenden Kirche gefunden wurde.

Dadurch kämen wir wenigstens in die Lage, zur 600jährigen Geburtstagsfeier der Danziger Marienkirche im Jahre 1943 endlich den Planern und Erbauern dieses Bauwerks im 14. Jahrhundert ihren wohlverdienten Ruhm zu lassen, von vornherein Größtes gewollt zu haben, wie uns das ja der Anblick unserer Kirche noch heute so deutlich erzählt.

Die so mich schufen,
Wollten mich von vornherein so mächtig,
Wie ich noch heute vor euch stehe,
Stolz und prächtig.
Nicht Stück für Stück
Und Flick um Flick,
Wie etwa Krämer, haben sie an mir gehandelt,
Nur daß ich, erst Basilika, beim Bau, ganz sacht,
Eh' man es noch gedacht,
In eine Hallenkirche mich verwandelt.

Anmerkungen

[1]) „Das Problem des architektonischen Entwurfs und seiner Proportionen in der europäischen Stilgeschichte."

Anmerkungen des Historikers

zu Klöppels Arbeit über „St. Marien zu Danzig".

Von Edward Carstenn

Durch das Bemühen Klöppels um die Aufklärung des Grundrisses von St. Marien in Danzig ist eine Geschichtsurkunde uns so deutlich geworden, daß wir sie heute zur Aufhellung der älteren Danziger Geschichte wirklich ausnutzen können. Entgegen der früheren — bis 1929 oft vorgetragenen — Annahme steht nunmehr fest, daß der Grundriß von St. Marien um 1342/43 von vornherein die heutige Größe der Kirche vorsah, und daß irgendwelche Reste eines früheren Baues an dieser Stelle nicht zu finden sind. Der Architekt kam also dem Geschichtsforscher zu Hilfe, und dieser ist verpflichtet, die Urkunde aus Stein seinen anderen Urkunden beizugesellen und sie ebenso auszuschöpfen.

Der Streit um die Lage der pommerellischen deutschen Siedlung Danzig, der in den letzten Jahrzehnten nicht zur Ruhe kam, dürfte dadurch doch in einer Richtung scharfe Beleuchtung erfahren. Zwar hatte ich mir vorgenommen, nicht mehr das Wort zu dieser Frage zu ergreifen, die restlos doch nicht gelöst werden kann,[1]) aber ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß auch heute noch längst nicht alles so geklärt ist, wie Keyser das wahrhaben will. Er setzt sich neuerdings[2]) mit seinen Kritikern auseinander, nimmt vieles von ihnen an, gibt einen großen Teil seiner bisherigen „festgegründeten" Ergebnisse auf und stellt darnach das neue Bild von der Entstehung Danzigs dar. In Wirklichkeit bleibt es bei seinem alten: Nachdem die Deutschen in Danzig ihre Kirche St. Nikolai 1227 den Dominikanern übereignet hatten, begründeten sie um die heutige Langgasse eine Siedlung, deren Pfarrkirche die heutige Marienkirche wurde.

Leider muß man nicht zu diesem Schluß kommen, selbst wenn man das annimmt, was Keyser glaubt als gesichert hinstellen zu können. So lesen wir bei ihm z. T. unter Berufung auf andere Forscher:

[1.] „Es steht fest: ‚Die St.-Katharinen-Kirche ist die Pfarrkirche der deutschen Stadt der Herzogszeit gewesen.'" (S. 82).

[2.] „Es ist . . zuzugeben, daß die Pfarrechte des Pfarrers von St. Katharinen über die Stadtgemeinde noch lange bestanden haben. Noch 1325/26 . . . scheint er der einzige Pfarrer (plebanus) in Danzig gewesen zu sein." (S. 83).

[3.] „Dagegen kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Marienkirche [der Rechtstadt] seit jeher und ununterbrochen die Kirche der deutschen Bürgergemeinde gewesen ist, nachdem diese auf die ältere Nikolaikirche zu Gunsten der Mönche verzichtet hatte." Sie „war noch keine Pfarrkirche, sie war die filia von St. Katharinen und vielleicht erst . . . in den Jahren 1342/43 zu einer selbständigen Pfarrgemeinde erhoben worden." (S. 85).

[4.] „Ebensowenig können die Sätze, in denen der Pfarrer von St. Katharinen als Pfarrer in civitate oder civitatis bezeichnet wird, als Beweis dafür vorgebracht werden, daß die Kirche in der Stadt und somit auch die Stadt bei der Katharinenkirche gelegen haben muß." (S. 83).

[3.] „Die sogenannte[3]) Altstadt ist, was bisher nicht bestritten wurde, erst im 14. Jahrhundert entstanden." (S. 122).

Es lassen sich diese 5 Thesen schwer miteinander in Einklang bringen, wenn man die Überlieferung unvoreingenommen ansieht. Auch die folgende Vorstellung will nicht recht eingehen: Die Deutschen in Danzig hatten eine eigene Kapelle St. Nikolai, damit sie nicht in die Pfarrkirche St. Katharinen zu gehen brauchten. Sie übergaben ihre Kapelle den Dominikanern 1227, wie urkundlich feststeht. Nun haben sie nicht die Kraft, sich innerhalb ihrer Siedlung, die am Langen Markt liegen soll, also doch recht abseits von St. Katharinen, eine eigene Kapelle zu bauen, sondern sie warten darauf, daß der Herzog zwölf Jahre später seiner Mutter zu Ehren ihnen eine Marienkapelle auf dem Grunde der heutigen Marienkirche erbaut, die sie dann 1342/43 zur Pfarrkirche erheben lassen. (S. 85. 113).

Diese herzogliche Marienkirche ist sehr schlecht beglaubigt,[4]) dazu fand sich auf dem Boden der heutigen Ober-Pfarrkirche keine Spur mehr von ihr, so sehr auch Klöppel suchte; darum dürfen wir sie überhaupt nicht mit der heutigen Marienkirche gleichsetzen. Neben St. Katharinen gab es nämlich eine Kapelle „Marienbrunn", an deren Stelle dann das Kloster St. Brigitten trat, also nahe der herzoglichen Burg; diese Kapelle käme für jene herzogliche doch zuerst in Frage, nach Lage der Dinge.

Der Beweis, daß die civitas der pommerellischen Zeit örtlich der späteren Rechtstadt gleichzusetzen sei (S. 103, 106), und die Ausführungen über den Stadtgrundriß vermögen auf den Kenner nicht überzeugend zu wirken, jedenfalls nicht so, daß man daraufhin Gegner der Keyserschen Auffassung als unwissenschaftlich brandmarken darf: „Es widerspricht jedem wissenschaftlichen

Verfahren, wenn trotzdem von einigen Schriftstellern die erste Anlage der Rechtstadt noch immer in die Jahre nach 1308 verlegt wird", so lesen wir S. 122 f.[5])

Die Untersuchungen Keysers, auch die über die Olivaer Klosterurkunden, bringen nicht mehr Licht in die Frage als bisher. Und es bleibt dabei: Am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat die alte Auffassung, daß die deutsche Siedlung der Herzogszeit um ihre Pfarrkirche St. Katharinen lag, und daß 1309 eine Umsiedlung der Deutschen auf den Boden der heutigen Rechtstadt stattfand. Die Entwicklung dieser Ordensstadt — die ja auch das Zeichen ihres Gründers im Wappen trägt — war schwer vorauszusehen, weshalb sie erst nach der ungewöhnlich langen Zeit von 34 Jahren die Handfeste erlangte. Zu dieser Auffassung paßt auch die von Klöppel erschlossene Urkunde: St. Mariens ursprünglicher Grundriß.

Anmerkungen

[1]) Vgl. Elb. Jb. 5/6 (1927) S. 185 und Elb. Jb. 4 (1924) S. 171 ff.

[2]) „Neue Forschungen über die Entstehung der Stadt Danzig." Zsch. Wp. G. V. 75 (1939) S. 57—137.

[3]) Sie wurde schon im 14. Jahrhundert (um 1330, s. Elb. Jb. 4, S. 174) vom Danziger Komtur „Altstadt" genannt, offenbar nach Keysers Annahme, weil sie „jünger" als die Rechtstadt war.

[4]) Ich habe das im Elb. Jb. 4. S. 179 f. dargelegt.

[5]) Vgl. hierzu auch meine frühere Zusammenstellung im Elb. Jb. 4. S. 176 Anm. 1.

Die Figuren auf dem schwedischen Taufbecken des Elbinger Stadtmuseums

Von Walther Franz

Im Elbinger Jahrbuch 1936 bringt Bernhard Schmid Abbildungen eines jetzt im Elbinger Stadtmuseum befindlichen Taufbeckens, das einst in einer Elbinger Kirche stand, und das, wie manches andere des Ordenslandes, aus Schweden stammt. Dort war der zur Herstellung dieses Kirchengerätes ausgezeichnet geeignete Kalk- und Sandstein in unerschöpflicher Menge vorhanden, und so konnten die Arbeiten gotländischer und schonenscher Steinmeister den ganzen Südrand der Ostsee von Dänemark bis Memel bestreuen. Der Elbinger Stein gehört zu der von Johnny Roosval[1]) als „Fröjel-Typ" bezeichneten Gattung. Die Taufschale der Kirche von Fröjel ist allerdings gar nicht so sehr kennzeichnend für die ganze Richtung — der Elbinger Stein ähnelt z. B. viel mehr einem Becken von Falsterbo auf Schonen — aber zu der Zeit, als dieser Typ vorherrschte (— 1350), war Gotlands Bedarf an Taufsteinen gedeckt, und so kommt es, daß der Fröjeltyp außerhalb seines Werkstättenlandes viel besser vertreten ist. Da die Kirche zu Fröjel nahezu die einzige ist, die auf Gotland einen Taufstein dieser Gattung birgt, mußte Roosval notgedrungen diese Bezeichnung wählen.

Es gibt eine stattliche Anzahl von Taufschalen — auch deutscher — die auf der Außenseite ihrer Kuppa Drachen, Sirenen, Greife und andere Fabelwesen zeigen. Nach allem sollte die durch die Taufe ausgetriebene Erbsünde ursprünglich in diesen Figuren dargestellt werden; sie hatten zugleich wohl auch den Zweck, den Täufling vor der Einwirkung der unholden Mächte, die in diesen Gestalten symbolisiert waren, zu schützen, da ja nach frühmittelalterlicher Meinung das Abbild auf das Vorbild bannende Kraft ausübte. Früher standen die Taufsteine außerhalb der Kirche oder gleich westlich vom Turmeingang, so daß die Dämonen dort ja leichter Besitz von dem hilflosen Kinde nehmen konnten, und vordem schmierte man auch zur Abwehr des Teufels und seiner Gesellen das Neugeborene mit stinkenden Salben ein.[2]) Aber wie ich bereits für das Taufbecken des Königsberger Doms

nachgewiesen habe,[3]) verstanden die Steinmetzen um 1300 kaum noch den Sinn der Drachenbilder; es kam ihnen z. B. gar nicht darauf an, unter die Ungeheuer plötzlich das Bild eines Heiligen zu mischen. Um so interessanter ist es, den ursprünglichen Sinn der Bilder zu enträtseln.

Der größte Teil der Figuren des Elbinger Steins stellt Drachen dar. In der Bibel wird der Drache überaus oft als Symbol des Teufels gebraucht. Ich möchte auch das Untier, das Schmid als Einhorn anspricht, als Drachen deuten. Der baumartige Stirnschmuck dieses Tieres soll nur die Fläche füllen, er ist so unorganisch angebracht, daß das Tier mit solch einem „Horn" gar nicht stoßen könnte. Es heißt zwar Ps. 22,13: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern", aber im Mittelalter war dieses Tier allgemein ein Symbol Christi. So schon im Physiologus. Es würde uns nun aber schwer fallen, dies hier abgebildete Wesen zu den himmlischen zu rechnen. Selbst auf dem dem Elbinger Becken nahe verwandten Taufstein von Falsterbo, wo das Horn besser auf der Stirn sitzt, so, wie man es bei einem Einhorn gewohnt ist, hat man nicht den Eindruck, daß dies Gezack eine tierische Waffe sein soll. Es wirkt nur wie ein ungewöhnlicher Auswuchs, der dem Tiere stärkere Dämonie verleihen soll. Die Vorliebe des betreffenden Steinmeisters für solche Ornamente zeigt auch eine andere Figur der Elbinger Taufschale: der Vierfüßer, der sich in den Schwanz beißt. Daß hier nicht an ein Geweih zu denken ist, ergibt das Folgende:

Die eigenartige Haltung des Tieres mag einem Vorbild nachgearbeitet sein, das der Steinmetz von Webemustern oder von Bronzearbeiten her übernahm. Sie ist ausgezeichnet dazu geeignet, ein Quadrat zu füllen. Hätte das Tier seine gewöhnliche Haltung, so würden Kopf und Schwanz die Geschlossenheit der Fläche stören. Die christliche Symbolik sah in dem Tier, das in dieser Haltung verschiedentlich vorkommt, einen Hund, der sich in den Schwanz beißt, und deutete ihn als den Teufel, der sich selbst den größten Schmerz bereitete, als er Christus durch Judas an das Kreuz brachte; denn Christi Tod wurde seine Überwindung (Johannes XVI, 11: De judicio autem quia princeps huius mundi iam iudicatus est).[4])

Wir haben den hundertfältig beobachteten Fall, daß die Frömmigkeit des mittelalterlichen Christen in allen Figuren, die an kirchlichen Paramenten oder Geräten sich zeigten, Symbole für die biblische Heilslehre suchte und fand. Der erste, der jene Hundegestalt entwarf, hat dabei sicher nicht an den Teufel und Judas gedacht.

Hundemäßig wirkt auch der Vierfüßler mit den Hängeohren und dem Gesicht, das an eine Narrenkappe erinnert. Man denkt bei seinem Anblick zunächst an den Höllenhund; aber dieser wird in der kirchlichen Bildersprache stets dreiköpfig gestaltet. Der Hund als Höllentier ist jedoch an sich der griechischen Sage bekannt,

und Cahier zeigt in seinen Nouveaux Mélanges Bd. III Pl. I auch Hunde, die als Teufel das höllische Feuer schüren. Nach Koloff[5]) ist am Dome zu Amiens eine Drachengestalt mit den langen Ohren eines Leithundes zu sehen, und ein bei Sauermann[6]) abgebildeter Taufstein zeigt eine Fratze, die dem Kopf des hier in Frage stehenden Untiers vom Elbinger Becken sehr ähnelt.

Zwischen dem Teufel und dem Narren bestehen ja dieselben Beziehungen wie zwischen dem englischen „Vice" und dem Clown, dessen Kreidegesicht und brandrotes Haar noch darauf hinweisen, daß sein Urbild einst in den Mysterien des Mittelalters eine verdammte Seele in der Hölle zu spielen hatte. So kommt es, daß in der Kleinplastik vieler Dome (Rouen, Lübeck) Teufel und Narren wechseln und daß Narrenkleider oft zur Darstellung des Diabolischen verwandt werden. Es wäre auch recht schwer, dieses dackelartige Gebilde mit der Narrengugel als Verkörperung himmlischer Mächte anzusprechen.

Besonders seltsam unter den Figuren der Elbinger Taufschale wirkt das hockende, gefiederte Wesen mit zwei Armen und zwei Beinen, das die Zunge herausstreckt und ein Horn bläst. Die herausgestreckte Zunge ist stets ein Zeichen der Gorgo. Das Medusenmotiv wurde aus der Antike ins Abendland hinübergerettet durch den Physiologus, der uns in einer Unzahl von Varianten — z. B. auch isländischen — erhalten ist und der zu den meistverbreiteten Schriftwerken gehörte. Die Vogelgestalt weist auf die Sirenen hin, die sowohl mit einem Vogel-, wie auch mit einem Fisch- oder Eselsleib dargestellt werden konnten ... Ein rumänischer Physiologus, der eine slawische Quelle hat, die wieder auf ein griechisch-byzantinisches Original zurückgeht, zeigt im Text dieselbe Vermischung von Gorgo und Sirene, wie der Elbinger Taufstein im Bilde. Es heißt dort[7]): „Die Gorgonia ist ein entsetzlich mörderischer Vogel, sein Schopf ist wie der des Drachen, sein Blick ist tödlich. In den Meeresstrudeln im Westen lebend, singt sie und spricht mit Menschen und Tieren." Cahier bringt einen Bestiaire, und darin ist die Sirene auch hornblasend dargestellt.[8]) Das Horn soll hier, wie sonst die Leier oder die Flöte, das verführerische Lied der Sirene andeuten. Auch auf dem Hochmeisterstuhl des Königsberger Doms ist in der Spitze einer Seitenwange die Sirene, das Horn im Munde haltend, dargestellt. Auf den ersten Blick glaubt man, einen bärtigen Mann vor sich zu sehen; aber Lippen und Wangen sind frei von Haaren, und was zuerst wie ein Bart wirkt, ist bei näherem Zusehen das Federkleid der Brust. Eine Hand rafft das Haupthaar zur Seite, die andere hält das Horn. Der Schnitzer hat hier die Sirene gegeben, ohne den Tierleib zu zeigen, er wollte das Verführerische nicht aus dem Spiel lassen; der nordische Künstler wollte in ihr das Tierhafte, das Gorgonenhafte, schreckhaft nahebringen. Auch darin zeigt sich wieder die Verwandtschaft des Elbinger Beckens mit dem von

Falsterbo, daß auf diesem die Gorgo (nicht die Gorgo-Sirene) als vierfüßiges Untier mit heraushängender Zunge ausgemeißelt ist.

Auf dem Elbinger Taufstein ist ebenso wie auf einem Kulmer[9]) ein zweiköpfiger Vogel zu sehen, der auf dem Elbinger allenfalls einem Doppeladler mit besonders starken Krallen ähnelt, auf dem Kulmer mehr einem kleinen Papagei. Was bedeutet dieses Tier? Zweiköpfige Adler finden sich außerdem modelliert in Frankreich im Kloster von Moissac, in der Kirche von Civray, in der Moritzkirche von Vienne[10]) und auf zwei Architekturstücken[11]), die jetzt im Museum von Toulouse aufbewahrt werden. Heuzey[12]) hat nachgewiesen, daß dieser zweiköpfige Adler babylonischen Ursprungs ist. Auf orientalischen Bau- und Bildwerken findet sich der löwenköpfige Adler, der in seinen Fängen Löwen, Ziegen und anderes Wild hält. Über Kappadocien gelangte er zu den Arabern und Byzantinern, und die Gewebe der letzteren vermittelten dieses dekorative Motiv dem Abendlande, das es bereitwilligst in seine Heraldik aufnahm. Der deutsche zweiköpfige Reichsadler der Habsburger geht letzten Endes auf dieses Gebilde zurück. Es wäre aber töricht anzunehmen, daß der Steinmetz des Elbinger Beckens das Zeichen des Römischen Reiches Deutscher Nation geben wollte. Vielleicht war das ihm als einem Ausländer überhaupt fremd, und das Ordensland war ja an das Kaiserreich nur lose gebunden. Dem Meister war dieser Adler vor allem ein wirkungsvolles Ornament.

Wenn wir nach der christlich-kirchlichen Deutung des zweiköpfigen Adlers fragen, so geraten wir in Verlegenheit. Er mag tatsächlich nur als sehr eindrucksvolles Ornament angewandt worden sein; aber die Darstellung auf dem Elbinger Becken, seine plumpen Krallen, das kümmerliche Flügelpaar und die Rabenschnäbel, das ganze geierhafte Aussehen reihen ihn völlig ein in die Schar der anderen Untiere der Taufschale, nehmen ihm allen Adel, den dieser Begleiter der morgenländischen Könige einst hatte. Das Motiv des Doppeladlers wurde so beliebt, daß es in der Volkskunst bei der Gestaltung von Stuhllehnen häufig angewandt wurde.

Unser Landsmann Kossinna war wohl einer der ersten, der den Forschern der Vor- und Frühzeit die törichte Einstellung nahm, daß die Germanen und die Völker des Abendlandes überhaupt nur immer die Nehmenden und die Stämme des Morgenlandes stets die Schöpferischen und die Gebenden gewesen sind. Durch die neue Blickrichtung der gegenwärtigen Wissenschaft sind ungeahnte Ergebnisse gezeitigt worden, die die unvergänglichen Leistungen der nordischen Völker für die Menschheit festlegten. Es wäre aber töricht, nun jede Beeinflussung von anderer Seite abzulehnen. Dann könnte man ebenso gut behaupten, das Christentum wäre niemals zu den Germanen gekommen. Die geistige Kraft eines Volkes oder einer

Rasse zeigt sich nicht so sehr im Abschließen gegen fremden Import als vielmehr im Neuschaffen und im Verarbeiten und Zueigenmachen des Fremdgutes. Die Figuren des Elbinger Taufbeckens haben so völlig alles orientalische Wesen abgestreift, daß man sie fast als Darstellungen aus dem Gestaltenschatz nordischer Mythologie ansprechen könnte. Wir können nicht umhin, die Einbeziehung östlicher Motive zu setzen, nur so werden die Rätsel gelöst, die uns die Steinbilder aufgeben. Die gefühlsmäßige Abwehr wird aber auch erstickt, wenn wir auf die vielfachen Wege hingewiesen werden, auf denen die Webereien des Morgenlandes nach dem Abendlande kamen. Mittlerin war auch hierbei vor allem die Kirche. „Aus Byzanz bezogen die Regensburger Kaufleute im 9. Jahrhundert die Purpur- und Scharlachstoffe, die sie dann mit großem Vorteil in den deutschen Binnenländern veräußerten. Durch venetianische und amalficanische Kaufleute waren nach Bischof Liutprant byzantinische Prachtgewebe in Italien so gewöhnlich geworden, daß sie selbst von gemeinen Weibern getragen werden konnten. Sarazenische und später byzantinische Arbeiter webten im Hotel de Tiraz zu Palermo die Prachtgewänder für die normannischen Fürsten. Die maurische Herrschaft verpflanzte diesen Industriezweig nach Spanien.“[13]) — „Die abendländischen Bischöfe, selbst die des höchsten Nordens, die sich zu ihrer Investitur nach Rom begaben, erhielten dort kostbare wollene oder seidene Kleider, die mit farbenprächtigen tierischen und pflanzlichen Ornamenten bedeckt waren. Auch die zahlreichen Geschenke, die die Päpste oder andere hohe Würdenträger den Kirchen übersendeten, bestanden fast immer in kostbaren Webereien. In der Hauptsache stammten diese Gewebe aus dem Innern Asiens und aus Ägypten. Der Hauptstapelplatz waren Jerusalem und Akhmim.“[14])

So ist der Elbinger Stein ein Zeuge für die Wechselwirkungen zwischen östlichen und nordischen Kulturen. Antike (Physiologus) und orientalische (durch Webereien, Bücher und Goldschmiedearbeiten, z. T. auch durch deutsche Geistliche und Glasmalerschulen) Motive kommen nach dem Norden, erhalten christliche Deutung und die Formensprache skandinavischer Künstler, und das Produkt aus allem findet einen Platz in den Kirchen der Ostseeländer und dient dort zur Erbauung oder Mahnung der Gläubigen, zur Freude des Phantasiebegabten und zum Schutz des Täuflings.

Anmerkungen

1) Die Steinmeister Gotlands. Stockholm 1918.

2) J. H. F. Kohlbrugge: Tier- und Menschenantlitz als Abwehrzauber. Bonn 1926, S. 28.

3) Walther Franz: Königsberger Altertümer. Kbg. 1937.

[4]) A. Schmid: Christliche Symbole.
[5]) Der Teufel und seine Gesellen.
[6]) E. Sauermann: Die mittelalterlichen Taufsteine Schleswig-Holsteins. S. 156.
[7]) Reinsch in: Altfranz. Bibliothek Bd. XIV.
[8]) Mélanges d'archéologie, Bd. II.
[9]) Bau- und Kunstdenkmäler d. Prov. Westpr. Bd. V: Culm, Beil. 7.
[10]) Emile Mâle: L'art religieux du XII ième siècle en France. Paris 1922. S. 349.
[11]) Cahier et Martin: Nouveaux mélanges. d'archéologie.
[12]) Monuments Piot I,7 u. II,5.
[13]) Anton Springer in: Mitt. d. k. k. Central-Kommission V, S. 67.
[14]) Fr. Sesselberg: Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin 1897.

Eine unbekannte Stadtansicht von Elbing aus dem Jahre 1719

Von Horst Stobbe

Mit einer Abbildung (Tafel V).

In der in Leyden 1719 gedruckten französischen Übersetzung des berühmten Reisewerkes von Adam Olearius „Voyages trés curieux et trés renomez, faits en Moscovie, Tartarie et Perse. Traduits et augmentez par de Wicquefort" befindet sich bei Seite 74 des ersten Bandes eine Ansicht der Stadt Elbing, die Toeppen[1]) unbekannt geblieben und, soweit ich erfahren konnte, in den Elbinger Sammlungen nicht vorhanden ist.[1]) Die Ansicht ist in Kupfer gestochen und hat eine Plattengröße von 26:35 Zentimeter.

Oben in der Mitte, im Himmel, steht auf einem Schriftband in zwei Zeilen „Elbing, Ville de la Prusse Royale", oben links Erklärung 1—4, unten links ist die Ansicht bezeichnet: „à Leide, chez Pierre van der Aa". Die Contrafactur ist im wesentlichen eine Copie des Stiches von Mathäus Merian. In der Behandlung des Stadtbildes und der nördlich gelegenen Landschaften fallen Abweichungen nicht in das Auge, nur ist der Charakter des Befestigungskranzes durch ein stärkeres Schraffieren der Gräben noch mehr betont. Die Darstellung der Stadt ist wie bei Merian aus der Vogelschau gesehen, im Spiegelbild wiedergegeben. Abweichend ist die Behandlung des Vordergrundes. Auf einem Hügel südlich der Stadt sehen wir einen Reiter, der sein Pferd am Zaume hält, in lebhaftem Gespräch mit einem Bürger und einer Bürgerin. Zwei weibliche ruhende Gestalten am Wegesrande, dahinter zwei Burschen, widmen dem Fremden ihre Aufmerksamkeit. Ein Reisewagen, von vier Pferden gezogen, bewegt sich abwärts von der Höhe in Richtung des Marienburger Dammes, der ebenso wie die Straße südlich der Speicherinsel lebhaften Verkehr zeigt.

Über den Stecher ist nicht viel zu sagen. Pieter van der Aa unterhielt in Leyden einen größeren Verlag, dessen Werke sich durch reichen illustrativen Schmuck auszeichnen. Die zahlreich vorkommenden Städteansichten in seinen Veröffentlichungen sind meistens Copien nach Arbeiten von Peter Schenk, Merian u. a., die durch die

belebten Staffagen im Vordergrund meist decorativer wirken als die zum Vorbild genommenen Originalarbeiten.

Einen besonderen topographischen Wert besitzt diese Ansicht von Elbing ebenso wenig wie die Meriansche. Letzterer Stich, den Toeppen[2]) erstmalig bei Werdenhagen 1641 nachweisen kann, erschien schon 1635 im Theatrum Europaeum, Tome I. Abzüge derselben Patte mit zusätzlichem Text auf dem Schriftband sind noch 82 Jahre später für den sechzehnten Band des gleichen Werkes hergestellt. Die von Mathäus Merian gestochene Ansicht von Elbing kommt in folgenden seiner Verlagswerken[3]) vor:

1. Theatrum Europaeum. Tome I. Franckfurt a. M. 1635.
   (In den drei Nachdrucksausgaben ist die Ansicht von Elbing nicht enthalten).
2. Neuwe archontologia cosmica . . . verfasset durch Joh. Ludwig Gottfried. Franckfurt a. M. 1638.
3. Johan. Angelii à Werdenhagen J. C. C. de rebuspublicis hanseaticis. Francofurti 1641.
4. Newe Archontologie cosmica . . . verfasset durch Joh. Ludwig Gottfried. Franckfurt a. M. 1646.
5. Archontologia cosmica . . . Primo opera et studio Jo. Ludovici Gotofredi. Francofurti 1649.
6. M(artin Z(eiler). Topographia Electorat, Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae etc. (Frankfurt a. M. 1652).
7. Theatrum Europaeum. Tome XVI. Frankfurt a. M. 1717.

Damit läßt sich auch die Entstehungszeit der Stadtansicht von Jacob Hoffmann,[4]) die dem Merianschen Stich zum Vorbild diente, genauer bestimmen. Von Hoffmann sind außer der Elbinger Contrafactur noch drei weitere Arbeiten bekannt. Der Plan von Thorn, datiert von 1631, der Plan der Schlacht bei Lützen 1632 und die dem Jahre 1635 zugeschriebene Ansicht von Danzig. Nach Thieme-Becker[5]) war Hoffmann Ingenieur des Königs Wladislaus IV. von Polen. Die Widmung des Stiches der Schlacht von Lützen an General Wrangel läßt vermuten, daß Hoffmann vor 1635 für den König von Schweden tätig gewesen ist. Die Signatur dieses Blattes „Jacob Hoffmann fecit et excudit Elbingiae“ bezeichnet den Heimatort, der Druckvermerk der Elbinger Ansicht „Impressa et delineata per Jacobum Hoffmann. Geomet. et Architectum“ den Beruf Hoffmanns. Unter den für die Stadt um diese Zeit tätigen Baumeistern ist sein Name bei Behring[6]) nicht genannt. Für die Datierung der Elbinger Ansicht von Merian ist zu berücksichtigen, daß der erste Band des Theatrum Europaeum die Zeit von 1617—1629 behandelt. Die Redaktion und Bilderwahl müßten also mit letzterem Jahre begonnen haben. So muß die Hoffmannsche Arbeit be-

stimmt vor 1635, nach der Tätigkeit des Künstlers in Elbing zu schließen, um 1632 entstanden sein, also etwa 10 Jahre früher, als Toeppen sie ansetzte.

Adam Olearius[7]) ist um 1599 zu Aschersleben geboren und „in seinem Hause vor (Schloß) Gottorp" am 22. Februar 1671 gestorben. Er besuchte die Universität Leipzig, wo er 1627 Magister der Philosophie wurde. Von 1630—33 war er Conrector des Nicolaigymnasiums. 1633 erhielt Olearius vom Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp den Auftrag, seine Gesandtschaft, bestehend aus den Räten Philipp Crusius aus Eisleben und Otto Brugmann aus Hamburg mit großem Gefolge, an den russischen Großfürsten Michael Feodorowitsch und den persischen Schah Sefi als Sekretär und Rat, hauptsächlich wohl als Sprachkundiger, zu begleiten. Die Gesandtschaft verließ am 6. November 1633 Hamburg und ging über Lübeck, Riga, Reval, Groß-Nowgorod und Twer nach Moskau, wo am 14. August 1634 der feierliche Einzug stattfand. Am 24. Dezember trat Olearius die Rückreise an und hielt sich, von Königsberg kommend, zwischen dem 24. und 27. Februar 1635 in Elbing auf. Am 6. April traf die Abordnung wieder in Gottorp ein. Am 22. Oktober des gleichen Jahres begab er sich mit einer Gesandtschaft nochmals nach Moskau und gelangte nach allerhand Abenteuern am 3. August 1637 nach Ispahan. Auf dem Hinwege hat er an Hand eigener astronomischer und magnetischer Bestimmungen seine große Wolgakarte verfertigt. Am 2. Januar 1639 verließ die Gesandtschaft die persische Hauptstadt und kehrte am 1. August wieder nach Gottorp zurück. Hier wurde er vom Herzog zu seinem Mathematicus und Antiquarius, sowie zum Betreuer einer Bibliothek und Kunstkammer gemacht. Er war der Übersetzer vieler persischer Dichtungen. 1651 wurde er Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft.

Olearius' Reisebeschreibung, das erste literarisch vollendete Werk über Rußland und Persien, erschien 1647 zu Schleswig unter dem Titel: „Offt begehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise, so durch Gelegenheit einer hollsteinischen Legation an den König in Persien geschehen." Ein Exemplar dieser sehr seltenen ersten Ausgabe befindet sich in der Elbinger Stadtbibliothek. Neue Ausgaben, von Olearius selbst besorgt, erschienen 1656 und 1663, deutsche Ausgaben, im ganzen acht, die letzte 1696. Übersetzungen kamen in französischer, niederländischer und englischer Sprache heraus, zuletzt 1727 als Titelausgabe des Druckes von 1719, der die Elbinger Ansicht enthält.

Anmerkungen

[1]) Toeppen, M., Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing. (Zeitschr. d. Westpr. Geschichtsvereins XXI. Danzig 1887.

[1]) Das Blatt befindet sich in der Sammlung des Städtischen Museums Elbing. Es

wurde 1918 von dem Dipl.-Ing. Bruno Sternberg, einem ehemaligen Schüler des Elbinger Gymnasiums, in Marche, Belgien, gekauft und 1919 von ihm der Elbinger Altertumsgesellschaft geschenkt. (Der Herausgeber).

[2]) Toeppen, M., a. a. O. S. 18.

[3]) Bachmann, F., Die alten Städtebilder. Leipzig 1939 S. 106.

[4]) Toeppen, M., a. a. O. S. 16.

[5]) Thieme-Becker, Künstler-Lexikon Bd. XVII. S. 262.

[6]) Behring, W., Zur Geschichte der Befestigung Elbings in der polnischen Zeit. Elb. Jahrb. II. S. 137.

[7]) Allgemeine Deutsche Biographie Bd. XXIV. S. 269 u. ff.

Adolf Benecke

Ein verdienter Elbinger Schulmann.

Von Paul Ringleb

Mit einer Abbildung (Tafel VI).

Das 700jährige, im Jahre 1937 gefeierte Elbinger Stadtjubiläum und die aus diesem Anlaß erschienenen Bücher und Schriften haben die Erinnerung an manchen bedeutenden Mann aus Elbings Vergangenheit wieder wachgerufen. So ließ das Carstennsche Werk[1]) im besonderen die Männer, die sich um die politische Entwicklung des alten Elbing hervorragende Verdienste erworben hatten, wieder lebendig werden, während uns Grunau in seinem Buch[2]) 2 große Wirtschaftsführer aus dem vorigen Jahrhundert vor Augen führte. Einige kleinere Schriften, die sich mit dem Schulleben befaßten, haben manchen bedeutenden Schulmann uns wieder näher gebracht, so die Festschriften der beiden Elbinger höheren Knabenschulen, der Heinrich-von-Plauen-Schule,[3]) die gleichzeitig mit dem Stadtjubiläum ihr eigenes 100jähriges Jubiläum feierte, und des Staatlichen Gymnasiums,[4]) das bereits 2 Jahre früher — im Jahre 1935 — das 400jährige Bestehen der Anstalt feiern konnte. In dieser letzteren ist in der Reihe der früheren Direktoren auch Karl Adolf Benecke entsprechend gewürdigt worden, der 41 Jahre in Elbing gewirkt hat, davon 37 Jahre als Direktor des Gymnasiums, und der sich nicht nur um das höhere Schulwesen, sondern auch um das Mittelschul- und vor allem Volksschulwesen Elbings große Verdienste erworben hat. Aus diesem Grunde habe ich ihn auch in meiner eigenen Schrift[5]) wieder und wieder erwähnt, allerdings im Rahmen des dortigen Themas nur in kurzen Ausführungen und Hinweisen. Dieser große Schulmann verdient aber eine besondere Behandlung und Würdigung, und diese möchte ich — mehrfachen Anregungen folgend — im Nachstehenden zu bieten versuchen.

Zunächst seien einige Angaben über seinen äußeren Lebensgang vorausgeschickt.[6]) Adolf Benecke wurde am 1. Oktober 1809 in Halberstadt als Sohn eines Uhrmachers geboren. Nach Absolvierung des Dom-Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte er von 1828 bis 1833 in Halle und Königsberg Theologie, Philologie, Geschichte, Philosophie und Pädagogik. 1833 promovierte er und legte das Examen pro facultate docendi ab. Er habilitierte sich als Privatdozent an der

Philosophischen Fakultät in Königsberg und wirkte gleichzeitig als Lehrer an einer Privattöchterschule. Am 29. September 1840 wurde er vom Elbinger Magistrat zum Direktor der Höheren Bürgerschule (heute: Heinrich-von-Plauen-Schule) mit einem Jahresgehalt von 800 Rthr. auf Lebenszeit gewählt. Die Übernahme des Amtes erfolgte am 1. Januar 1841. Schon nach 3¾ Jahren — am 17. September 1844 — wählte derselbe Magistrat ihn als Nachfolger Munds zum Direktor des (damals noch städtischen) Gymnasiums, das er dann 37 Jahre lang — von 1845 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1882 — geleitet hat. Er verzog nach Weimar, konnte im folgenden Jahre noch sein 50jähriges Doktorjubiläum feiern und ist am 27. Dezember 1884 im Alter von 75 Jahren nach schwerem Leiden in Jena gestorben.

Wenden wir uns seiner Bedeutung zu, so liegt diese in ganz besonderem Grade auf organisatorischem Gebiet. In welchem Maße er sich als Organisator der von ihm geleiteten höheren Schulen bewährt hat, das ist in den bereits erwähnten Festschriften der Anstalten hinreichend gekennzeichnet worden. Aber auch die im Jahre 1852 erfolgte Gründung der Städt. höheren Töchterschule ist nicht zum geringsten auf Beneckes Anregungen zurückzuführen. Hatte er doch schon in seiner Denkschrift vom 12. November 1844[7]; ausgeführt, daß „kein zureichender Grund gedacht werden könne, warum die weibliche Jugend diese Zurücksetzung (hinter der männlichen Jugend) verdiene". Aber auch die in den Jahren 1845 bzw. 1847 eingerichteten gehobenen Volksschulen (spätere Mittelschulen) waren in jener Denkschrift gefordert worden. Der Magistrat der Stadt Elbing hatte nämlich unter dem Oberbürgermeister Phillips im Jahre 1844 Benecke in seiner Eigenschaft als Mitglied der Stadtschuldeputation mit der Neugestaltung des Elbinger Schulwesens betraut. Dieser plante für die Knaben des mittleren Bürgerstandes eine 6klassige Schule, die vornehmlich die wichtigsten Kenntnisse für das praktische Leben (Gewerbe, Handel, Ackerbau) vermitteln sollte. Zunächst entstand eine 3klassige Schule; die weitere Entwicklung sollte der Zukunft vorbehalten bleiben und „in dem Maße erfolgen, in welchem das Bedürfnis dafür sich in der Bürgerschaft kund täte". Ebenso erfolgte die Gründung der entsprechenden Mädchen-Schule in Auswirkung jenes Organisationsvorschlages Beneckes. Diese Schule (die heutige Agnes-Miegel-Schule), die ebenfalls zunächst nur 3 Klassen zählte, war für die Töchter des mittleren Bürgerstandes bestimmt. Bei weitem aber das wichtigste Arbeitsfeld, auf dem Benecke sein Organisationstalent bewies, war die Volksschule, die ihm zu besonderem Danke verpflichtet wurde. Um das recht zu verstehen, muß man sich fragen: Was für Volksschulen fand denn Benecke bei seiner Ankunft in Elbing vor? Das waren fast nur einklassige (unter ihnen sogar 4 Halbtagsschulen), die zusammen nur

20 Klassen umfaßten, die eine durchschnittliche Besetzung mit 92 (!) Kindern hatten. Und wie war es 30 Jahre später infolge des überragenden Einflusses, den Benecke in der Stadtschuldeputation besaß und dem sich sogar die in Geldfragen meist sehr engherzigen Stadtverordneten, deren Kreise Benecke auch eine Zeit lang angehört hatte, nicht entziehen konnten? Die Klassenzahl war bis zum Jahre 1873 auf 38 gestiegen, hatte sich also fast verdoppelt. An Stelle der damaligen einklassigen Schulen war schon seit den sechziger Jahren der 4stufige Aufbau getreten, 1873 wurde mit der 5stufigen und 1881 (am Ende von Beneckes Wirksamkeit) mit der 6stufigen Organisation begonnen.

Noch schärfer tritt das Wachsen der Klassenzahl in Erscheinung, wenn diese von sämtlichen Schulgattungen zusammen (Volks-, Mittel- und höheren Schulen) berechnet wird; denn diese war bereits nach 23 Jahren der Tätigkeit Beneckes (im Jahre 1864) von 26 auf 68, also auf das 2,6fache gestiegen und wuchs in den folgenden Jahrzehnten entsprechend weiter. Aber das will nicht so sehr viel besagen: Schickten doch die Herren Stadtverordneten in die Mittel- und besonders höheren Schulen ihre eigenen Kinder und hatten daher an deren Klassenvermehrung und der daraus sich ergebenden Förderung der Unterrichtserfolge ein begreifliches Interesse, während die Volksschulen doch nur die „große Masse" besuchte. Die Gerechtigkeit gebietet aber festzustellen, daß es so wie in Elbing in damaligen Zeitläuften wohl allerwärts gewesen ist und die Volksschulen eine noch stärkere Zurücksetzung erfahren hätten, wenn nicht hier und da weitblickende und energische Naturen, wie unser Elbinger Benecke, die Gewissen doch etwas geschärft und das Schlimmste von den Volksschulen abgewehrt hätten.

Das gilt auch für den Bau neuer Volksschulhäuser, deren 7 in der 41jährigen Beneckeschen Periode errichtet worden sind. Gewiß waren das nur sehr bescheidene Bauten, die für die heutigen Schulbedürfnisse schon längst völlig unzureichend geworden sind, aber für die damaligen Zeiten bedeuteten sie immerhin einen Schritt vorwärts, und sie wären wohl auch nicht, wenigstens nicht in diesem Umfange, errichtet worden, wenn nicht Benecke schon in der oben erwähnten Denkschrift die Notwendigkeit betont und begründet und späterhin immer wieder in dieser Richtung anfeuernd gewirkt hätte.

Seine organisatorischen Verdienste erstreckten sich aber auch auf den inneren Schulbetrieb. So wurden wieder im wesentlichen auf seine Anregung hin Klassenprüfungen eingeführt, die am Ende des Schuljahres unter Leitung der Lokalschulinspektoren stattfanden. Alljährlich wurde von der Schuldeputation eine genaue Ordnung aufgestellt, nach der die Lehrer der verschiedenen Schulen in regelmäßigem Wechsel an diesen Klassenprüfungen hospitierten, eine Maßnahme, die für ihr eigenes Unterrichtsverfahren vielerlei Anregungen bot und

die lange Zeit bestanden hat. Ferner wurden alljährliche gründliche Schulrevisionen durch sachkundige Mitglieder der Stadtschuldeputation angeordnet. Zu diesen gehörte ja auch Benecke selber; bei seinen Besuchen mußten die Lehrer immer wieder von neuem bewundern, mit welcher Sicherheit er sich auch in der Volksschule bewegte, was bei einem Gymnasialpädagogen doch nichts Alltägliches war. „Wer ihn nicht kannte, würde hier in dem einfachen, freundlichen und äußerst geschickten Lehrer den gelehrten Direktor des Gymnasiums schwerlich vermutet haben, der vor wenigen Minuten vielleicht noch dabei war, seine Primaner in die Geisteswerke und die Gedankenwelt eines Platon einzuführen."[8])

Auch geschah mancherlei für Vermehrung und Verbesserung der Lehr- und Lernmittel; aber Beneckes größtes Verdienst auf dem Gebiete des inneren Schulbetriebes waren doch die von ihm selber ausgearbeiteten Lehrpläne, die für alle Volksschulen der Stadt eine einheitliche Unterlage schufen. Durch seine geschickten Verhandlungen mit der Danziger Regierung gelang es ihm, deren Genehmigung für seine Lehrpläne durchzusetzen, obgleich sich diese zum Teil weit von dem Schulregulativ vom 3. Oktober 1854 entfernten. So wurden in jener Zeit, da die Reaktion von neuem ihr Haupt erhob, die Elbinger Volksschulen vor dem Ärgsten bewahrt, weil Benecke sich zwar in kluger Weise der verlangten Form fügte, aber durch den Geist seines Lehrplanes größeren Schädigungen des Unterrichts vorbeugte. Der beste Beweis für die Güte des Planes ist die Tatsache, daß er die fortschrittlichen Gedanken und Forderungen der späteren „Allgemeinen Bestimmungen" vom 15. Okt. 1872 schon im wesentlichen vorweg nahm, sodaß die Pläne nach 1872 nur unbedeutend geändert zu werden brauchten und dann noch viele Jahre in Kraft blieben. Im übrigen ist er bei der Ausarbeitung dieser Lehrpläne nicht etwa autokratisch unter Übergehung der Lehrerschaft verfahren, sondern er hat im Gegenteil mit tüchtigen Vertretern derselben sehr viel hierüber konferiert, wie er überhaupt den persönlichen Verkehr mit Lehrern bewußt pflegte.

Gerade dadurch konnte er so recht Freund und Förderer der Volksschullehrerschaft werden, wofür diese ihm besonders dankbar war, wie die Elbinger Lehrerschaft noch stets solche persönlichen Brücken hoch gewertet hat.[9]) Zu diesen Freunden Beneckes gehörte im besonderen der Elbinger Lehrerverein, dessen erstmalige Gründung schon im Jahre 1811 durch August Mützell erfolgt war, der ihn bis zu seiner Pensionierung leitete. Nachdem unter seinem Nachfolger die Mitglieder mehr und mehr abgebröckelt waren, brachte das Jahr 1845 einen neuen Zusammenschluß unter der Bezeichnung „Lehrerkränzchen", zu dessen Leiter Benecke gewählt wurde. Worin er den Wert der Verhandlungen dieses Kränzchens sah, das hat er in einer späteren Schrift[10]) folgendermaßen charakterisiert: „Die Lehrer der Bezirks- und Mittelschulen konnten nun ihrer wissenschaftlichen und

pädagogischen Fortbildung nachstreben. Durch die vielseitigsten und eingehendsten Erörterungen aller erdenklichen Schulfragen sind sie zu einem klaren Bewußtsein über ihre Aufgaben und über die Mittel zur Lösung derselben durchgedrungen. Wie von selbst, ohne Zwang, nur durch die Kraft der Wahrheit, hat sich eine übereinstimmende Methode der Behandlung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände in allen diesen Schulen Bahn gebrochen. Die Lehrer sind auf eine gemeinsame Basis der pädagogischen Überzeugung gestellt, auf welcher die Verständigung ein Leichtes ist." Die Verhandlungen wurden in höchst anregender Weise geführt. Benecke war natürlich immer der belebende Mittelpunkt. All zu lange hat allerdings dieses „Lehrerkränzchen" auch nicht bestanden, denn die mehr und mehr einsetzende Reaktion bereitete dem Lehrerverein allerlei Schwierigkeiten.[11])

Benecke war aber auch ein aufrechter und mutiger Mann, ein unerschrockener Kämpfer. Diese Züge gehören wesentlich zu seinem Charakterbilde und dürfen deshalb auch hier nicht fehlen. Benecke bewies sie dem Vertreter des ihm vorgesetzten Königsberger Provinzialschulkollegiums, Schulrat Dr. Lucas, gegenüber. Im Jahre 1846. als der alte Polizeistaat noch in Blüte stand und manche fortschrittlich gesinnten Männer den kleinlichsten Schikanen durch reaktionäre Behörden ausgesetzt waren, hatte der Gymnasialoberlehrer Scheibert im Sinne dieser Behörden eine Broschüre geschrieben: „Der Liberalismus der Gegenwart, vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet." Hierin waren auch Anschuldigungen gegen Benecke enthalten, der als Verfechter von Wahrheit und Recht unter dem 2. Februar 1847 von dem Provinzialschulkollegium die strengste Untersuchung verlangte, namentlich weil diese Anschuldigungen in der Praxis des Provinzialschulkollegiums mehrfach als erwiesene Tatsachen in Rechnung gezogen worden waren. Es heißt dann wörtlich:[13]) „Falls diese Anschuldigungen als wahr erfunden würden, solle man ihn seines Amtes baldmöglichst entsetzen und außerdem der strengsten Bestrafung für verruchten Staats- und Hochverrat unterwerfen; gegenteils aber, wenn denselben auch nicht einmal der Traum von dem Schatten der Wahrheit zu Grunde liege, möge man das Gymnasium von einem . . . . Verleumder und Ehrenschänder baldmöglichst erlösen." Es geschah jedoch nichts; im Gegenteil erhielten die denunzierten Lehrer durch den Schulrat Lucas eine „väterliche" Warnung.[13]) Als die Erbitterung darüber immer neuen Nährstoff erhielt und dadurch schließlich ihren Höhepunkt erreichte, entlud sie sich in einer öffentlichen Klage gegen Schulrat Lucas vom 26. April 1848, zu deren 13 Unterzeichnern außer Benecke auch der Direktor der Höheren Bürgerschule Dr. Hertzberg, der Oberlehrer (spätere Direktor) Kreyßig, ferner Straube (der spätere Leiter der Mädchenmittelschule) und andere gehörten. In dieser öffentlichen Klage sahen sich die Unterzeichner zu der Erklärung

veranlaßt, daß sie die bisherige Wirksamkeit des Herrn Lucas für eine dem Schul- und Unterrichtswesen der Provinz höchst nachteilige, seine fernere Wirksamkeit in diesem Verwaltungszweige aber für eine Unmöglichkeit ansehen. Ueber den Zweck der „Begründung" der öffentlichen Klage sagt Benecke auf Seite 3[14]) — er soll selbst zu Wort kommen, wodurch er uns noch innerlich näher tritt: „(Die vorliegenden Blätter) werden den Beweis führen, daß keineswegs Gerüchte, vorgefaßte Meinungen und exaltierte Leidenschaftlichkeit dieses entschiedene Auftreten hervorgerufen, sondern daß der Angeklagte in indignierender Weise seine amtliche Stellung den Elbinger höheren Schulanstalten gegenüber zu Parteizwecken gemißbraucht. Sie werden einen Beitrag liefern zur Charakteristik jenes Systems der Lüge, der Verleumdung, der malhonetesten Vexationen, durch welche die gestürzte Bürokratie jeden frischen Aufschwung im Kreise ihrer Wirksamkeit zu lähmen, Männern von unabhängiger Gesinnung ihre Amtstätigkeit zu verleiden bemüht war." Diese öffentliche Anklage hatte die gewünschte Wirkung. Herrn Lucas wurden die Funktionen gegenüber dem Elbinger Gymnasium bald entzogen. Die Akten betr. das Elbinger Gymnasium[15]) erwähnen diesen Herrn nach dem 26. Juni 1848 — also bereits nach 2 Monaten — nicht mehr. Ob ihm zunächst noch in Königsberg ein anderer Geschäftsbereich zugewiesen worden oder er schon bald von dort versetzt worden ist, habe ich nicht feststellen können. In dem Handbuch für den Preuß. Staat, von dem mir die Bände 1849 u. 1850 leider nicht zugänglich waren, findet sich Lucas in dem Jahrgang 1851 beim Provinzialschulkollegium in Posen als Schulrat beschäftigt.

Auch aus einem anderen Anlaß — es war dies 16 Jahre später — verfaßte Benecke eine 47 Seiten umfassende Streitschrift,[16]) die eine stark ironische Ader verriet. Sie erschien anonym, doch die Ausführungen, die von scharfem, kaustischem Witz durchzogen waren und an zahlreichen Stellen eine gründliche klassische Bildung verrieten, ließen bald auf Benecke als Verfasser schließen. Tatsächlich ist er auch in einem späteren Verzeichnis der Elbinger Stadtbücherei als Verfasser der Schrift genannt. Der Anlaß war folgender: Im Jahre 1864 war in Nr. 15 der damaligen „Westpreußischen Zeitung" ein Ungenannter aus dem Kreise derer aufgetreten, die lieber die geistliche als die städtische Schulaufsicht wünschten und deshalb behaupteten, der Superintendent habe als Organ der Regierung die Funktionen des Kreisschulinspektors nicht nur über die ländlichen Schulen, sondern auch über die Elementarschulen der Stadt Elbing auszuüben. In Elbing habe in Betreff der Schulaufsicht ein ungesetzlicher Ausnahmezustand bestanden und leider eine geraume Reihe von Jahren gedauert. Jetzt handele es sich darum, den gesetzlichen Zustand, wie er überall sei, wo es gesetzlich und nicht nach Willkür hergehe, wieder herzustellen usw.

Sicher hat der Schreiber dieser großen Worte es bald bitter bereut und gedacht: „O si tacuisses . . .," denn nun packte ihn Benecke nach der Ankündigung: „Mit diesem Geist gelüstet uns ein Wort zu sprechen" und zerzauste ihn mit all seiner Gedankenschärfe und mit bitterer Satire so gründlich, daß von der ganzen Rhetorik nichts übrig blieb. Unter stolzer Berufung auf die großen Fortschritte, die die letzten beiden Jahrzehnte tatsächlich dem Elbinger Schulwesen gebracht hatten, weist er überzeugend nach, wie die städtische Schulaufsicht stets in Übereinstimmung mit den maßgebenden Bestimmungen vorgegangen sei, sowohl der Städteordnung und der Instruktion vom 26. Juni 1811 (die die Schuldeputation zu Organen der Oberaufsicht der Regierung über die städt. Schulen macht) wie auch der Schulordnung für die Elementarschulen der Provinz Preußen vom 11. Dezember 1845. Das Wesentlichste seiner sachlichen Ausführungen faßt er (auf S. 9 der gen. Schrift) in folgenden 3 Sätzen zusammen, die nach ihm unwiderleglich feststehen: 1. Die Kreisschulinspektoren sind nur auf dem Lande, nicht in der Stadt, die Schuldeputation nur in der Stadt, nicht auf dem Lande berechtigt, die Schulaufsicht zu führen. 2. Die Kreisschulinspektoren als solche haben keinen Zutritt zur Schuldeputation und zu den städtischen Schulen. 3. Die Superintendenten als solche, nicht als Kreisschulinspektoren, haben zwar Sitz und Stimme in der Schuldeputation, führen aber ebenso wenig die Aufsicht über die städt. Schulen wie irgend ein ordentliches Mitglied derselben. Vielmehr steht das Aufsichtsrecht nur der ganzen Schuldeputation zu, welche dasselbe für die besonderen Fälle einzelnen Mitgliedern überträgt. Die Schrift schließt mit den ironischen Worten (S. 47): „Dem Kreisschulinspektor[17]) aber bleibt nach dem Gesetz keine Wahl, ob er lieber auf dem Lande oder in der Stadt oder gar in Land und Stadt mit aller möglichen Attention den Zustand jeder Schule genau examinieren wolle. Er muß aufs Land." Damit war die Streitfrage allerdings noch nicht endgültig erledigt. Welche weitere Behandlung und schließliche Erledigung sie fand, habe ich in meiner Schrift[18]) näher dargelegt.

Daß ein solch vielseitig und stets kraftvoll tätiger Mann wie Benecke nicht allzu viel Muße für größere schriftstellerische Betätigung fand, das liegt auf der Hand. Außer den schon genannten Schriften enthalten die Gymnasialprogramme s. Zt. noch manche wertvolle Arbeit von ihm. Auch hat er ein französisches und englisches Schulbuch herausgegeben.

Die vorstehenden Ausführungen haben versucht, ein möglichst getreues Charakterbild unseres großen Schulmannes zu geben. Vielleicht ist es aber doch von Wert, es durch einige Urteile noch klarer zu gestalten, die Behörden, Lehrer und Schüler über ihn gefällt haben. Daß die städt. Behörden von Anfang an ihm ein großes Vertrauen entgegenbrachten, das hatten sie durch die einstimmig

erfolgte Wahl zum Direktor der Höheren Bürgerschule bewiesen; und dieses Vertrauen begleitete ihn während seiner ganzen 41jährigen Tätigkeit bis zu seiner Pensionierung. Aus diesem Anlaß verliehen sie ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Ebenso hoch schätzten ihn die staatl. Behörden. Lt. Dimissoriale vom 14. März 1882 wurde ihm bei seinem Scheiden aus dem Amt der Charakter als Geheimer Regierungsrat beigelegt. Das Provinzialschulkollegium sprach ihm dazu die herzlichsten Glückwünsche aus: „Wir sehen mit besonderer Genugtuung solche Auszeichnung einem Manne gewährt, der in voller Hingebung an seinen Beruf so hervorragende Verdienste um die sittliche und geistige Bildung der Jugend und um das Schulwesen unserer Provinz sich erworben hat."

Nicht nur die Lehrer, die unter seiner Leitung am Elbinger Gymnasium tätig gewesen waren, sondern auch alle seine Schüler von alten Zeiten her bis zu den jüngsten hatten eine aufrichtige Verehrung für den Scheidenden. Sie fand ihren Ausdruck in der Schaffung der Benecke-Stiftung, deren Zinsen begabten armen Schülern des Gymnasiums zu Gute kommen sollten. „Die reiche Tätigkeit, durch welche der Gefeierte so viel Liebe, Verehrung und Anerkennung sich erworben hat, in ihrer Eigenart eingehend zu schildern, muß der Unterzeichnete sich versagen," so schrieb Beneckes Nachfolger, Dr. Max Toeppen, in seinem Bericht über die Abschiedsfeier[19]); und bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes in der Königsberger Straße, in das Benecke nicht mehr hatte mit übersiedeln wollen, sagte er: „Möge Pestalozzisches Gemüt und Herbartsche Geistesschärfe und Geisteshoheit, wie sie ihn auszeichnen, das Erbteil vieler seiner Nachfolger und deren Mitarbeiter sein." Dr. Volckmann urteilt in seiner Schrift „Das Städt. Gymnasium in Elbing" (S. 30),[20]) nachdem er Beneckes Verdienste um das Gymnasium gewürdigt hat: „Die Wiederherstellung des Gymnasiums allein aber genügte der schöpferischen Kraft des Direktors nicht. Mit frischem Mut, in hingebender, selbstloser Tätigkeit begann er das gesamte Elementarschulwesen und die Höhere Töchterschule zu organisieren, die festgefügten Fundamente zu legen. Er hat den Achtung gebietenden Bau des gesamten Elbinger Schulwesens errichtet."

Hier sei noch ein Urteil aus Volksschullehrerkreisen angefügt, die ihm sein erfolgreiches Streben um die Hebung des Elementar-Schulwesens natürlich ganz im besonderen dankten. Es findet sich in dem schon oben erwähnten Nekrolog der „Westpreußischen Lehrerzeitung" und lautet: „Mit ihm ist einer der seltensten Pädagogen und Schulmänner heimgegangen. Er umfaßte mit gleicher Liebe und pflegte und förderte mit gleich tiefem Verständnis und hervorragendem praktischem Geschick das höhere und niedere Schulwesen. Die Reorganisation des Elbinger Schulwesens ist sein Werk u. s. w.."

Diesen Urteilen von Behörden und Schulmännern folge endlich noch eins seiner ehemaligen Schüler, das nicht am wenigsten Beachtung verdient und insofern auch noch besonders interessant ist, als es uns den „gealterten" Benecke vor Augen führt. Es stammt von Hans Passarge, dessen Gymnasialzeit in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts fiel, also in eine Zeit, da Benecke sich bereits im 7. Lebensjahrzehnt befand. Es zeigt uns weniger das energische kraftvolle Wesen des jüngeren Benecke, obwohl auch dies noch hier und da hervortritt, als vielmehr die Freundlichkeit und gütige Nachsicht des älteren gereiften Mannes. Passarge beschreibt[21]) mit gutem Humor den Verlauf der Morgenandachten, die Benecke selber alltäglich in der Aula abhielt: „...... dann kamen die weltlichen Angelegenheiten an die Reihe mit kräftigen Ermahnungen an die Jugend zu sittsamem Wandel. Der ehrwürdige Herr, der meistens ein freundliches Lächeln bereit hatte, konnte auch sehr zornig werden, wenn er von Ungehörigkeiten Kenntnis bekam. Dann kanzelte er im Anschluß an die Morgenandacht die Sünder wider die Schulordnung nach allen Koordinaten ab, zwar ohne einen Namen zu nennen, aber doch so, daß jeder, den es anging, verstehen mußte, um wen und um was es sich handelte." Dieselbe schonende Behandlung von schwachen und schwächsten Schülern bewies Benecke bei der Verkündigung der Zeugnisse und Zeugnisgrade, die viermal jährlich in der Aula erfolgte. Hierüber sagt Passarge: „Die Zeugnisgrade setzten sich bis zur „4" fort, die schon stark anrüchig war, denn zum Ostertermin war sie gleichbedeutend mit Nichtversetzung. In der Theorie gab es dann noch einen 5. Grad, der aber schon jenseits von Gut und Böse lag und auf ein consilium abeundi hinauslief. Die Namen der wenigen armen Schächer, denen dies Los zufiel, wurden zwar auch verlesen, aber Direktor Benecke senkte dann seine Stimme bis zu einem unverständlichen Flüstern."

Vielerlei noch ließe sich aus diesem langen, gesegneten Leben mitteilen; doch das Gesagte dürfte wohl zur Begründung dafür genügen, daß Karl Adolf Benecke es verdient, vor dem Versinken in Vergessenheit bewahrt zu bleiben.

Anmerkungen

[1]) Edward Carstenn: Geschichte der Hansestadt Elbing. Verlag Leon Sauniers (Kurt Brunk) Buchhandlung, Elbing.

[2]) Axel Grunau: Ignatz Grunau, George Grunau. 1795—1890. Ein Beitrag zur Geschichte Elbings im 19. Jahrhundert. Preußenverlag Elbing.

[3]) Festschrift Heinrich-von-Plauen-Schule in Elbing. 1837—1937.

[4]) 1535—1935 Festschrift zur 400-Jahrfeier des Staatlichen Gymnasiums zu Elbing.

[5]) Paul Ringleb: Geschichte des Elbinger Volks- und Mittelschulwesens unter preußischer Herrschaft. Preußenverlag Elbing 1937 (Vgl. Seite 43, 47, 52, 53, 54, 57, 58, 59, 94, 95, 97).

[6]) Hugo Abs in der Altpreußischen Biographie, I,2. Lfg. 1937, S. 46, Benecke: Autobiographische Mitteilungen. Elb. Gymnasialprogramm von 1845, S. 13.

[7]) Elbinger Stadtbibliothek, Misc. I Ef. 712.

[8]) Aus dem Nekrolog der in Elbing erschienenen „Westpreußischen Lehrerzeitung" v. 8. 1. 1885.

[9]) Das hatte sie auch im Jahre 1831 beim Tode des Schulrevisors und Superintendenten August Mützell bewiesen, dessen Grabstätte auf dem St. Marienfriedhof sie mit einem Denkmal zierte, das die Inschrift trägt: „Aus Achtung und Liebe seinem entschlafenen Wohltäter gewidmet von dem Lehrerverein zu Elbing."

[10]) Verwahrung gegen einen städt. Kreisschulinspektor in Elbing. Druck und Verlag von Eduard Schmidt, 1864, S. 14.

[11]) Die endgültige Neugründung erfolgte am 9. Nov. 1872. So konnte der Verein im Jahre 1932 sein 60jähriges Jubiläum feiern. Im folgenden Jahre erfolgte in Auswirkung des nationalsozialistischen Umbruches auch seine Auflösung.

[12]) S. 13 der „Begründung der von den Elbinger Direktoren und Lehrern gegen den Schulrat Dr. Lucas öffentlich erhobenen Klage" in Ef. 974 der Elbg. Stadtbibliothek.

[13]) Siehe auch Satori-Neumann: „Elbing im Biedermeier." Elbing, 1933, S. 64.

[14]) s. Fußnote Nr. 13.

[15]) Pr. Geh. Staatsarchiv Rep. 76 VI, Sect. IV, Vol. IV.

[16]) „Verwahrung gegen einen städt. Kreisschulinspektor in Elbing." Stadtarchiv Elbing, Rep. R., S. 601, Fasz. 2, S. 220, S. auch Fußnote 10.

[17]) Diese waren ja damals sämtlich Geistliche im Nebenamt, da die Einrichtung der hauptamtlichen weltlichen Kreisschulinspektion erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

[18]) A. a. O. Seite 57. Es heißt dort: „Obwohl die Stadt im weiteren Verlauf des Streites auf Grund einer Petition vom 15. 11. 1867 auch die Unterstützung des Abgeordnetenhauses fand, verfügte der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in einem Erlaß vom 14. 4. 1868 dennoch, daß zwar der Superintendent nicht als Königlicher Kreisschulinspektor für Elbing eingesetzt werden könne, andererseits aber die Regierung sich desselben als ihres Organs auch der städtischen Schuldeputation gegenüber nach Maßgabe des § 37 der Schulordnung von 1845 bedienen dürfe. Die Stadtverordnetenversammlung wollte zwar diesen ominösen und mißverständlichen § 37 durch eine nochmalige Petition an das Abgeordnetenhaus auf gesetzgeberischem Wege beseitigt sehen, aber der Magistrat hatte genug des ziemlich unfruchtbaren langen Streites. So wurde endlich stillschweigend Friede geschlossen."

[19]) Elb. Gymnasialprogramm von 1883, S. VI f., Elbinger Stadtbibliothek Ef. 877.

[20]) Elbinger Stadtbibliothek Ef. 73.

[21]) Hans Passarge: Erinnerungen eines alten Elbinger Gymnasiasten aus der Ära „Benecke". (Abiturient von 1880). Festschrift d. Staatl. Gymnasiums, 1935, S. 70 f.

Die Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz 1878–1914

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte

der patriarchalisch betriebenen Stadtkapellen Alt-Preußens vor dem Weltkriege

von

Bruno Th. Satori-Neumann.

Mit einer Abbildung (Tafel VII).

In der Altstadt Elbing läßt sich bereits für das sechzehnte Jahrhundert ein „Thurm-" oder „Stadtpfeifer" mit seinen Gesellen nachweisen.[1]) Als der vom Rate angenommene und für seine Leistungen bei den städtischen Repräsentationsfeierlichkeiten aus der Kämmereikasse besoldete „Stadtmusikus" genoß er das streng gehütete Vorrecht,

> bei besonderen Gelegenheiten „die Kirchenmusik mit Instrumenten unter Aufsicht der Kantoren zu exekutiren",
>
> bei den Umzügen, Zusammenkünften, Gelagen und Tanzfestlichkeiten der Zünfte und Bruderschaften „aufzuspielen"
>
> und im Bereiche der Stadt, ihrer Vorstädte und ihres Territoriums bei den fröhlichen und ernsten Familienfeierlichkeiten der Bürger und Bauern mit der jeweils notwendigen Musik „aufzuwarten".

Für die Neustadt Elbing erfahren wir wenigstens für das zweite Drittel des siebzehnten Jahrhunderts von einem eigenen „Stadtmusikanten", der auch in der Neustädtischen Pfarrkirche zu den Heiligen Drei Königen musikalisch hervortrat. Gegen Ende des Säkulums fehlen weitere Nachrichten; wahrscheinlich war damals schon die Stelle des „Neustädtischen Stadtmusikus" eingegangen und sein Privilegium dem „Stadtmusikus der Altstadt" übertragen worden, was sich mit Sicherheit allerdings erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts belegen läßt.

War schon im achtzehnten Jahrhundert das alte ehrbare Stadtmusikantentum durch das Aufkommen der Militärmusik in seiner bürgerlichen Existenz gefährdet worden, so wurde es im beginnenden neunzehnten Säkulum durch die „Gewerbefreiheit" auf das schwerste erschüttert, ohne daß man an seine Stelle hätte etwas Besseres setzen können.[2]) In Elbing vermochte zwar noch in der Biedermeier- und

Reaktionszeit der ehemalige Militärmusiker Christian Urban[3]) den alten Beruf des „Stadtmusikus" durch sein starkes künstlerisches und pädagogisches Können und nicht zuletzt durch seine Tatkraft, seine Organisationsgabe und seine musikschriftstellerischen Fähigkeiten unter persönlichen Opfern in Ehren hochzuhalten. Unter seinen Nachfolgern gingen dann aber im 6. und 7. Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts Bedeutung und Leistungen der sogenannten „Stadtkapelle" immer stärker zurück, und zu Beginn der siebziger Jahre kam es sogar zu Spaltungen und Absonderungen unter den Mitgliedern des Orchesters, zur Berufung miteinander konkurrierender Dirigenten und selbst zu gewerkschaftlichen Fehden mit dem „Deutschen Musikerverband". Auch das „Musik-Corps des Ostpreußischen Ulanen-Regiments Nr. 8" trat mit den „Zivil-Musikern" der „Stadtkapelle" in nicht unerheblichen Wettbewerb. Einige tüchtige und ehrgeizige Dirigenten, wie z. B. Robert Schwalm[4]) und Gabriel Peterhänsel,[5]) vermochten trotzdem auch in den siebziger Jahren noch mit der „Stadtkapelle" beachtenswerte Sinfoniekonzerte herauszubringen, und der Marien-Cantor Theodor Odenwald,[6]) der Begründer und erste Dirigent des „Elbinger Kirchen-Chors", konnte es sogar wagen, die Stadtmusiker zu seinen kirchen-musikalischen Aufführungen heranzuziehen.[7])

Sichere Verhältnisse traten aber erst wieder ein, als der zweite Sohn des Marienburger Stadtmusikus Johann Pelz[8]): der 44jährige Musikus Otto Pelz,[9]) mit seiner Lehrlingskapelle im September 1878 nach Elbing übersiedelte, um dort das „Theaterorchester" des Theaterunternehmers Adolf Oppenheim zu bilden.[10])

Otto Pelz[9]) ging sogleich daran, sein Orchester als „Stadtkapelle" zu organisieren, d. h. vorwiegend mit „Lehrlingen" und einigen wenigen älteren ortsansässigen „Berufsmusikern" zu besetzen. Es glückte ihm auch, in kurzer Zeit festen Fuß zu fassen und eine „städtische Subvention" zu erhalten.

Die „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" hatte für Konzert- und Theaterzwecke die Besetzung eines sogenannten „Symphonie-Orchesters", wie es zuerst Beethoven verwendet hatte.

Die Besetzung war:	um das Jahr 1880:	und um das Jahr 1910.
Erste Geigen (den Dirigenten mitgerechnet)	4	5
Zweite Geigen	2	3
Bratschen	3	2
Celli	3	2
Bässe	1	2
Flöten	1	2
Oboen	2	2
Clarinetten	3	2
Fagotte	3	2

Erste Trompete	2	1
Zweite Trompete	1	1
Erstes Horn	1	1
Zweites Horn	1	1
Posaunen	2	3
Schlagzeugspieler	1	2

Um die Jahre 1900 bis 1910 zählte die „Stadtkapelle Otto Pelz" (einschließlich der nicht mitspielenden „Musikschüler") etwa 30 bis 40 Mann.

Durch glückliche Umstände haben sich die beiden „Brutto-Einnahmebücher der Stadtkapelle Otto Pelz für die Jahre 1883 bis 1899 und 1900 bis 1914" erhalten: Musikdirektor Alfred Pelz in Elbing hat sie mir freundlichst für diese Darstellung zur Verfügung gestellt. Die Bücher enthalten auch eine fast vollständige Liste der in der Kapelle ausgebildeten Lehrlinge.

Und der Benutzung einer zweiten Quelle durfte ich mich erfreuen: Frau Margot Patschke-Mahlke in Elbing überließ mir zur Auswertung die außerordentlich lebendig geschriebenen „Memoiren Conrad Mahlkes",[11]) ihres verstorbenen Vaters, der in den Jahren 1881/86 als Lehrling, und zwar als Oboist, in der patriarchalisch betriebenen Stadtpfeiferei des Musikdirektors Otto Pelz tätig war.

Am 11. November 1879 hatte der Stadtmusikdirektor Otto Pelz sich mit Eveline Augustin, Tochter des Lehrers Christoph Augustin, verheiratet.

Frau Eveline brachte ihrem Gatten das stattliche, drei Fensterachsen breite Haus in der Junkerstraße Nr. 37 in die Ehe. Zur Erinnerung an den verheerenden Brand in der Neustadt, der im Hause des Stuhlmachermeisters Rose am Großen Lustgarten (= früher Neustädter Graben Nr. 74) am Sonntag, dem 7. August 1803, nachmittags 4 Uhr, ausbrach und innerhalb kurzer Zeit 34 Wohn- und Wirtschaftsgebäude längs dem Graben, der Junker-, Schmiede- und Herrenstraße in Asche legte und noch den folgenden Tag hindurch anhielt,[12]) befindet sich über der Haustüre eine Tafel mit der Inschrift:

„Gedenke des 7. August 1803
G. A. E."

„Im Vorderhause im Erdgeschoß lag", — wie Conrad Mahlke berichtet —, „das Geschäfts- und Arbeitszimmer des Stadtmusikdirektors. Es war ein zweifenstriger Raum; an einer Wand standen ein Piano, anschließend ein Sofa mit Tisch und Stühlen und daneben eine große Trommel, leuchtend in lebhaftestem Blau und mit Stricken beschnürt. An der anderen Wand befand sich ein Regal, in viereckige Fächer eingeteilt und von oben bis unten mit Noten gefüllt. Etliche Stöße Noten lagen noch auf dem Sofatisch,

weitere auf den Stühlen, ein Teil auf den Fensterbrettern. Das nach hinten liegende Nebenzimmer war durch eine Tür vom Vorderzimmer getrennt."

Im ersten Obergeschoß des Vorderhauses wohnte die Familie Pelz, im zweiten befanden sich Räume für die „Gehilfen".

Auf dem schmalen Hofe des Grundstückes hatte der Stadtmusikdirektor ein drei Fensterachsen breites Hinterhaus errichten lassen. Es enthielt im Erdgeschoß ein großes geräumiges Zimmer als Probenraum und in den beiden Stockwerken darüber je einen drei Fensterachsen breiten Schlafsaal für die etwa 20 bis 25 von auswärts stammenden Lehrlinge.

„Der „Probenraum" hatte nach dem Hofe zu zwei Fenster und die Türe", — erzählt Conrad Mahlke. „Die Einrichtung des ganzen Zimmers war sehr einfach: Wände und Decke waren nur geweißt. Ein langer Holztisch, beiderseits mit langen Holzbänken ohne Lehnen bestanden, nahm etwa die Hälfte des Raumes ein; auf der einen Bank saßen die Zweiten Geiger und die Bratscher; auf der anderen die Flötisten, Oboer und Clarinettisten; an der Stirnseite zum Fenster hatten die Ersten Geiger, gegenüber auf der anderen Seite die Trompeter und Hornbläser ihre Plätze. Die andere Hälfte des Raumes füllten Schemel und hölzerne Notenpulte aus; daran saßen in der Nähe des Fensters: die Cellisten, die Bassisten und der Schlagzeugspieler, mehr nach der Mitte des Zimmers zu: die Fagottisten und am weitesten nach hinten, in der Nähe des Ofens: die Posaunisten. Der Probenraum bot Platz für ca. 30 Musiker."

Der Stadtmusikdirektor Otto Pelz pflegte tagsüber, wenn er nicht von 9 bis 12 Uhr vormittags die regelmäßigen Proben im Hinterhause abhielt, sich in seinem „Geschäfts- und Arbeitszimmer" aufzuhalten und eifrig die Geige zu streichen und zu üben. „Er konnte dann wohl zehnmal hintereinander die chromatische Tonleiter mit rasender Geschwindigkeit herunterspielen und ganz selbstvergessen darauf losfiedeln, als wenn er ein hundertköpfiges Konzert-Publikum vor sich hatte. Geschäftliche Besprechungen hielt er möglichst kurz ab, um dann mit einem plötzlichen Ruck seine geliebte Geige wieder unter das Kinn zu schieben und ihr schmelzende Triller, abwechselnd in den höchsten und tiefsten Regionen, zu entlocken."

Frau Eveline Pelz, geborene Augustin, hatte ihrem Gatten vier Söhne und fünf Töchter geboren. Conrad Mahlke schreibt von ihr: „‚Muttchen', — wie der Herr Stadtmusikdirektor sie nannte, — ‚die Ollsche', wie die Lehrlinge sie weniger respektvoll bezeichneten —, war eine außergewöhnlich korpulente Frau. Von ihrem Platze am linken Fenster des Geschäfts- und Arbeitszimmers pflegte sie ihr gesamtes Haus- und Familienwesen und den ganzen Betrieb der Stadtpfeiferei zu regieren. Ihr Geist war außerordentlich rege; sie war eine gutmütige und dabei doch sehr tüchtige Frau, die ihr wirklich nicht leichtes Los als Familien- und Haus-

mutter mit bewunderungswürdiger Geduld und Fassung trug und stets den Kopf oben behielt. Sie war die Seele des ganzen Unternehmens; denn ihr Gatte war eine ausgesprochene Künstlernatur und in allen geschäftlichen Dingen äußerst unselbständig, weshalb er sich auch mit jeder Entscheidung an sein 'Muttchen' wandte."

Die meist im vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre in die „Stadtkapelle Otto Pelz" eintretenden Lehrlinge mußten sich, wenn sie bei dem Stadtmusikdirektor in Kost und Logis standen, auf eine fünfjährige Lehrzeit verpflichten. Diejenigen, die in Elbing bei ihren Eltern oder Anverwandten wohnten, brauchten nur vier Jahre zu lernen. Der Eintritt in die Kapelle war an keinen bestimmten Termin gebunden, konnte vielmehr zu jeder Zeit erfolgen. Um „Militärmusiker" werden zu können, mußte jeder Lehrling, der ein Streichinstrument erlernte, auch noch ein Blasinstrument erlernen. Einige Streicher oder Bläser hatten als Nebeninstrument auch Klavier.

Nach abgeschlossener Lehrzeit traten die jungen Musiker gewöhnlich sogleich (oder doch nach kurzer Gehilfenzeit) in die Militärkapellen ein. So wurde auch die „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" (— ebenso wie manche andere „Stadtpfeiferei" —) eine Pflanzschule für die Militär-Orchester.

Lehrlinge, die bereits das 16. Jahr überschritten hatten, nahm Otto Pelz nicht gern an; denn dann wurden sie meist, ehe sie noch ihre fünfjährige Lehrzeit völlig beendet hatten, bereits zum Militär angesetzt. Einmal konnte der Herr Stadtmusikdirektor sie wohl noch reklamieren und glücklich losbekommen, aber das zweitemal hatte er ihretwegen bei den Behörden Laufereien und Ärger ohne Ende.

Die älteren Lehrlinge waren recht widerspenstig und unbotmäßig; sie widersprachen sehr stark ihrem Lehrherrn, und viele legten es direkt darauf an, mit ihm Krach zu bekommen, um dann entlassen zu werden, dadurch an ihrer Lehrzeit zu sparen und eher beim Militär eintreten zu können.

In der „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" herrschten (— ähnlich dem „Pennalismus" der Universitäten, Landesschulen und Internate, wo die Jüngeren der Autorität der Älteren unterworfen waren —) rauhe Bräuche und Sitten:

Der „Älteste" besaß sozusagen absolute Gewalt über die übrigen Lehrlinge. Die Würde des „Ältesten" ruhte freilich selten längere Zeit auf den Schultern eines und desselben Jünglings, — gewöhnlich drei bis vier Monate, oft auch nur acht bis vierzehn Tage, je nachdem wie er als Lehrling in die Stadtkapelle eingetreten war, dort im Laufe der Jahre zur „Ältestenschaft" emporgelangte und nach Ablauf der Lehrzeit wieder fortging; man konnte damit rechnen, daß im Laufe eines Jahres etwa sechs bis acht ältere Lehrlinge zu der Würde eines „Ältesten" aufstiegen und wieder abtraten.

„Die Lehrlinge hatten", — wie Conrad Mahlke berichtet —, „eine Art Strafgesetzbuch für alle Verfehlungen ihrer Verfassung konstruiert, das statt Zuchthaus, Gefängnis und Geldstrafen nur die Abgabe von „Klopsen", „Karbonade", „Spirkel" und „Suppenfleisch" vom Mittagessen an den „Ältesten" kannte. Der Älteste konnte für seine Person so viel brandschatzen und durch „Klopse" verfügen, wie ihm beliebte. Da er aber unmöglich so viel vertilgen konnte, als im Interesse der Ordnung Strafen verfügt werden mußten, so erhielten die drei folgenden älteren Lehrlinge von der Strafabgabe ihren Anteil. Bei schwierigen Fällen wurden sie sogar von dem „Ältesten" zur Beratung gezogen, und häufig mußte der Sünder seine Strafe an alle vier leisten."

Aber mit den „Strafen" allein war die Aktionsfähigkeit der „Klopse" noch nicht erschöpft. Die jüngeren Lehrlinge wurden in die Kenntnis ihres Instruments durch die älteren eingeführt. Wenn ein Lehrling einen neuen Griff kennen lernen und üben wollte, mußte er seinem Mentor einen „Klops" geben. Jede neue schwere Stelle kostete neue „Klopse". „So konnte es wohl vorkommen", berichtet Conrad Mahlke, „daß die meisten jüngeren Lehrlinge schon auf mehrere Wochen hinaus für „Strafen" und „Belehrungen" ihre „Klopse" verpfändet hatten." —

„Die vier jüngsten Lehrlinge hatten abwechselnd „du jour": z. B. Ausfegen, Wasserholen, Lagermachen usw.. Die zehn jüngsten hatten abwechselnd „Trommel-du-jour", „Noten-du-jour", „Geigen-du-jour" und „dem ‚Alten' seinen Geigenkasten tragen", und wenn es nicht pünktlich oder gut gemacht war, so nahmen die Ältesten Klopse oder Karbonaden."

Und gegen diese drakonischen Maßnahmen gab es keine Berufung, zumal sich der Musikdirektor Otto Pelz (der mit seiner Familie speiste) um die inneren Angelegenheiten seiner Lehrlingskapelle nicht kümmerte und somit dem Unwesen der „Klopse"-Bestrafung nicht steuern konnte oder wollte. Erst sein Sohn: Alfred Pelz, hob nach der Jahrhundertwende, als er die Leitung der Kapelle an Stelle seines kränklichen Vaters übernahm, die rauhen Bräuche und Sitten des „Musikanten-Pennalismus" auf, — die übrigens ähnlich auch bei vielen anderen „Stadtkapellen" im Schwange waren, namentlich dort, wo die Lehrlinge nicht zur Mittagstafel ihres Lehrherrn zugezogen wurden.

Die „Kost", die den Lehrlingen in der „Stadtkapelle Otto Pelz" geboten wurde, bestand in Frühstück, Mittagessen, Vespermahlzeit und Abendessen..

„Morgens und nachmittags gab es Kaffee in dünnen Blechbechern, da die Tassen in rapider Schnelligkeit zerschlagen worden wären, auch zu gefährlich gewirkt hätten, wenn man sie als Wurfgeschosse benutzt hätte. Diese Becher waren durch den Kaffee so heiß, daß es ein förmliches Kunststück war, sie zu halten. Der

Kaffee blieb kochend heiß, so daß man lange warten mußte, bis er abkühlte. Dazu gab es eine trockne Semmel."

„Abends trank man aus denselben Blechbechern im Sommer kalte, im Winter warme Milch, und aß dazu ein Butterbrot, welches am Sonntag und an den Konzerttagen mit Käse belegt war." —

„Das Mittagessen fand um 12 Uhr (nach der Vormittags-Probe) statt. Wenn der Musikdirektor Otto Pelz, seine geliebte Geige unter den Arm geklemmt, das Probenlokal verlassen hatte, stoben die Lehrlinge auseinander wie die Spreu im Winde. Im Nu verschwanden die Noten, wobei einige Kommandos des „Ältesten" sich vernehmen ließen: „Man fix! Sputet Euch, Ihr verdammten Stifte! Na, ein bißchen lustig! Oder wollen Sie einmal Klops los werden?" Einem Ältesten zu widersprechen oder ihm „eine schnoddrige Antwort" zu geben, war ein schweres Vergehen.

„Essen holen!" scholl eine gellende Frauenstimme aus der zwischen Vorder- und Hinterhaus gelegenen Küche über den Hof.

Von den klatschenden Hieben des „Ältesten" getrieben, stürzten sich die jüngsten Lehrlinge, wie von der Tarantel gestochen, in den Hof und von da in die Küche. Dort standen auf dem Tisch eine Menge Teller mit Kartoffelbrei, in deren Mitte die Sauce einen braunen Bergsee bildete, während an zwei Seiten des Tellerrandes je zwei bis drei Speckschnitte, „Spirkel" genannt, lagen.

Messer und Gabel gab es nicht; jeder erhielt einen Blechlöffel. Die Älteren nahmen zuerst ihre Teller und suchten sich natürlich das Beste heraus. Zwei Mann aßen immer aus einem Teller. Aber niemand durfte sich seinen Mitesser wählen, sondern es ging streng nach der Reihenfolge des Eintritts in die Kapelle. Fast alle jungen Lehrlinge mußten ihren Spirkel an die Ältesten abgeben." —

Das Hauptgericht wechselte täglich: Montags Spirkel, Dienstags Suppenfleisch, Mittwochs gebratene Klops, Donnerstags Gemüse, Freitags Setzeier, Sonnabends saure Klops à la Königsberg und Sonntags Karbonade oder Schweinebraten.

„War das Hauptgericht verzehrt, so erschien die Köchin in ehrfurchtgebietendem Alter und von abschreckendem Äußern (— was auch wirklich bei den 30 heranwachsenden Jünglingen nötig war —) und schöpfte aus einer gewaltigen Suppenterrine jedem einen Teller voll Suppe auf, und zwar gab es abwechselnd Grieß, Graupen, Grütze und Reis."

Wie schon erwähnt worden ist, waren um 1880 in der „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" nur sehr wenige ortsansässige „Berufsmusiker" tätig. Von diesen muß in erster Linie der bis etwa 1901 tätige Konzertmeister Wilhelm Schwerzel[13]) genannt werden. Er war ein außerordentlich tüchtiger Geiger,

der namentlich auch im Opernspiel durch langjährige Erfahrungen eine große Routine besaß; auch als Geigenlehrer wirkte er sehr verdienstvoll.

In zweiter Linie wäre dann — für die achtziger Jahre — der Flötist Friedrich Nikolowski[14]) zu nennen. Auch er war ein sehr braver Musiker und dazu ein recht gebildeter Mann. „Er führte", — wie Conrad Mahlke berichtet —, „ein musterhaft sparsames Leben und hatte sich dadurch in den Besitz eines eigenen Hauses und eines gewissen Wohlstandes gebracht. Freilich litt er schon unter den körperlichen Gebrechen des Alters: das Atemholen beim Blasen bereitete ihm Schwierigkeiten, so daß man inmitten der schönsten Passagen ab und zu ein „Uff" hörte, das sehr störend wirkte."

Der Umgang mit den zu allen losen Streichen aufgelegten Lehrlingen war für die älteren Berufsmusiker kein besonderer Genuß, zumal das Hervorkehren der Autorität nur den Widerspruchsgeist der Bande ermuntert hätte und endlosen Ärger herbeigeführt haben würde.

Um 1910 waren etwa 10—11 „Berufsmusiker" in der Pelzschen Kapelle tätig: 2 Geiger, 1 Bratscher, 1 Cellist, 1 Bassist, 1 Flötist, 1 Clarinettist, 1 Oboer, 1 Trompeter, 1 Posaunist und 1 Hornist. Der Konzertmeister war fast immer „Berufs-Zivilmusiker".

Genau so wie einst in früheren Jahrhunderten der „Elbinger Stadtmusicus", so hatte im Herbst 1878 der vom Magistrat subventionierte „Stadtmusik-Direktor" Otto Pelz in der Alt- und Neustadt Elbing und in den umliegenden Dörfern die „Ausübung des Musikgewerbes bei öffentlichen und privaten Gelegenheiten" übernommen, — und zwar mit der gleichen bewunderungswürdigen Vielseitigkeit, aber freilich ohne die Sicherheit der längst verlorengegangenen Privilegien.

Die Subvention legte der „Stadtkapelle Otto Pelz" lediglich die Verpflichtung auf, in der Silvesternacht um 12 Uhr und jeden Sonntag vormittags vom Turm des Rathauses herab mit 10 bis 12 Mann Choräle zu blasen.[15]) Diese schöne alte Sitte hörte mit dem Niederreißen des alten Rathauses auf.

In kleineren oder größeren Gruppen spielten die Musikanten auf bei Familienfesten: also zu Polterabenden, zu „großen" und „kleinen" Hochzeiten, zu Kindtaufen und zu Silberhochzeiten.

Bei „größeren" Hochzeitsfeierlichkeiten in der Stadt zahlten gut-bürgerliche Kreise etwa 50 Mark, für Polterabend und Hochzeit zusammen 100 Mark; für „mittlere" Hochzeiten mit vier Musikern wurden etwa 24 bis 32 Mark bezahlt; bei einer „kleinen" Hochzeit kostete ein Klavierspieler mit einem Geiger 15 Mark; ein Klavierspieler allein war für 10 Mark zu haben. Auf dem Lande wurden

meist vier bis sieben, auch acht Mann engagiert, wofür 30 bis 80 Mark gezahlt wurden.

Die Orchester-Mitglieder holte man in der Stadt und auf dem Lande gern zu „Ständchen“, die man jüngeren und älteren Geburtstagskindern, Jubilaren und grünen und silbernen oder gar goldenen Hochzeitern bringen ließ. Eine solche kleine Extra-Überraschung kostete für den Besteller meist 6 Mark, doch auch 9, selbst 15 Mark.

Ganz natürlich waren die „P e l z e r“ — wie sie gern genannt wurden — sehr beliebt bei der J u g e n d. Durch die jeweils neuesten Walzermelodien und modernsten Tanzschlager entzückten sie die jungen Mädchen und Backfische, die Gymnasiasten, Realschüler und jungen Kaufleute, die in den respektiven („standesgemäß“ streng geschiedenen) „Tanzstunden-Zirkeln“ unter Anleitung des alten Tanzmeisters J e t t m a r in die Geheimnisse des „Gesellschaftstanzes“ eingeweiht wurden und am Ende des Kursus beim „Tanzstunden-Ball“ (oder in der sogenannten „Großen Tanzstunde“) unter den Klängen eines kleinen Orchesters von 5 bis 10 Mann ihr Schlußexamen ablegten. Nach Jettmars Tode übernahmen den Tanzunterricht seine anmutige Tochter und der Tanzlehrer O t t o S t o i g e; seit 1898 gab auch der Tanzlehrer B o y in Elbing, Rückfort und Grunau-Niederung Tanzunterricht, wozu er Geiger und Klavierspieler engagierte.

Die „Pelzer“ zogen bei Schulausflügen nach Dambitzen und Pfarrhäuschen hinaus, sie feierten die feuchtfröhlichen Abiturientenkommerse der Gymnasiasten und der Realgymnasiasten, und sie lieferten die Musik für die Abschiedsbälle der examensseligen Seminaristen.

Die „Kapelle Otto Pelz“ erhöhte durch musikalische Klänge die Feststimmung der J u b i l ä e n, die man in Elbing und Umgebung beging. So spielte sie auf:

am 29. August 1887 zum 650jährigen Stadtjubiläum (Honorar 120 Mark),

am 8. und 9. Mai 1891 bei der fünfzigjährigen Jubelfeier des Realgymnasiums (Honorar 160 Mark),

am 22. Mai 1899 beim 25jährigen Jubiläum der Zigarrenfabrik Loeser & Wolff (Honorar 450 Mark),

am 11. Juni 1899 beim 600jährigen Jubiläum des (vom Komtur Ludwig von Schippe neu begründeten) Dorfes Lenzen (250 Mark),

am 26. Dezember 1900 beim 50jährigen Bestehen der „Bürger-Ressource“ (150 Mark),

bei dem am 18. Januar 1901 auch in Elbing gefeierten 200jährigen Jubiläum des Königreiches Preußen (— obgleich unsere Stadt erst 1772 zur brandenburgisch-preußischen Monarchie kam —),

am 1. April 1900 beim 25jährigen Jubiläum der „Städtischen Berufs-Feuerwehr“ (Honorar 30 Mark) und

am 22. Oktober 1902 beim 50jährigen Jubiläum der „Städtischen Höheren Töchterschule“ (80 Mark).

Auch zu **kirchlichen Freuden- und Erinnerungsfeiern** wurde die Stadtkapelle Otto Pelz zugezogen, so:

bei der Einweihung der neuen evangelischen Paulus-Kirche in Pangritz-Kolonie am 31. Oktober 1895 (wofür 40 Mark gezahlt wurden),

bei der Grundsteinlegung der Annenkirche am 24. August 1899 (Honorar 30 Mark) und bei ihrer Einweihung am 20. September 1901 (60 Mark) und

bei der Einweihung der renovierten Dörbecker Kirche und des neuerbauten steinernen Turmes am 5. Dezember 1905 (wo zwölf Musiker 85 Mark erhielten).

Beim 150jährigen Jubiläum der (1754 wiedererrichteten) Kirche in Zeyer, am 27. November 1904, spielten 12 Mann für 80 Mark auf. Die arme vorstädtische Gemeinde von Heilig-Leichnam in Elbing konnte dagegen beim 500jährigen Jubiläum ihres Gotteshauses, am 1. Oktober 1905, für die Musik nur 20 Mark ausgeben.

Die „Pelzer“ erschienen bei der **Einweihung** neuer oder umgebauter Häuser, Etablissements und Fabriken, so z. B.:

am 10. Juni 1883 bei den Feierlichkeiten, die die Tabakfabrik von Loeser & Wolff beim Beziehen des neuen Fabrikgebäudes veranstaltete, wofür die Kapelle mit 300 Mark honoriert wurde,

am 18. September 1897 bei den Festlichkeiten anläßlich der Eröffnung der Zigarrenfabrik von Krafft in der Stadthofstraße, wo 10 Mann für 40 Mark aufspielten,

am 8. und 9. Juli 1884 beim Einzug des „Elbinger Schützenvereins“ in das neue Schützenhaus im Pulvergrund (125 Mark Honorar),

bei der Wieder-Inbetriebnahme der umgebauten Gesellschaftshäuser der „Bürger-Ressource“ am 15. August 1889 (90 Mark) und der „Ressource Humanitas“ am 25. Oktober 1893 (30 Mark),

bei der Eröffnungsfeier der Haff-Ufer-Bahn am 11. September 1899 (56 Mark),

bei der Einweihung des „Hotels Stadt Elbing“ am 3. Oktober 1900 (15 Mann für 45 Mark) und des „Haffschlößchens“ am 14. Mai 1911 (10 Mann 60 Mark) und

bei der Eröffnung des „Westpreußischen Taubstummenheims“ in der Königsberger Straße am 22. Oktober 1913, wofür 120 Mark ausgegeben wurden.

Die Pelzsche Kapelle spielte bei den „Volksunterhaltungsabenden"; sie spielte, wenn „Liliputaner" und „Zauberkünstler" sich in der „Bürger-Ressource" produzierten; wenn ein „Wanderzirkus" auf dem kleinen Exerzierplatze seine Zelte aufschlug; wenn eine „Tierschau" in der „Markthalle" (auf dem „Viehhof" am Bahnhofe, im Elbinger Volksmunde „Ochsentempel" genannt) abgehalten wurde; wenn ehrgeizige Sonntagsreiter sich zeigten vor ihren Bewunderern beim „Reiterfest" im „Tattersall" (in der ehemaligen Wöhlertschen Waggonfabrik am Reichsbahnhof, an der heutigen Fliegerstraße); wenn „Ausstellungen" eröffnet wurden und wenn die organisierte Wohlfahrtspflege warb mit ihren verschiedenen „Bazaren" (für die „Kinderbewahranstalten", für den „Elisabeth-Verein der katholischen Gemeinde" und für den „Vaterländischen Frauenverein").

Von Anfang an wurde die Pelzsche Kapelle von den Berufsorganisationen der Handwerker für die musikalische Ausgestaltung ihrer Feste und Vergnügungen in Anspruch genommen. Genannt seien hier in erster Reihe

der Handwerkerverein, die Bäckermeister und die Bäckergesellen, die Fleischergesellen, die Maschinenbauer, die Schmiedemeister und die Schmiedegesellen, die Schuhmachermeister, die Tischler, Töpfer, Werkmeister und Zimmerleute;

dazu kamen in den neunziger Jahren der Evangelische und der Katholische Gesellenverein, die Friseure, die Maler und Lackierer, die Klempner, die Böttcherbrüderschaft, die Meister von Loeser & Wolff, die Schneidergesellen, die Schuhmacherbrüderschaft, die Stuhlarbeiter und die Lederarbeiter, ferner die bei der Firma F. Schichau tätigen Dreher, Schmiede und Schlosser, Kessel- und Kupferschmiede und die Schlosser von Trettinkenhof,

seit der Jahrhundertwende die Müllerinnung und die Barbierinnung.

Die „Stadtkapelle Otto Pelz" stellte den Vereinen die erforderliche Instrumental-Musik zu ihren Umzügen und Fahnenweihen, zu den „Stiftungs-", „Sommer-", „Winter-" und „Weihnachtsfesten", „Konzerten", „Soiréen" und „Großen Bällen", „Dilettanten-Theater-Aufführungen", „Herren-" und „Damenabenden", „Tanzkränzchen", „Masken-" und „Fastnachtsbällen", zu den „Ausflügen" nach den Geneigten Ebenen und zur Haffküste, zu den „Mondscheinfahrten" nach Terranova und Kahlberg und zu den „Schlittenpartien" nach Rückfort.

Unter den alten und angesehenen Vereinen, die sich wegen ihrer zahlreichen gesellschaftlichen Veranstaltungen im Sommer und Winter bei der fröhlichen und tanzfreudigen Jugend Elbings der allergrößten Beliebtheit erfreuten, muß an erster Stelle der (1846 begründete) „Kaufmännische Verein" erwähnt werden. Auch der (bereits 1832 ins Leben getretene) „Gewerbeverein" zog bei seinen, von der

Pelzschen Kapelle musikalisch ausgestalteten Festlichkeiten das jüngere Publikum in starkem Maße an.

Zu diesen Vereinen traten:

in den achtziger Jahren: der „Allgemeine Bildungs-Verein", der „Lehrerverein", der „Conservative Verein" und der „Offiziersverein":

seit den neunziger Jahren: der „Beamtenbund", der „Evangelische" und der „Katholische Arbeiterverein", der „Evangelische Jünglingsverein", die „Ressource Einigkeit", der „Postunterbeamtenverein Morgenröte", der „Kaufmännische Verein Merkur", der „Gastwirtsverein" und die „Landwirtschaftlichen Vereine" von Elbing, Ellerwald, Lenzen, Rückfort und Plohnen;

seit der Jahrhundertwende: die „Guttemplerlogen" und die „Landwirtschaftlichen Vereine" von Zeyer und Trunz.

Unter den Turn- und Sportvereinen, die regelmäßig die Pelzsche Kapelle engagierten, sind in erster Reihe zu nennen:

der 1859 gestiftete „Turnverein", der 1869 begründete „Ruder-Club Vorwärts" und der 1877 errichtete „Ruderverein Nautilus",

ferner der „Elbinger Schützenverein" und die „Friedrich-Wilhelm-Schützen-Gilde", der „Velociped-Club" und der „Radfahrerverein";

seit den neunziger Jahren kamen hinzu: der „Athletenclub Einigkeit", der „Hantelclub" und der „Tourenclub" und

seit der Jahrhundertwende: die Radfahrervereine „Cito" und „Einigkeit", der „Turnverein Jahn", der „Frauenturnverein" und die „Freie Turnerschaft", ferner seit 1910: der „Sportclub Hansa" und seit 1911: der „Autoclub".

Diesen Turn- und Sportvereinen lieferte Otto Pelz (— außer der Unterhaltungs- und Tanzmusik bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen —) die erforderliche Musik für die sportlichen Aufgaben, also z. B. für das „Anturnen", das „Schauturnen" und die „Turnfahrten", für das „Velociped-Schaufahren", für die „Ruder-Regatten" und das „Abrudern", für die „Einholung des Schützenkönigs" und für die „Schützenfeste" in Pulvergrund und Dambitzen.

Auch zu den Schützenfesten der benachbarten Dörfer zogen die „Pelzer" hinaus, — so nach Rogau, Rapendorf und Reichenbach, nach Liebwalde und Lenzen, nach Kämmersdorf und Heinrichsdorf und selbst bis zu dem Städtchen Christburg. Die Schützenvereine im Pulvergrund und Dambitzen zahlten für das Aufspielen von 8—12 Mann: 40 — 45 — 70 Mark, die Reichenbacher Schützen für 6 Mann: 42 Mark, die Rogauer für 7 Mann: 50 Mark, die Rapendorfer für 10 Mann: 80 Mark.

Für die Musik beim Provinzialschützenfest in Elbing am 1. August 1887 wurde das Pelzsche Orchester mit 150 Mark honoriert.

Seitdem nach dem Abrücken des 8. Ulanen-Regiments nach Riesenburg (am 31. März 1886) Elbing aufgehört hatte, Garnisonort zu sein, wurde der „Kriegerverein“ für unsere Stadt in immer stärkerem Maße der Träger militärischer Gedanken, Traditionen und Feierlichkeiten. Die Pelzsche Kapelle übernahm gewissermaßen die Funktionen einer Regimentskapelle: sie spielte den Präsentiermarsch beim Abholen der Fahne, sie stellte die Musik zum Zapfenstreich und zur Reveille, sie trat zum Kirchgang an und zog beim Fackelzug an der Spitze der Kolonnen durch die Stadt; sie konzertierte am Sedantage, sie begleitete die rauhen Soldatenlieder bei den patriotischen Kommersen und die gemütvollen Weihnachtsgesänge beim Christfest, zu dem die Vereins-Kameraden ihre Frauen und Kinder mitbringen durften, und sie zog an der Spitze der „Gewehr-Sektion“ auf, wenn es galt, einen zur Großen Armee einberufenen alten Soldaten zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Seit den neunziger Jahren entstanden in den Dörfern der Umgebung „Krieger-Vereine“, die ebenfalls die Pelzsche Kapelle für ihre militärischen Veranstaltungen heranzogen; so wurde sie also engagiert für die Kriegervereine Nogat-Niederung, Terranova, Zeyer, Plohnen, Succase, Altfelde, Reichenbach, Pomehrendorf, Alt-Dollstädt, Tolkemit, Kraffohlschleuse, Rückfort, Rosenort, Drausen-Niederung, Kerbswalde, Hirschfeld, Dörbeck, Lichtfelde, Kahlberg und Jungfer.

Seit der Jahrhundertwende traten an die Seite des „Kriegervereins“ noch mehrere militärische „Waffenvereine“, z. B. 1901 die „Jäger und Schützen“, 1910 die „Leibhusaren“ und 1911 die „Artilleristen“, der „Gardeverein“ und der „Marineverein“.

Für die Musik bei einem „Umzug“ des Kriegervereins wurden 60 Mark, für „Zapfenstreich, Kirchgang und Kommers anläßlich Kaisers Geburtstag“ eine Pauschalsumme von 110 bis 140, auch 155 Mark bezahlt, für 15 Musiker bei dem gewöhnlich im Juni abgehaltenen „Stiftungsfest“ 80 Mark, für die „Sedanfeier“ etwa 72 Mark und für das „Weihnachtsfest“ mit 12 Musikern etwa 50 Mark. Die „Jäger und Schützen“ gaben für ihren „Ausmarsch“ im Juni 1913: 112 Mark aus.

Bei „kameradschaftlichen Feiern“ der Krieger- und Militärvereine in Stadt und Land zahlte man:

für 5	Musiker in der Stadt etwa	35 M.,	auf dem Lande 40 M.,
„ 6	„ „ „ „ „	45 „	„ „ „ 45 bis 48 M.,
„ 7	„ „ „ „ „	45 „	„ „ „ 47 „ 56 „
„ 8	„ „ „ „ „	48 „	„ „ „ 56 „ 60 „
„ 10	„ „ „ „ „	50 „	„ „ „ 70 „ 80 „
„ 12	„ „ „ „ „	55 „	
„ 15	„ „ „ „ „	100 „	
„ 16	„ „ „ „ „	144 „	

Bei „Leichenbegängnissen" honorierte der „Elbinger Kriegerverein" die Pelzsche Kapelle mit 25 bis 30 Mark. Dieser Tarif blieb konstant und wurde später auch von den anderen „Militärvereinen" eingehalten. Die ländlichen Kriegervereine bezahlten für ihre Leichenparaden, entsprechend der Entfernung des Dorfes von der Stadt und der Zahl der engagierten Musiker, zwischen 30 und 56 Mark.

Auch bei Handwerkern war die Sitte der „Leichenbegängnisse mit Musik" üblich, z. B. in den achtziger Jahren bei den Zimmergesellen und Schiffszimmergesellen, aber auch später bei den Bäckern, Fleischern, Klempnern, Tischlern, Maschinenbauern u. a..

Während der ganzen Epoche wirkte die Pelzsche Kapelle mit bei den Konzerten der beiden alten angesehenen Männergesangvereine „Liedertafel" (gestiftet am 5. Februar 1847) und „Liederhain" (gestiftet am 22. Oktober 1871). Sie konzertierte bei den „Stiftungsfesten" und bei den sogenannten „Dirigenten-Konzerten", bei den Sommer- und den Winterkonzerten und natürlich auch bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen für die passiven Mitglieder.

Für die Mitwirkung bei den Stiftungsfesten des „Liederhains" und der „Liedertafel" wurden der Pelzschen Kapelle in den achtziger Jahren 75 bis 120 Mark und auch nach der Jahrhundertwende 120 bis 150 Mark bezahlt. Im Sommer fanden Konzerte des „Liederhains" und der „Liedertafel" in Vogelsang, Dambitzen, Weingrundforst und Englisch Brunnen statt; dafür wurden der Stadtkapelle 100 bis 150 Mark bezahlt; für die sogenannten „Herrenabende" im Winter honorierte man ein kleines Orchester von acht Mann mit 40 bis 60 Mark und von sechzehn Mann mit 112 Mark.

Anfang Juli 1897 fand in Elbing das große „Provinzial-Sängerfest" statt, bei dem die „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" an drei Tagen konzertierte und dafür 600 Mark Honorar erhielt.

Seit Ende der siebziger Jahre bestand als dritter großer Männergesangverein die von Theodor Odenwald gestiftete „Volksliedertafel", seit Anfang der neunziger Jahre eine Vereinigung „Sängerrunde", die sich aber nicht lange halten konnte. Ende des Jahrzehnts und nach der Jahrhundertwende wurde eine Reihe neuer Gesangvereine begründet, darunter der „Sängerchor des evangelischen Arbeitervereins", der „Gesangverein der Maschinenbauer", der „Elbinger Männergesangverein", der „Gesangverein der Tischler", der „Gesangverein von Loeser & Wolff", der „Gesangverein der evangelischen Arbeiterinnen", der „Gesangverein der Bäckermeister" und die „Liederfreunde". Die Pelzsche Kapelle unterstützte und ergänzte die Konzert-Programme dieser Vereine und lieferte für die gesellschaftlichen Veranstaltungen Unterhaltungs- und Tanzmusik.

Es wurden gezahlt z. B.: für die Mitwirkung beim Stiftungsfest der „Volksliedertafel" am 12. März 1910: 90 Mark und für das Konzert in Vogelsang am 17. Juli 1910: 100 Mark; für den Maskenball des „Gesangvereins der Maschinenbauer" am 28. Januar 1905: 55 Mark; für das Vergnügen des „Gesangvereins der Bäckermeister" mit 6 Musikern am 2. Januar 1913: 30 Mark und für das Fest des „Gesangvereins von Loeser & Wolff" mit 20 Musikern am 4. Januar 1913: 120 Mark.

Seit den neunziger Jahren pflegte der Männergesangverein „Melodia" aus Preußisch Rosengart seine Sommerfeste in den Ausflugsorten in der Nähe der Stadt Elbing abzuhalten, wozu die „Pelzer" herangezogen wurden; auch die Gesangvereine in Lenzen und Altfelde engagierten für ihre Festlichkeiten die Elbinger Kapelle. Als die „Melodia" im Juli 1910 mit 12 Mann Kapelle nach Kahlberg fuhr, bezahlte sie an den Stadtmusikdirektor Pelz 70 Mark.

Stütze und Rückhalt für den Wirtschafts-Etat des Pelzschen Orchesters bildeten von Anfang an die zahlreichen regelmäßigen Park- und Saal-Veranstaltungen der beiden großen und angesehenen Elbinger Ressourcen-Gesellschaften: der „Ressource Humanitas" und der „Bürger-Ressource".

Die „Ressource Humanitas" gab während des Sommers (von Anfang Juni bis Anfang September) etwa 7 bis 9, ja bis 13 „Mittwochs-Konzerte" in der Tonhalle des „Casino-Gartens" (den sie seit dem 15. Mai 1811 benutzte); die Konzerte begannen nachmittags um 4 Uhr und dauerten bis zum späten Abend fort, nur unterbrochen durch eine längere Pause während der Abendbrotszeit; für jedes Gartenkonzert wurden 90 Mark bezahlt.

Die „Bürger-Ressource" veranstaltete in den Sommermonaten in ihrem schattigen Park (dem ehemaligen „Truhardtschen Garten", den sie seit 1853 besaß) etwa 5 bis 7 „Donnerstags-Konzerte", für die anfangs nur 80 Mark, seit 1895 aber ebenfalls 90 Mark ausgegeben wurden.

Im Winter fanden in den großen Sälen der „Bürger-Ressource" und der „Ressource Humanitas" sogenannte „Kaffee-Konzerte" statt, die mit 24 bis 30, später mit 42 bis 54 Mark honoriert wurden. Beide Gesellschaften veranstalteten für ihre Mitglieder während des Winters „Soiréen", „Bälle", „Kostümfeste", „Masken"- und „Fastnachtsbälle", für die 75 bis 80, 90, 120, ja 150 Mark ausgegeben werden konnten. Für den „Großen Maskenball", den die Casino-Gesellschaft am 1. März 1892 gab und bei dem sogar zwei Kapellen aufspielten, wurden 210 Mark Honorar bezahlt.

Regelmäßige feste Einnahmen während der Monate Juli und August erwuchsen dem Stadtmusikus Otto Pelz auch aus der Wirksamkeit seines Orchesters als „Kurkapelle im Ostseebade Kahlberg". Bis zum Sommer 1888

einschließlich gab er dort etwa 6 bis 8 Konzerte mit nachfolgenden Bällen, zu denen er gegen ein Honorar von je 105 Mark hinausfuhr. Vom Sommer 1904 ab trat er mit der Badedirektion in ein neues Engagementsverhältnis: er konzertierte und lieferte die Ballmusik während der „Hauptsaison" im Juli und der „Nachsaison" im August; diese Wirksamkeit seines Orchesters als „Kurkapelle" brachte ihm im Monat Juli Brutto-Einnahmen von etwa 765 bis 1140 Mark und im August etwas weniger, etwa 750 bis 1100 Mark ein.

Nebenher spielte die Pelzsche Kapelle noch öfters in Kahlberg, wenn sie dorthin Vereine und Berufsorganisationen auf deren „Sommerfesten" oder „Mondscheinpartien" begleitete.

Auch einige industrielle Unternehmungen, wie z. B. die Leinenindustrie und die Krafftsche Zigarrenfabrik, unternahmen in den neunziger Jahren mit ihrem Personal Dampferfahrten mit Musik nach Kahlberg; das etwa acht Mann starke Orchester wurde mit 36 bis 40 Mark honoriert.

Die Pelzsche Kapelle wurde von den G a s t w i r t e n in der Stadt, in den Ausflugsorten und in den Dörfern gerufen für die „Frühkonzerte" im Wonnemond, für die „Mittags"- und „Kaffeekonzerte" zur Sommers- und Winterszeit und für die „Abendkonzerte" im Hochsommer (mit und ohne nachfolgende „bengalische Beleuchtung", mit und ohne „Feuerwerk" und mit und ohne „Italienische Nächte"). Sie kam zu den „Sommerfesten" (mit und ohne „Luftballon-Steigenlassen"), zu den „Johannis"-, „Kinder"-, „Ernte"- und sogar „Weinlese"-Festen und zu den „Soiréen" und „Bockbier-Vergnügungen". Der Musikdirektor Otto Pelz wartete auch mit „Tafelkonzerten" auf und lieferte die Musik zu den öffentlichen Masken- und Fastnachtsbällen.

Werfen wir einen Blick auf d i e L o k a l e, in denen die Pelzsche Kapelle konzertierte!

Es sind dieses in der Stadt während der ganzen Epoche in erster Linie die Gärten und Säle der „Ressource Humanitas" und der „Bürger-Ressource" und auch der große Festsaal des Logengebäudes,

in den achtziger und neunziger Jahren: besonders der „Goldene Löwe", das „Gewerbehaus", der „Rheinische Hof", „Speisers Vereinslokal", der „Vereinsgarten", der „Kaisergarten", der „Viehhof",

in den neunziger Jahren: „Legan", „Fleischhauer", die „Markthalle" und das Lokal von Weser (Königsberger Straße, Ecke Kegelstraße),

seit der Jahrhundertwende: das „Hotel Stadt Elbing" (am Viehhof), das „Erholungsheim" und die Etablissements von Kahlweiß (auf dem Schiffsholm) und von Passenheim (in der Ziegelscheunstraße).

Von den Ausflugsorten, Bier- und Kaffeegärten in der Nähe der Stadt sind an erster Stelle zu nennen: „Bellevue", „Weingrundforst", „Dambitzen", „Englisch Brunnen", „Schillingsbrücke", „Löwenslust", „Lahme Hand", „Pulvergrund", „Sanssouci" und „Vogelsang";

dazu traten in den achtziger Jahren an der Preußisch Holländer Chaussee: „Dettmanns Caféhäuschen" und am Äußeren Georgendamm: die zum Restaurant „Flora" umgewandelte frühere Villa des Kommerzienrates George Grunau und das Lokal „Tivoli"

und nach der Jahrhundertwende: „Haffschlößchen".

Unter den Krügen, Etablissements und Gasthäusern der benachbarten Dörfer standen in erster Reihe: Alt-Dollstädt, Altfelde, Baumgart, Bollwerk, Dörbeck, Drei Rosen, Einlage, Ellerwald, Eschenhorst, Fischau, Fürstenau, Güldenboden, Grunau-Höhe, Kerbswalde, Kreuzkrug, Lenzen, Lichtfelde, Markushof, Miswalde, Moosbruch, Neuhof, Plohnen, Preußisch Rosengart, Rogau, Rückfort, Terranova, Thiensdorf, Trunz und Zeyer;

dazu kamen die schönen Orte der Haffküste: Reimannsfelde, Succase, Panklau und Cadinen

und — durch Dampferfahrten zu erreichen —: Kahlberg, Frauenburg und selbst Pillau.

Öfters wurde die Pelzsche Kapelle in die Städte der Nachbarschaft gerufen, so vor allem nach Tiegenhof, Neuteich und nach Tolkemit, seltener nach Saalfeld, Christburg, Braunsberg, Mohrungen und Preußisch Holland.

Wiederholt ergab sich im Laufe der Epoche für den Musikdirektor Otto Pelz die Notwendigkeit, seinem Bruder: dem Stadtmusikdirektor Emil Pelz in Marienburg, mit einzelnen Instrumentalisten, aber auch mit mehreren Mann auszuhelfen; auch dem Stadtmusikus Riff in Mühlhausen und der Kapelle in Braunsberg sprangen die Elbinger Musikanten bei.

Seit dem Aufkommen der kleinen „Salon-Orchester" in den Kaffeehäusern und Hotel-Restaurants nach der Jahrhundertwende gab die „Stadtkapelle" aushilfsweise einzelne Instrumentalisten für einzelne Abende an diese Orchester ab, z. B. im „Café Central" oder „Café Kaiserkrone" (Geiger für 3,50 bis 6 Mark; Cellisten für 8 Mark; Klavierspieler für 7 Mark).

In einem Ort ohne Drang und Kraft zu eigner bodenständiger kultureller Betätigung hätten die ebengenannten „musikgewerblichen" Aufgaben wohl bereits alle Verwendungsmöglichkeiten eines „Lehrlings-Orchesters" erschöpft. Der „Elbinger Stadtkapelle" und ihrem ehrgeizigen Leiter Otto Pelz waren aber darüber hinaus noch „höhere musikalische Aufgaben" vorbehalten, — Aufgaben, die, oft-

mals unüberwindlich scheinenden Hemmungen zum Trotz, mit frischem Mut angegriffen und mit Zähigkeit und Energie gelöst wurden.

Zu diesen „höheren musikalischen Aufgaben" gehörten die „Symphonie-Konzerte", die Mitwirkung bei der „instrumentalen Kirchenmusik" und der „Theaterdienst". Durch die Bewältigung dieser Aufgaben erhob sich die „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" bei weitem über die handwerksmäßig-durchschnittlichen Leistungen der übrigen altpreußischen Stadtpfeifereien.

Die „Symphonie-Konzerte" bereitete Otto Pelz auf das sorgsamste vor; aber die guten Elbinger vergalten leider keineswegs seinen Eifer mit regem Besuch der Konzerte, — sie gingen nicht hinein.[16])

Nach der Jahrhundertwende versuchte der Musikdirektor Franz Rasenberger[17]) „Symphoniekonzerte" mit der Pelzschen Kapelle in Elbing einzubürgern; aber auch er scheiterte an dem geringen Interesse des Publikums. Für das „Symphoniekonzert" am 27. Februar 1901 zahlte Rasenberger an die Pelzsche Kapelle ein Honorar von 127 Mark und für die Wiederholung am 3. März 1901: 60 Mark; für die „Symphoniekonzerte" im Winter 1905/06 bezahlte er 80 bis 90 Mark.

In den siebziger und achtziger Jahren gab es in Elbing nur zwei große gemischte Chöre: den (bereits oben erwähnten) protestantischen „Elbinger Kirchenchor"[7]) (gegründet 1871) und den katholischen „Cäcilienchor" (gegründet 1872). Die Pelzsche Kapelle wurde von beiden Chören für lithurgische Musik und zu größeren Konzertaufführungen herangezogen.

Ende der siebziger und bis Anfang der neunziger Jahre erreichte der „Elbinger Kirchenchor"[7]) unter seinen Dirigenten: Theodor Odenwald[6]) (bis Herbst 1882) und Theodor Carstenn[18]) (November 1882 bis 1892) eine schöne Höhe der Entwicklung. Veranlaßt durch die unermüdlich werbende Kraft und das Mäcenatentum des für die Elbinger Musikkultur bedeutungsvollen Musikkenners und Händel-Enthusiasten Justizrat Carl Robert Heinrich[19]) brachte Odenwald erst die beiden großen Händel-Werke „Trauerhymne" und „Belsazar" und dann noch zweimal den „Josua" (1877 und 1881) und ein weiteres Mal den „Belsazar" (Oktober 1878), ferner den „Samson" (September 1880) und den „Judas Makkabäus" (September 1882) heraus.

Seit 1879 veranstaltete der „Elbinger Kirchenchor" alljährlich im September eine Wiederholung der gewöhnlich in der Elbinger „Bürgerressource" aufgeführten Oratorien im „Großen Remter des Ordensschlosses

zu Marienburg" unter Mitwirkung der Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz.

Odenwald gab in Elbing und Marienburg:

1879 „Die Jahreszeiten" von Joseph Haydn,
1880 „Samson" von Georg Friedrich Händel,
1881 „Josua" von Händel und
1882 „Judas Makkabäus" von Händel.

Carstenn gab in Elbing und Marienburg:

1884 „Die Jahreszeiten" von Haydn,
1885 „Acis und Galatea", Pastorale von Händel,
1886 „Saul" von Händel,
1887 „Paulus" von Felix Mendelssohn-Bartholdy,
1888 „Das Alexanderfest" von Händel,
1889 „Samson" von Händel und
1890 „Theodora" von Händel.

Die für 1891 vorbereiteten „Jahreszeiten" von Haydn gelangten nicht zur Aufführung, da der Marienburger Große Schloßremter wegen vorzunehmender Restaurationsarbeiten verweigert wurde.

An „kleineren Oratorien", „Kirchenkantaten" u. ä. führte Theodor Carstenn mit Unterstützung der Pelzschen Kapelle in der Marienkirche in Elbing auf:

„Tod Jesu" von Graun in den Charfreitagskonzerten 1883, 1885, 1886 und 1891;

am 12. November 1883 das Oratorium „Luther in Worms" von Meinardus;

am Charfreitag, dem 4. April 1890, „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuz" von Joseph Haydn;

am 2. Juni und 20. November 1891 das „Deutsche Requiem" von Johannes Brahms;

am 20. November 1892 die Kirchenkantate „Der Jüngling von Nain" von Robert Schwalm.

Am 22. und 26. Januar 1890 wurde in der Elbinger „Bürgerressource" „Athalia" von Racine mit der Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy konzertmäßig aufgeführt;

am 24. April 1891 Glucks „Orpheus".

Die Pelzsche Kapelle erhielt für ihre Mitwirkung bei den „großen Oratorien" 100 bis 120, auch 150 Mark für je eine Aufführung in Elbing oder Marienburg. Für „kleine Oratorien" in der Elbinger Marienkirche wurden 50 bis 60, auch 75 Mark bezahlt.

Für die Mitwirkung des Orchesters bei lithurgischen Andachten in der Marienkirche — (z. B. Charfreitag 1885; Ostern 1883 und 85; Pfingsten 1885; beim vierhundertsten Geburtstage Luthers am 11. November 1883; bei der Einweihung der restaurierten Marienkirche am 5. Juni 1884; bei den Trauergottesdiensten für Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1888 und für Kaiser Friedrich III. am 24. Juni 1888; bei der Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Kanzel in der Marienkirche am 4. November 1888) — wurde der Stadtmusikdirektor Otto Pelz mit 20 bis 30, bis 45 und bis 48 Mark honoriert.

In diesen Pauschalsummen waren immer die „Probengebühren" mit einbegriffen; Pelz ließ sich bei der Vorbereitung keine Mühe verdrießen, selbst dann nicht, wenn der Dirigent bis zu einem vollen Dutzend Orchesterproben für notwendig hielt.

Aus der Zahl der großen Oratorien-Aufführungen, die in späteren Jahren unter den Marien-Kantoren Hugo Laudien[20]) (in den Jahren 1893/99) und Franz Rasenberger[17]) (1900/1915) von dem „Elbinger Kirchenchor" unter Mitwirkung der „Stadtkapelle Otto Pelz" veranstaltet wurden, seien hier nur folgende erwähnt:

1894 „Die Schöpfung" von Haydn und „Elias" von Felix Mendelssohn-Bartholdy,
1895 „Der Tod Jesu" von Graun und „Requiem C-Moll" von Cherubini,
1896 „Manasse" von Friedrich Hegar,
1897 „Die Jahreszeiten" von Haydn,
1898 „Athalia" von Mendelssohn-Bartholdy,
1900 „Messias" von Händel,
1901 „Erlkönigs Tochter" von Niels W. Gade und „Christi Grablegung" von Sigmund Neukomm,
1902 „Aus Deutschlands großer Zeit", Konzert-Cantate von Ernst H. Seyffardt,
1903 „Judas Makkabäus" von Händel und „Paradies und Peri" von Robert Schumann,
1905 „Die Jahreszeiten" von Haydn und (zum ersten Male in Elbing:) Beethovens IX. Sinfonie".[21])

Im Jahre 1887 war als Konkurrenz-Unternehmen gegen den „Elbinger Kirchenchor" der nach seinem Dirigenten Rudolf Schoeneck[22]) benannte „Schoenecksche Verein" als „gemischter Chor" begründet worden; er bestand zwar nur drei Jahre, veranstaltete aber in dieser Zeit alljährlich unter Heranziehung der „Stadtkapelle" ein bis zwei große Konzerte (Aufführung von Robert Schumanns „Paradies und Peri" am 9. November 1887 —,

„Odysseus und Achilleus" von Max Bruch, — „Faust" von Schumann, — „B-Dur-Messe" von Beethoven, — „Requiem" von Mozart).

Nach der Jahrhundertwende traten auch die an der Neustädtischen Evangelischen Pfarrkirche zu den Heiligen Drei Königen und an der Evangelischen Pfarrkirche zu Sankt Annen bestehenden „Kirchenchöre" mit größeren Kirchenkonzerten stärker an die Öffentlichkeit. Der „Drei-Königen-Chor" führte z. B. am 31. März und 14. April 1901 das „Deutsche Requiem" von Brahms auf (192 und 100 Mark Honorar an die Pelzsche Kapelle); der „Annen-Chor" gab z. B. am 20. November 1912 und am 19. November 1913 große „Bußtagskonzerte" (je 100 Mark Honorar). Übrigens zogen beide Chöre die Pelzsche Kapelle regelmäßig auch zu ihren gesellschaftlichen Veranstaltungen (Stiftungsfesten, Tanzmusiken und Fahrten nach Kahlberg, Terranova und Neimannsfelde) heran.

In der Katholischen Pfarrkirche zu Sankt Nikolai wurde die „Stadtkapelle" alljährlich regelmäßig zur „Instrumentalen Kirchenmusik" zugezogen am Charfreitag, zu den Frühmessen am Ersten und Zweiten Ostertage, zur Fronleichnamsfeier, zur Kinderannahme und zu Weihnachten; bezahlt wurden in der Regel 12 oder 16 Mark.

Auch in der Katholischen Sankt-Adalbert-Kirche in Pangritz Kolonie spielte die Stadtkapelle zuweilen zur Firmung (30 Mark) oder zu Fronleichnam (16 Mark).

Bei der Feier der Papstjubiläen am 26. Dezember 1887 und am 19. Februar 1893 wurden 40 und 60 Mark Honorar und bei der Abschiedsfeier für den Probst Zagermann am 20. Mai 1909 wurden 40 Mark Honorar bezahlt.

Der am 12. Januar 1872 von dem Kantor und damaligen Lehrer (späteren Rektor) Hermann Krassuski[23]) begründete und fünfzig Jahre geleitete „gemischte Chor": „Cäcilien-Verein an Sankt Nicolai"[24]) zog die „Pelzsche Kapelle" gewöhnlich zu seinen „Stiftungsfesten" und auch zu seinen „Fahrten nach Frauenburg" heran und honorierte sie mit 40 bis 60 Mark. Beim vierzigjährigen Stiftungsfest am 30. Juni 1912, an dem 16 Musiker spielten, wurden 100 Mark bezahlt.

Die größten Anforderungen an die Arbeitskraft und die Leistung der „Stadtkapelle" stellte der Theaterdienst, um den Otto Pelz im Spätsommer 1878 von Adolf Oppenheim nach Elbing berufen worden war.

Sechsunddreißig „Winterspielzeiten" hindurch und während zwölf kürzerer „Frühjahrsspielzeiten" hat das Pelzsche Orchester neben seinen gewerblichen Aufgaben die Funktion einer „Elbinger Theaterkapelle" ausgeübt. Während der „Winterspielzeiten" haben im ganzen zwölf Theaterpächter die Direktion geführt.

Es würde zu weit führen, diese Männer hier im einzelnen namhaft zu machen und zu charakterisieren; das wird an anderer Stelle: im zweiten Bande meiner Elbinger Theatergeschichte, geschehen. Gewöhnlich begnügten sich die Theaterpächter damit, während der Winterspielzeiten entweder nur „Schauspiel" oder „Schauspiel und Operette" zu geben.

Rudolph Schoeneck[22]) versuchte, während seiner fünfjährigen Direktionsepoche (1881/82 bis 1885/86) neben „Schauspielen und Operetten" auch „Spielopern" aufzuführen. Es war nicht seine Schuld, daß er scheiterte; denn das Elbinger Theaterpublikum war nicht groß, nicht zahlungskräftig und nicht opfermutig genug, um das Operngenre hinreichend finanzieren zu können, die Stadt wollte die Theaterunternehmungen nicht subventionieren, und die großen Elbinger Industriellen, denen es ein leichtes gewesen wäre, dem Theaterleiter Zuschüsse zu zahlen, entzogen sich ihren kulturellen Pflichten.

Auch Franz Gottscheids[25]) Opernversuch in seiner dritten Spielzeit (1894/95) mißlang aus den gleichen Gründen.

Erst Albert Wolf[26]) führte, als er im Herbst 1911 die Pachtdirektion übernahm, das Operngenre wieder ein. Während seiner drei Vorkriegs-Spielzeiten war die „Pelzsche Kapelle" zum letzten Male vor ihrer Auflösung (1914) als „Theaterorchester" engagiert. Nur dadurch, daß die Besitzerin des Theatergebäudes: die „Elbinger Schauspielhaus-Aktiengesellschaft", dem Pächter entgegenkam, konnte dieser damals unter finanziellen Opfern auch „Spielopern" geben.

Außer unter diesen drei Direktionen sind im Elbinger Stadttheater nur während kürzerer Zeit „Opern- und Operetten-Gastspiele" (— meist im Frühjahr in Form der sogenannten „Monatsopern" oder „Monatsoperetten" —) gegeben worden.

An Honoraren erhielt die Pelzsche Kapelle im „Theaterdienst":
für eine Possen-Aufführung 30 Mark, später 36 Mark;
für eine Operetten-Vorstellung 36 Mark;
für eine Opern-Aufführung 45 bis 50, später auch 60 bis 70 Mark;
für die Zwischenaktmusik in einer Schauspiel-Aufführung in den siebziger und achtziger Jahren 20 bis 25 Mark, nach der Jahrhundertwende etwa 30 Mark.

Zuweilen engagierten die Pachtdirektoren die Pelzsche Kapelle gegen „Pauschalgebühren"; es wurden dann etwa 300 bis 500, zuletzt 800 bis 950 Mark im Monat bezahlt.

Werfen wir einen Blick auf das musikalische Repertoire, das mit der „Stadtkapelle Otto Pelz" als „Theater-Orchester" in den Jahren 1878 bis 1914 im „Elbinger Stadttheater" zur Aufführung gelangte!

Opernspielplan.

Beethoven, „Fidelio" (seit 1880). — Mozart, „Die Hochzeit des Figaro" (seit 1880); „Die Zauberflöte" (seit 1880); „Die Entführung aus dem Serail" (seit 1881); „Don Juan" (seit 1880). — Weber, „Freischütz" (seit 1880); „Oberon" (seit 1884). — Lortzing, „Czar und Zimmermann" (seit 1880); „Der Waffenschmied" (seit 1880); „Der Wildschütz" (seit 1881); „Die beiden Schützen" (seit 1882); „Undine" (seit 1883). — Flotow, „Martha" (seit 1880); „Stradella" (seit 1880). — Kreutzer, „Das Nachtlager in Granada" (seit 1880). — Nicolai, „Die lustigen Weiber von Windsor" (seit 1880). — Marschner, „Hans Heiling" (seit 1899). — Ignatz Brüll, „Das goldene Kreuz" (seit 1881). — Wagner, „Lohengrin" (seit 1881); „Tannhäuser" (seit 1881); „Der fliegende Holländer" (seit 1902). — Kienzel, „Der Evangelimann" (seit 1899). — Neßler, „Der Rattenfänger von Hameln" (seit 1883); „Der Trompeter von Säkkingen" (seit 1886). — D'Albert, „Tiefland" (seit 1912). — Boieldieu, „Die weiße Dame" (seit 1880); „Johann von Paris" (seit 1882). — Auber, „Fra Diavolo" (seit 1880); „Maurer und Schlosser" (seit 1880); „Die Stumme von Portici" (seit 1881); „Des Teufels Anteil" (seit 1881); „Maskenball" (seit 1882). — Méhul, „Joseph in Ägypten" (seit 1885). — Adam, „Postillon von Lonjumeau" (seit 1880); „Nürnberger Puppe" (seit 1891). — Hérold, „Zampa" (seit 1882). — Maillart, „Glöckchen des Eremiten" (seit 1881). — Gounod, „Faust und Margarete" (seit 1880). — Bizet, „Carmen" (seit 1884). — Meyerbeer, „Die Hugenotten" (seit 1880); „Der Prophet" (seit 1881); „Afrikanerin" (seit 1891); „Robert der Teufel" (seit 1892). — Halévy, „Der Blitz" (seit 1881); „Die Jüdin" (seit 1881). — Bellini, „Norma" (seit 1880). — Donizetti, „Die Regimentstochter" (seit 1880); „Lucrezia Borgia" (seit 1880); „Lucia von Lammermoor" (seit 1881). — Rossini, „Der Barbier von Sevilla" (seit 1880); „Wilhelm Tell" (seit 1881). — Verdi, „Der Troubadour" (seit 1880); „Rigoletto" (seit 1903); „Aida" (seit 1903); „Der Maskenball" (seit 1904); „La Traviata" (seit 1904). — Mascagni, „Cavalleria Rusticana" (seit 1891). — Leoncavallo, „Bajazzo" (seit 1899). —

Operettenspielplan.

Offenbach, „Die Hanni weint, der Hansi lacht" (seit 1878); „Die Verlobung bei der Laterne" (seit 1878); „Die Prinzessin von Trapezunt (seit 1878); „Pariser Leben" (seit 1879); „Orpheus in der Unterwelt" (seit 1882); „Die

schöne Helena" (seit 1884). — Suppé, „Die schöne Galathee" (seit 1878); „Flotte Burschen" (seit 1878); „Otto Bellmanns Abenteuer" (seit 1878); „Fatinitza" (seit 1878); „Boccaccio" (seit 1885). — Lecocq, „Giroflé Girofla" (seit 1878); „Der Carneval in Rom" (seit 1878); „Mamsell Angot" (seit 1878); „Der kleine Herzog" (seit 1879). — Richard Genée, „Der Seekadett" (seit 1878); „Nanon" (seit 1888). — Millöcker, „Der Bettelstudent" (seit 1883); „Gasparone" (seit 1885); „Die sieben Schwaben" (seit 1888); „Der Feldprediger" (seit 1889); „Der arme Jonathan" (seit 1889). — Johann Strauß, „Die Fledermaus" (seit 1881); „Der lustige Krieg" (seit 1885); „Der Carneval in Rom" (seit 1886); „Der Zigeunerbaron" (seit 1887); „Prinz Methusalem" (seit 1896); „Wiener Blut" (seit 1902); „Waldmeister" (seit 1903). — Dellinger, „Don Cesar" (seit 1886). — Planquette, „Glocken von Corneville" (seit 1886). — Zumpe, „Farinelli" (seit 1887); „Karin" (seit 1889). — Sullivan, „Mikado" (seit 1890). — Zeller, „Der Vogelhändler" (seit 1893). — Sidney Jones, „Die Geisha" (seit 1900). — Franz Léhar, „Die lustige Witwe" (seit 1908); „Der Graf von Luxemburg" (seit 1910); „Der Rastelbinder" seit 1912); „Eva" (seit 1912); „Das Fabrikmädel" seit 1912); „Zigeunerliebe" (seit 1913). — Oskar Straus, „Die lustigen Nibelungen" (seit 1908); „Ein Walzertraum" (seit 1909). — Georg Jarno, „Die Försterchristel (seit 1909); „Das Musikantenmädel" (seit 1911). — Leo Fall, „Die Dollarprinzessin" (seit 1909); „Die geschiedene Frau" (seit 1910); „Der fidele Bauer" (seit 1911); „Der liebe Augustin" (seit 1913). — Rudolf Nelson, „Miß Dudelsack" (seit 1910). — Willy Bredschneider, „Bummelstudenten" (seit 1910). — Paul Linke, „Bis früh um fünfe" (seit 1911). — Jean Gilbert, „Die keusche Susanne" (seit 1911); „Polnische Wirtschaft" (seit 1911); „Jungfernstift" (seit 1913); „Autoliebchen" (seit 1914); „Kinokönigin" (seit 1914). — Edmund Eysler, „Bruder Straubinger" (seit 1911); „Schützenliesel" (seit 1911); „Der Frauenfresser" (seit 1913); „Der lachende Ehemann" (seit 1914). — Leo Ascher, „Der Lockvogel" (seit 1912). — Walter Schütt, „Der Tanzanwalt" (seit 1913). — Otto Schwartz, „Julchens Flitterwochen" (seit 1912). — Walter Kollo, „Filmzauber" (seit 1913). — Josef Snaga, „Der Rodelzigeuner" (seit 1913). —

Die Pflege der Musik (— auch die der handwerksmäßig betriebenen Gebrauchsmusik für allerlei Feierlichkeiten in Haus und Familie, bei Tanzvergnügungen in öffentlichen Lokalen und bei Festen und geselligen Zusammenkünften der Berufsorganisationen und Vereine —) stellt ein „Luxusbedürfnis" dar, also einen „Aufwand für den gesteigerten Lebensgenuß". Man wird sich deshalb auch nicht wun-

dern, wenn man aus der Scala der Brutto-Jahreseinnahmen des Musik-Direktors Otto Pelz die wirtschaftliche Lage der Elbinger Bevölkerung wie an einem Barometer abzulesen vermag.[27])

Elbing war, als Pelz sich hier 1878 niederließ, eine Stadt von etwa 34 000 Einwohnern; zehn Jahre später zählte sie etwa 40 000, um die Jahrhundertwende 52 000 und bei Beginn des Weltkrieges 66 000 Seelen. In den rund 35 Jahren der Orchesterführung des Musik-Direktors Otto Pelz war also die Bevölkerung unseres Ortes etwa um das Doppelte angewachsen. Um das Doppelte waren auch, — das sei hier sogleich im voraus bemerkt —, während dieser Zeit die Brutto-Einnahmen des Stadtmusikdirektors gestiegen.

Im Laufe der siebziger Jahre war Elbings Handelsverkehr außerordentlich stark zurückgegangen, während das „Fabrikwesen" sichtlich zugenommen hatte und einer Menge Menschen Beschäftigung und Verdienst ermöglichte. Freilich gingen mit der Vermehrung der Arbeiterbevölkerung durch Zuzug fremder Personen gewisse Mehrausgaben im städtischen Haushalte Hand in Hand, die durch die geringfügigen Steuern der betreffenden Bevölkerungsklassen nicht aufgewogen werden konnten. Anfang der achtziger Jahre war die industrielle Entwicklung so weit vorgeschritten, daß man Elbing bereits als eine „Industriestadt" ansprechen konnte, und um die Jahrhundertwende konnte man sie mit Recht als das „preußische Essen" bezeichnen.

In den ersten Jahren seiner Elbinger Tätigkeit erhielt Otto Pelz monatlich eine städtische Subvention von 75 Mark. Diese eingerechnet, beliefen sich zu Anfang der achtziger Jahre die jährlichen Brutto-Einnahmen des Stadtmusikus auf 13000 Mark; sie stiegen, ständig wachsend, im Jahre 1886 bis auf 16000 Mark und hätten sich zweifellos auf dieser Höhe gehalten, wenn nicht, von April 1887 ab, seitens der Stadt die Zahlung der Subvention auf 25 Mark für den Monat herabgesetzt worden wäre, und unglücklicherweise sich auch größere Ausfälle in den Monaten bis Juli eingestellt hätten. So sanken die Gesamt-Einnahmen des Jahres 1887 plötzlich wieder auf 14900 Mark.

Ende März 1888 geriet die Stadt Elbing, — infolge des Nogat-Dammbruches und der Unterspülungen des Bahnkörpers bei Güldenboden durch die Höhenbäche —, in eine schwere Notlage; Anfang August brach durch die Überschwemmungen der Wilden Hommel eine zweite Katastrophe über die Stadt herein. Die Folgen dieser Naturereignisse sollten für das Wirtschaftsleben noch Jahre hindurch spürbar bleiben. Das Jahr 1888 war zugleich das Trauerjahr um zwei deutsche Kaiser. Infolge dieser Schicksalsschläge gingen die Brutto-Einnahmen des Musikdirektors Otto Pelz bis auf 13600 Mark zurück, obgleich, von April 1888 ab, die Stadt die monatliche Subvention auf 50 Mark erhöht hatte.

Seit dem Jahre 1889 konnte die Kapelle ihre Brutto-Einkünfte wieder auf 15500 Mark steigern und in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, trotz mancher Schwankungen, ungefähr auf dieser Höhe halten. Die Stadt sah sich nunmehr veranlaßt, Ende März 1893 zum letzten Male die Subvention auszuzahlen.

1897 wurde die bereits vor einem Jahrzehnt erzielte Summe von 16000 Mark wieder erreicht und 1898 auf 16700 Mark getrieben.

Um die Jahrhundertwende (1899 und 1900) sanken die Brutto-Einnahmen noch einmal bis auf 14800 Mark, stiegen aber in den nächsten Jahren erneut auf 16500 Mark und 18400 Mark, um dann 1904 zum ersten Male die Summe von 20000 Mark zu erreichen.

Während der drei Jahre 1905, 1906 und 1907 sanken die Einnahmen, — entsprechend der herabgesetzten Produktion in der Metallindustrie, im Brauerei- und in allen Zweigen des Baugewerbes und wegen der allgemeinen Geldknappheit und zahlreicher Konkurse —, nochmals stufenweise bis auf 16400 Mark herab. Als dann aber mit dem Jahre 1908 wieder ein leichter Aufschwung des Elbinger Wirtschaftslebens einsetzte, der 1910 und 1911 fortdauerte, — veranlaßt durch bessere Beschäftigung der Elbinger Großindustrie, rege Bautätigkeit und gute Ernten —, da wirkte sich diese Belebung auch günstig auf die Brutto-Einnahmen der „Stadtkapelle" aus.

Schon 1909 wurden zum zweiten Male 20000 Mark erreicht. In den letzten Vorkriegsjahren (1910 bis 1913) „war unserer Stadt eine aufsteigende Entwicklung beschieden, die bis in den Weltkrieg hinein andauerte"[28]); Musikdirektor Otto Pelz konnte in dieser Zeit seine Einnahmen Schritt um Schritt sogar auf 22, 23, 24 und 27000 Mark steigern.

Die finanziell günstigsten Monate des Jahres waren für die Stadtkapelle bis etwa 1903 der stets an „Wintervergnügungen" reiche Februar, aber auch der Dezember und der Januar; die Brutto-Einnahmen dieser Monate bewegten sich zwischen 1500 und 2000 Mark. — Seit 1904 waren die günstigsten Monate des Jahres der Juli und der August, besonders wegen der starken musikalischen Anforderungen an das Orchester für die „Sommerfeste", für die immer stärker in Aufnahme kommenden „Dampferfahrten der Vereine nach Kahlberg" und für die Wirksamkeit als „Kurkapelle" während der Kahlberger Badesaison; die Einnahmen dieser Monate beliefen sich auf 2 bis 3000 Mark.

Die finanziell schlechtesten Monate blieben in allen Jahren der April und der Mai: bis zur Jahrhundertwende bewegten sich die Brutto-Einnahmen in diesen Monaten zwischen 300 und 700 Mark, dann zwischen 400 und 1200 Mark.

Bedauerlicherweise sind aus den erhaltenen Büchern nicht die Unkosten und daher auch nicht der Reinertrag der Betriebsführung der Elbinger Stadtkapelle zu er-

sehen. Auf dem Unkosten-Etat standen u. a. folgende Posten: „Hauszins": vierteljährlich 105 Mark; „Ausgaben für Saiten, Trommelfelle und Instrumenten-Reparaturen": etwa 200 Mark jährlich; „Ausgaben für neues Notenmaterial und Pflege des alten": etwa 300 Mark; „Anschaffung neuer Instrumente": 100 bis 200 Mark jährlich; „Unkosten für Logis und Verpflegung der Lehrlinge": täglich etwa 15 Mark.

Als Otto Pelz am 9. September 1913 starb, wurde die „Elbinger Stadtkapelle Otto Pelz" auf den Namen seiner Witwe: Frau Eveline Pelz, geborenen Augustin, durch den Sohn Alfred Pelz weitergeführt, der die Dirigenten-Tätigkeit schon seit 1907 für den kränklichen Vater übernommen hatte.

Mit dem 1. April 1914 ging dann auch die „Geschäftsführung" in aller Form auf Alfred Pelz über; zufolge seiner Einberufung zum Heeresdienst mußte aber schon Anfang August 1914 die „Stadtkapelle" nach fast sechsunddreißigjährigem Bestehen aufgelöst werden.

Anmerkungen

[1]) Herbert Gerigk, Musikgeschichte der Stadt Elbing (= Elbinger Jahrbuch, Heft 8, 1929), besonders Seite 65—82 und 98.

[2]) Vgl. Müller-Blattau, „Die Musik (von 1800) bis zur Gegenwart" in: „Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande", herausgegeben vom Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen, Königsberg 1931, Seite 604.

[3]) Christian Urban, geb. Elbing, 15. Okt. 1775; gest. Elbing, 14. Mai 1860; katholischer Confession, Bürger und Stadtmusikus. (Elbing Stadtarchiv: Polizeil. Reg.-Blatt).

Nach freundlicher Mitteilung des Rektors Bruno Kluth steht in den Kirchenbüchern der Kathol. Pfarrkirche zu Sankt Nicolai verzeichnet: „Am 16. Okt. 1778 (nicht 1775!) getauft Christian Urbahn (nicht: Urban!), Sohn des Maurers Christian Urbahn (!) und seiner Ehefrau Catharina geb. Demty (oder: Derty) auf dem „Mühlentham". Pathen: Peter Schowicz und Anna Schlithermann." — „Gestorben am 14. Mai 1860 an Schlagfluß, 82 Jahre alt: Musikdirektor Christian Urban (!) beerdigt am 17. Mai 1860. Hinterbliebene: Ehefrau Elisabeth, geb. Holland, und ein 38 Jahre alter Sohn Emanuel."

Christian Urban war zuerst Militärmusiker und Musikmeister, seit 1812 Stadtmusikus in Elbing (als Nachfolger des von 1778 bis 1812 amtierenden Basilius Schmidt) und stieg auch zu der Würde eines ehrenamtlichen Stadtrats auf.

In Elbing erwarb er sich um die Pflege der Oratorienmusik große Verdienste und betätigte sich auch als Theaterkapellmeister, ja selbst als Theaterdirektor (vgl. Bruno Th. Satori-Neumann, „Dreihundert Jahre berufsständisches Theater in Elbing", Danzig 1936, Seite 183 u. ff.).

Urbans besonderes Verdienst ist die Durchführung des „Ersten Preußischen Musikfestes" am 2. Juni 1833 im Großen Remter der Marienburg, an dem sich zum ersten Male alle künstlerischen Kräfte der beiden altpreußischen Provinzen zusammenfanden.

[4]) (Karl) Robert Schwalm, geb. 6. Dez. 1845 zu Erfurt, evgl.; Dirigent der Elbinger „Liedertafel" von 1871 bis 1875. — Gest. Königsberg i. Pr., 7. März 1912.

[5]) Gabriel Peterhänsel, geb. 24. April 1849 zu Klingenthal bei Zwickau als Sohn des Instrumentenmachers Johann Gabriel Peterhänsel; evgl.. Polizeilich in Elbing angemeldet am 22. Sept. 1873 als von Kolberg kommend, abgemeldet am 12. Okt. 1875 nach Bernburg. (Stadtarchiv Elbing, Polizeil. Registerblatt). — Er litt an Krämpfen.

[6]) (Robert) Theodor Odenwald entstammte einem um 1530 in Unterfranken und im badischen Teile des Odenwalds ansässigen Bauerngeschlechte. Sein Urgroßvater war Bauer bei Merseburg.

Theodor Odenwald wurde am 3. Mai 1838 in Frankenthal bei Gera als neuntes Kind des Lehrers, Kantors und Kleinbauernhof-Besitzers Joseph Wilh. Odenwald (1788 bis 1859) und als Enkel des Lehrers und trefflichen Musikers Joh. Christoph O. (1762 bis 1838) geboren. Er besuchte vom 14. bis 16. Lebensjahre das Gymnasium und von 1856 bis Okt. 1858 das Lehrerseminar in Gera; zugleich war er dort Musikschüler des Hofkapellmeisters Wilh. Tschirch und des Organisten A. Helfer. Nach kurzer Hilfslehrerzeit in Dürren-Ebersdorf bei Gera war er 1858—61 Präfekt des Kirchen- und Kurrendechors in Gera, seit 1859 Gesanglehrer an der Rats-Töchterschule, seit 1864 an der Real-, der Töchter- und der Ersten Bürgerschule, zugleich stellvertretender Dirigent der „Liedertafel" und Begründer eines „gemischten Chors".

Am 28. Dez. 1869 wurde Theodor Odenwald von dem Magistrat in Elbing an Stelle des verstorbenen Königlichen Musikdirektors Gottfried Döring (* 9. Mai 1801; † 20. Juni 1869) zum Kantor an Sankt Marien und Gesanglehrer am Gymnasium gewählt. — Vom 3. April 1870 bis 1. Okt. 1882 ist er in Elbing polizeilich gemeldet.

1882 nahm Odenwald eine Berufung an das Realgymnasium Johanneum in Hamburg an. Gestorben am 22. April 1899 im Eppendorfer Krankenhause an Lungenentzündung und Herzlähmung.

(Nach Angaben des Stadtarchivs Elbing und nach Familienpapieren).

[7]) Der von dem Kantor Theodor Odenwald im Spätsommer 1871 begründete „Elbinger Kirchenchor" hatte eine Doppelstellung:

Der nur aus Knaben- und Männerstimmen bestehende und von der Evangelischen Hauptkirche zu Sankt Marien unterhaltene „Lithurgische a-capella-Kirchenchor" hatte die lithurgischen Gesänge und Motetten in dieser Kirche auszuführen.

Ihm schloß sich eine Anzahl kunstsinniger und musikgebildeter Damen und Herren an, um als künstlerisch geschulter „Gemischter Konzert-Chor" die großen Meisterwerke auf dem Gebiete der kirchlichen und weltlichen Vokalmusik zu studieren und dem Elbinger Publikum durch Aufführungen zugänglich zu machen.

In den Jahren 1872 bis 79 wurden unter Odenwald an größeren Werken u. a. aufgeführt: die Schützsche „Passionsmusik", „Der Tod Jesu" von Graun, — Chöre und Soli der „Matthäuspassion" und des „Weihnachtsoratoriums" von Bach, — „Das Alexanderfest", die „Trauerhymne", „Josua" und „Belsazar" von Händel, — „Orpheus" von Gluck, — das „Requiem" von Mozart, — „Die Schöpfung" von Haydn, — „Paulus" und „Elias" von Mendelssohn. — Größere Konzerte fanden am Charfreitag und Totenfest und im September in der Marienkirche zu Elbing statt.

Vgl. „Chronik des Elbinger Kirchenchores, Wernichsche Buchdruckerei, Elbing, 20 Seiten [verfaßt von dem Marienkantor Theodor Carstenn auf Grund der Aufzeichnungen des Mitgliedes Fräulein Sophie Maul für die Zeit von 1879 bis 1886 mit einem Rückblick auf die Zeit von 1871 bis 1879].

„Chronik des Elbinger Kirchenchores. Erste Fortsetzung (für die Zeit vom Juni 1886 bis zum 27. Januar 1890)." Wernichsche Buchdruckerei, Elbing, 24 Seiten [verfaßt von Theodor Carstenn im Februar 1890; mit Darlegungen über die Organisation des Chors, seine Aufgaben und Ziele auf dem Gebiete der kirchlichen und weltlichen Musik und über die Vereins- und Chorleitung durch den Marienkantor].

Vgl. ferner: „Fünfzig Jahre Elbinger Kirchenchor" (Elbinger Zeitung, Nr. 72 vom 26. März 1921).

[8]) (Gottfried) Johann Pelz, geb. in Grünhagen, Kreis Stuhm, 17. März 1811, evangel., als Sohn des dortigen Eigentümers und Schneidermeisters Andreas Pelz (geb. Kalwe, 19. Dez. 1785 evangel.; gest. Grünhagen, 23. März 1813).

Johann Pelz wurde Musiker, heiratete Josephine Anna (von) Zalewski (= Salewski), die Tochter des 1847 verstorbenen Marienburger Stadtmusikus Joseph von Zalewski (— der einer alten polnischen Musikgrafen-Familie entstammte —) und übernahm die Leitung des Orchesters seines Schwiegervaters. — (Der 27 Millimeter im Durchmesser fassende kreisrunde Gummistempel des Johann Pelz zeigt in der Mitte eine 15 Millimeter hohe Lyra, oben den Namen: „JO PELZ" und unten: „MARIENBURG").

Johann Pelz starb in Marienburg am 15. Dez. 1873. Er ist der Stammvater einer noch heute in der Alten und in der Neuen Welt blühenden Musiker-Dynastie. Sein ältester Sohn: Gustav, wurde Stadtmusikus in Tilsit, Liegnitz und Stettin; der zweite: Otto, Stadtmusikus in Elbing; der dritte: Rudolph Stadtmusikus in Danzig, ging aber später nach Amerika; der vierte: Emil, geb. 13. Febr. 1853, Stadtmusikus in Marienburg. — Von Ottos vier Söhnen übernahm der zweite, Alfred, (geb. Elbing, den 26. Mai 1885) die Elbinger Stadtkapelle; der dritte: Ernst (geb. 1886) wurde Cellist am Deutschen Opernhaus, Berlin-Charlottenburg und ging später an die Große Oper in Buenos-Aires. Dessen Sohn: Wolfgang, studiert jetzt in Deutschland Musik. (Die Angaben nach den Archivalien der Familie Pelz.)

[9]) Otto (Joseph) Pelz, geb. in Marienburg, 11. Dez. 1834, getauft in der dortigen evangel. Kirche zu Sankt Georg, am 21. Dez. — Gest. Elbing, 9. Sept. 1913; beerdigt auf dem alten Johannis-Friedhof in der Johannisstraße.

Otto Pelz war seit 1879 verheiratet mit Eveline Augustin, geb. in Preußisch Eylau, 19. März 1854. — Gest. Elbing, 19. Febr. 1917; beerdigt auf dem Johannis-Friedhof.

[10]) Vgl. Altpreußische Zeitung, Elbing, Nr. 231 vom 1. Okt. 1878, Besprechung von Redakteur O(tto) R(einsdorf) über die erste Theateraufführung der Saison: am 29. Sept. 1878, „Hasemanns Töchter", Volksstück von Adolph L'Arronge, Musik von Millöcker.

[11]) Conrad (Gottfried Arthur Louis) Mahlke, geb. am 19. Sept. 1865 zu Bunzlau in Schlesien, getauft 26. Nov. 1865 zu Nieder-Wiesa vor Greiffenberg in Schlesien. — (Sein Vater: Carl Louis Mahlke, war zuerst Photograph, später Theaterkapellmeister und Musiklehrer und trat auch als Komponist hervor. Er starb am 3. April 1885 als Kapellmeister bei der reisenden Schauspielergesellschaft des Direktors Faust in Eydtkuhnen in Ostpreußen.)

Conrad Mahlke war fünf Jahre, vom 1. September 1881 bis 1. September 1886, Lehrling in der Pelzschen Kapelle, zuerst als Oboist, dann als Flötist, doch spielte er auch Geige und Klavier. Vom 4. Oktober 1886 bis zum 31. März 1889 diente er als „Militärmusiker" (= „Hoboist") und zwar als „Flötist" in Danzig beim 3. ostpreußischen Regiment Nr. 4 (5. Kompanie — Wieben-Kaserne) und vom 1. April 1889 bis zum 30. September 1891 beim Regiment Friedrich II. (5. Kompanie) in Allenstein.

In Danzig tat er in dem 40 Mann starken Musik-Corps auch Dienst im Opern-Orchester des Stadttheaters und in der Kirche; er gab Stunden und spielte Kammermusik. Bei einer Konzertreise seines Militärorchesters spielte er vom 3. bis 20. Juli 1891 in Stockholm.

Nachdem Conrad Mahlke vom Militär abgegangen war, gründete er am 1. Dezember 1891 in Elbing, Wasserstraße Nr. 90, eine sehr gut gehende Bonbonfabrik mit mehreren Ladengeschäften; die Firma bestand bis 1931.

In seinen Mußestunden trieb er eifrig Musik: er war ein ausgezeichneter Pianist und spielte gern regelmäßig allwöchentlich Kammermusik. Er war Vorsitzender (zuletzt Ehrenvorsitzender) des „Elbinger Orchestervereins" und trat gelegentlich auch als Konzert-Dirigent dieses Vereins öffentlich auf.

Conrad Mahlke erfand eine (— gegen die „Paul-von-Janko-Klaviatur" verbesserte —) „Chromatische Oktavklaviatur für Tasteninstrumente aller Art". Die Patentansprüche wurden folgendermaßen begründet: „1. Jede Taste ist mit derjenigen des um eine Oktave höheren Tones zu einer „Doppeltaste" zusammengelegt, wobei die Doppeltasten in chromatischer Reihe nebeneinanderliegen und die Oktavtöne entweder zusammen oder einzeln angeschlagen werden können. 2. Die Anschlagstellen haben für den Einzelanschlag horizontale Oberflächen, aber für den Oktavanschlag ineinander übergehende Schrägflächen für einen Finger. 3. Jede „Doppeltaste" hat mehrere Anschlagstellen. 4. Die Anschlagstellen der einen der zu einer „Doppeltaste" vereinigten Tasten greifen zwischen die Anschlagstellen der anderen Taste und überbrücken dort die Tastenteile zum Zwecke, den Einzelanschlag jeder Einzeltaste zu ermöglichen." — Die Auswertung des Patents wurde von verschiedenen Klavierbauanstalten als zu schwierig abgelehnt. Durch einen Spezialisten aus Holland, Hermann Meinicke, einen gebürtigen Berliner, den Conrad Mahlke nach Elbing kommen ließ, wurde die neue Klaviatur in zwei Klaviere eingebaut. Diese befinden sich jetzt im Besitz der Tochter in Elbing und der Witwe in Hamburg. Da das Patent in den letzten Jahren nicht mehr erneuert wurde, ist es erloschen.

Conrad Mahlke starb am 20. August 1926 in Elbing und wurde auf dem Marienfriedhofe am Aeußeren Mühlendamm begraben.

[12]) Vgl. Stadtarchiv Elbing: (Handschriftliche) „Chronik der Stadt Elbing" von Carl Ferdinand Ramsay, Band I., S. 42—60.

[13]) (Friedrich) Wilhelm Schwerzel, geb. am 21. März 1832 auf dem Freien Bürgergut Drewshof bei Elbing als Sohn des dortigen Hofmannes Gottfried Schwerzel; evangel. getauft am 1. April 1832. — Gest. am 29. März 1914 zu Elbing. (Stadtarchiv Elbing, Polizeil. Reg.-Blatt.)

[14]) Friedrich Nikolowski, evangel., geb. Elbing am 14. Nov. 1817. — Gest. Elbing 29. Juli 1891. (Stadtarchiv Elbing, Polizeil. Reg.-Blatt.)

[15]) Diese Alt-Elbinger Einrichtung hatte 1859 eine Neubelebung erfahren: „Am 6. Nov. 1859 erfolgte zuerst wieder das seit Jahren eingestellte Blasen eines Chorals nach dem Sonntags-Vormittags-Gottesdienst. Es war nämlich dem Musiklehrer (und Stadtmusikus) Ernst Damroth zur Verbesserung des hiesigen Orchesters von den städtischen Behörden eine Beihilfe von jährlich 200 Rthlr. auf 3 Jahre mit der Verpflichtung bewilligt worden, das sonntägliche Thurmblasen wieder auszuführen [Hermann Sube, (handschriftliche) „Stadtchronik 1851—1862", Stadtarchiv Elbing, Rep. H, Nr. 51, Fasz. 1, Seite 102]. — Ernst Damroth, kathol., geb. am 13. März 1825 zu Warschowitz (Kreis Pleschen) erhielt seine musikalische Ausbildung auf dem Königlichen Institut für Kirchenmusik in Berlin. Im Januar 1859 ließ er sich als Musiklehrer in Elbing nieder, wurde Dirigent der „Elbinger Liedertafel" und reorganisierte die „Elbinger Stadtkapelle". — Damroth starb am 19. Febr. 1868 [(Handschriftliche) „Stadtchronik 1863—1871" (Rep. H, Nr. 51, Fasz. 2, Seite 46)]. —

[16]) Die vier „Symphoniekonzerte", die Otto Pelz auf eigenes Risiko im Winter 1884/85 gab, brachten: 115, 120, 75 und 90 Mark; die vier im Winter 1885/86: 72, 66, 70 und 116 Mark; das Beethoven-Konzert am 5. Februar 1886 brachte nur 31 Mark; die sieben Konzerte im Oktober bis Dezember 1886: 70, 31, 36, 51, 31, 25 und 21 Mark; die drei Konzerte im Oktober—November 1888: 31, 28, 50, 37 und 50 Mark.

[17]) Franz Rasenberger, geb. 9. Okt. 1860 in Meineweh (Thüringen) als Sohn des dortigen Organisten und Kantors, von dem er auch den ersten Musikunterricht erhielt und den er bereits als Schulknabe oft als Organist zu vertreten hatte. Vom 11. bis zum 17. Lebensjahre genoß er Musikunterricht bei Musikdirektor Hädrich in Osterfeld, unter dessen Leitung er sich vielseitige Leistungen auf allen Orchesterinstrumenten aneignete. Vom 17. Jahre ab betrieb er in Köln am Rhein Privatstudien in Theorie unter Professor G. Jensen, im

Violinspiel unter G. Japha und im Klavierspiel unter A. Krögel; später war er im dortigen „Konservatorium" auch Schüler bei Hompesch im Klavierspiel, bei F. von Hiller in der Formlehre und bei Franz Wüllner im Chorgesang. Nach dem Abgang vom Konservatorium machte Rasenberger das Militärkapellmeister-Examen.

Von 1886 bis 1892 leitete er die Heilbronner Musikschule und den dortigen Männer-Gesangverein; 1892 bis 1900 war er Musikdirektor in Glarus, wo er sich im Schulunterricht und in der Leitung des gemischten Chores betätigte.

Im Mai 1900 folgte er einem Rufe nach Elbing als Kantor von Sankt Marien, Gesanglehrer an der Ober-Realschule und Dirigent einiger Männer-Gesangvereine und gemischter Chöre. (Antrittskonzert mit dem „Elbinger Kirchenchor" am 18. Juni 1900, letztes am Totensonntag, dem 21. Nov. 1915).

Kompositorisch trat er mit Liedern, Psalmen und Motetten hervor. — Gest. in Elbing am 13. Mai 1924, beerdigt auf dem Friedhofe zu Sankt Annen.

[18]) Theodor Carstenn, geb. 12. März 1855 zu Lütjenburg in Ost-Holstein (Kreis Plöhn) als Sohn eines Volksschullehrers, besuchte die gehobene Volksschule und erst seit dem fünfzehnten Lebensjahre das Gymnasium in Kiel. Darauf dreijähriges Universitätsstudium in Kiel (Latein, Griechisch, Geschichte, Englisch) und Beschäftigung mit der Musik; zufolge eines zweijährigen Stipendiums Studium am „Institut für Kirchenmusik" und an der „Akademischen Hochschule für Musik" zu Berlin.

Erstes und einziges Amt: 1882—1892 Kantor an St. Marien und zugleich Gesanglehrer am Königlichen Gymnasium zu Elbing, wo er übrigens auch Latein und Geschichte unterrichtete.

Gest. am 5. Dezember 1892; begraben am 9. Dezember auf dem Marien-Friedhofe am Äußeren Mühlendamm.

Nachrufe in der „Elbinger Zeitung" 1892 Nr. 287, 288 und 291; in der „Altpreußischen Zeitung" 1892, Nr. 287 und 291.

[19]) (Carl) Robert Heinrich, geb. in Orle bei Graudenz, am 15. Juli 1822, als Sohn eines Lehrers, der später Rektor der Bürgerschule in Gollub in Westpreußen wurde. Er besuchte das Gymnasium in Thorn und studierte in Königsberg drei Jahre lang alte Sprachen, danach Jurisprudenz. Rechtsanwalt in Mohrungen; Ende März 1870 nach Elbing versetzt. Gest. in Elbing am 16. Oktober 1892.

Carl Robert Heinrich war eine anregende musikalische Persönlichkeit, besaß eine sehr hübsche wohlklingende Tenorstimme und starkes darstellerisches, regieliches und organisatorisches Talent. Er begründete im Winter 1871/72 den sogenannten „Händel-Verein", der nicht öffentlich konzertierte, sondern nur Hauskonzerte veranstaltete. Als der Kantor Odenwald sich Ende der siebziger Jahre entschloß, Händel im „Elbinger Kirchenchor" zu kultivieren, stellte der „Händel-Verein" seine Tätigkeit ein.

Carl Robert Heinrich trat auch literarisch hervor: er lieferte eine Übersetzung und einen Klavier-Auszug der Händel-Oper „Sosarmes" (ca. 1889) und eine Übersetzung des „König Oedipus" von Sophokles (Elbing 1891, Wernichsche Buchdruckerei), wobei er auch für die Bühnen-Musik Händelsche Märsche, Vor- und Zwischenspiele empfahl.

[20]) Hugo (Herrmann Louis) Laudien, Kantor an Sankt Marien, Gesanglehrer an der Städt. Ober-Realschule, Dirigent der Liedertafel in Elbing. — Geb. Königsberg i. Pr., 15. Mai 1869 (als Sohn des Königl. Musikdirektors Heinrich Laudien und seiner Ehegattin Bertha, geborenen Angermann). Gest. Elbing, 9. Okt. 1899. (Stadtarchiv Elbing, Polizeil. Registerblatt).

Beerdigt auf dem Marienfriedhofe am Äußeren Mühlendamm, unfern den Erbbegräbnissen von Schaumburg und Weitzenmiller. Seine Freunde stifteten ihm einen Grabstein.

[21]) In späteren Jahren zog Rasenberger die Kapelle des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152 aus Marienburg zur orchestralen Kirchen-

musik heran. Mit dieser Kapelle führte der „Elbinger Kirchenchor“ unter Rasenbergers Leitung auf:

1908 „Große Totenmesse“ (Requiem) von Hector Berlioz mit großem Orchester und vier Nebenorchestern (im Osten, Süden, Westen und Norden in der Marienkirche),

1909 „Matthäus-Passion“ von Joh. Sebastian Bach (wobei die mitwirkenden Chöre, 283 Sängerinnen und Sänger, im Kirchenschiff und auf den Emporen aufgestellt wurden),

1910 Festspiele in der Bürger-Ressource: „Joseph in Ägypten“ von E. N. Méhul,

1912 „Das Sühnopfer des neuen Bundes“, Passions-Oratorium (nach den Worten der heiligen Schrift von W. Telschow), Musik von Carl Loewe.

[22]) Rudolph Schoeneck, geb. in Heiligenbeil in Ostpreußen, 31. März 1828 als Sohn des dortigen Stadtmusikers, dessen Schüler er auch zuerst war. Bereits 1837 konzertierte er in Elbing als Pianist im „Goldenen Löwen“ mit großem Erfolg. Im folgenden Jahr vertrat er in Heiligenbeil den Organisten der evangelischen Kirche und erhielt in Königsberg theoretischen Unterricht. Nach der Übersiedlung seines Vaters nach Braunsberg trat er zum Katholizismus über, um auf dessen Wunsch sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er floh aber aus dem Elternhause und wurde als siebzehnjähriger Jüngling Theaterkapellmeister der in Ostpreußen reisenden Gesellschaft der beiden Direktoren Mittelhausen und Ludwig und 1847/48 der Direktion Gehrmann an den „Vereinigten Theatern Elbing, Thorn und Graudenz.“ Nach der Versöhnung mit seinem Vater ging Rudolph Schoeneck 1848 nach Berlin zu dem Hoftheater-Kapellmeister Otto Nicolai (dem Komponisten der „Lustigen Weiber“), der ihm dann 1849 ein Engagement in Halle als Erster Kapellmeister am Theater besorgte. Im folgenden Jahr ging er nach Zürich, wo er 2½ Jahre dem engeren Freundeskreis Richard Wagners angehörte und unter der Anleitung des Meisters als Kapellmeister am Züricher Stadttheater (der Direktion Loewe) die Wagnerschen Werke: „Rienzi“, „Tannhäuser“ und „Fliegender Holländer“ einstudierte.

Im Auftrage Wagners studierte er den „Tannhäuser“ und andere Wagnersche Opern in mehreren großen Städten ein.

„Aus Familienverhältnissen und weil Schoeneck sich weigerte, auf Wagners Wunsch oder vielmehr Befehl im Jahre 1860 nach Paris zu gehen, um an der dortigen Oper die Proben zum „Tannhäuser“ zu überwachen, kamen die beiden Männer auf gespannten Fuß, und ihre Freundschaft zerbrach.“

1879 übernahm Rudolph Schoeneck die Direktion des Theaters in Trier und 1881 bis 1886 die an den „Vereinigten Theatern Elbing und Thorn“. Im Sommer 1886 beging er die Unklugheit, mit seinem Elbinger Opernensemble eine Gastspielsaison am Luisenstädtischen Theater in Berlin durchzuführen; er verlor sein ganzes Vermögen und kehrte nach Elbing zurück, wo er die gerade erledigte Stelle des Dirigenten der „Elbinger Liedertafel“ erhielt, deren gesanglicher Leiter er vierzehn Jahre lang blieb.

In dem Besitzer der Elbinger Zigarrenfabrik Loeser & Wolff: Kommerzienrat Bernhard Loeser, einem glühenden Verehrer Wagners und seiner Musik, besaß Rudolf Schoeneck einen warmherzigen Freund, der ihm, als er als Zweiundsiebzigjähriger im Jahre 1900 das Dirigentenamt der „Elbinger Liedertafel“ niederlegte, einen Ehrensold zahlte. — Rudolph Schoeneck starb in Elbing am 19. Jauuar 1904 und wurde auf dem Marienfriedhofe begraben.

Vgl. Stadtbibliothek Elbing: in F. 60, handschriftl. Angaben über Rudolph Schoeneck von dem Elbinger Arzt und Schriftsteller Dr. Georg Hantel (verfaßt am 4. Febr. 1895 für den Oberbürgermeister Elditt). — Vgl. auch „Elbinger Zeitung“ vom 19. Januar 1929: „Rudolph Schoeneck, ein Gedenkblatt aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Todestages.“

[23]) Hermann Krassuski, geb. zu Heilsberg am 17. Juli 1846, besuchte die sogenannte „Bursa“, eine Diöcesan-Musikschule in Heiligelinde, und dann bis 1868 das Lehrer-

seminar in Braunsberg. Nachdem er in Seeburg als Zweiter Lehrer amtiert hatte, kam er am 29. Januar 1869 an die Nicolai-Schule in Elbing. Nach der Berufung des bisherigen Kantors, Karl Eduard Grunenberg, als Domorganist nach Frauenburg übernahm Krassuski das Kantorat von Sankt Nicolai. Er begründete bald einen Kirchenchor, und aus diesem entstand durch seinen Einfluß am 12. Januar 1872 der „Cäcilien-Verein an Sanct Nicolai", dessen „Präses" und „Dirigent" er bis zum 7. November 1922 blieb.

Von Oktober 1875 bis Juli 1876 besuchte Krassuski die Kirchenmusikschule in Regensburg. Nach seiner Rückkehr entfaltete er in Elbing eine sehr eifrige und erfolgreiche kirchenmusikalische Tätigkeit. Der „Cäcilienverein" gab unter seiner Leitung Konzerte in Stadt und Provinz. Krassuski schuf auch beachtenswerte Kompositionen.

Den im Jahre 1878 von ihm begründeten „Verband der Ermländischen Cäcilien-Vereine" leitete Krassuski als „Diöcesan-Präses" von 1878 bis 1891.

Am 15. Januar 1922 gab Krassuski in der „Bürger-Ressource" zu Elbing ein großes „Jubiläumskonzert", das gleichzeitig sein „Abschiedskonzert" war. Von der kirchlichen Behörde wurden seine Verdienste um die Kirchenmusik durch Verleihung des Ordens Pro Ecclesia et Pontifice anerkannt. Beim Ausscheiden aus dem Schulamte am 1. Juli 1912 hatte Rektor Krassuski den Kronenorden vierter Klasse erhalten.

Am 23. Juli 1923 starb Hermann Krassuski in Elbing. Er wurde auf dem Alten Sankt-Nicolai-Friedhofe an der Hohen-Zinn-Straße, wenige Schritte vom Friedhofstor entfernt, beerdigt. Der „Verband der Cäcilien-Vereine Ermlands" und der Elbinger Ortsverein setzten ihm ein würdiges Grabdenkmal; es wurde am 5. August 1927 feierlich enthüllt.

(Nach den Angaben des Rektors Bruno Kluth in dem Aktenstück zur Geschichte des „Cäcilien-Vereins an St. Nicolai" im Stadtarchiv Elbing).

[24]) Dem Kantor Hermann Krassuski folgten als „Dirigenten" des „Cäcilien-Vereins an Sankt Nicolai" die Organisten: Musikdirektor Erich Haase (vom 7. Nov. 1922 bis 19. Mai 1923), Chorrektor Joseph Schmidt (vom 1. August 1923 bis 21. Dezember 1926), Chorrektor Gerd Swoboda (vom 10. Januar 1927 bis 16. August 1927) und Kirchenmusikdirektor Caspar Steigleder (seit dem 17. April 1928).

Das Amt des „Vorsitzenden" führte von 1922 bis 1938 (wo der „Cäcilien-Verein" seinen Vereinscharakter aufgab) der Rektor Bruno Kluth.

Von 1872 bis 1922 ist leider kein Wert auf Protokolle und Berichte über Proben und Aufführungen, Mitgliederlisten usw. gelegt worden.

(Nach Angaben des Rektors Bruno Kluth, vgl. Anmerk. 23).

[25]) Franz (Karl) Gottscheid, recte: Werner, geb. Danzig, 25. Februar 1856; freireligiös; Sohn des Militär-Uniform-Händlers Friedrich Werner in Danzig, dessen Geschäft er neben seinem Künstlerberufe weiterführte. — Verheiratet mit der am 30. Oktober 1844 in Danzig geborenen Elisabeth Gottscheid, deren Mädchennamen er zu seinem Pseudonym wählte.

War zuerst Schauspieler, übernahm dann eine Sommerdirektion in Nürnberg und in den drei Wintern 1892/93, 1893/94 und 1894/95 die Direktion des Elbinger Theaters. — Während seiner Direktionszeiten in Kiel und in Posen wurden dort die neuen prunkvollen Theaterpaläste gebaut. Er starb 1934 in Dresden, wo er die letzten Lebensjahre als Privatmann und dramatischer Schriftsteller gelebt hatte.

[26]) Albert Wolf, geb. 14. Mai 1862 in Kassel als Sohn eines Steuerbeamten, debütierte 1883 am „Elysium-Theater" in Stettin, kam über verschiedene andere Bühnen 1889 an das Hoftheater nach Schwerin, wo er bis 1911 (zuerst als jugendlicher Held, später als Charakterdarsteller, Regisseur und Oberregisseur) blieb. — Während der Kriegsjahre erwarb er als Pachttheaterdirektor in Elbing ein hübsches Vermögen, lebte in seinem Landhause in Tutzing am Starnberger See, erkrankte im Sommer 1938, fand Aufnahme im

Starnberger Krankenhause und zuletzt in der Nervenklinik in München, wo er an Gehirn-Sklerose am 10. Juli 1938 starb. Am 13. Juli wurde seine Leiche im Krematorium des Ostfriedhofes zu München eingeäschert und am 22. August seine Urne in Schwerin beigesetzt.

[27]) Vgl. Stadtbibliothek Elbing: die gedruckten „Verwaltungsberichte der Stadt Elbing" für die Jahre 1878/79 bis 1908/09 in einzelnen Jahresberichten; ferner den „Sammelbericht 1909/12" und den „Sammelbericht 1913/18".

[28]) Stadtbibliothek Elbing: Verwaltungsbericht 1913/18, Vorwort des Oberbürgermeisters Dr. Merten, Seite 1.

Zwischen Gymnasium und Museum

II.

Von Hugo Abs

Das im Hft. 15 d. Zs. S. 295 f. mitgeteilte Verzeichnis von Museumsgegenständen, die aus dem Gymnasium stammen, gewährt ein Bild davon, was im 17. und 18. Jahrhundert für merkwürdig genug galt, um aufbewahrt zu werden. Es ist eine für uns befremdende Mischung von Wertvollem und Wertlosem. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn wir zur Abrundung des gewonnenen Bildes auch diejenigen Gegenstände aufzählen, die früher einmal der Gymnasial-Bibliothek gehört hatten, sich aber im Jahre 1865 nicht mehr darin befanden. Manches von dem ursprünglichen reichen Bestande ist erst viel später ins Museum gelangt, das meiste aber war schon damals abhanden gekommen oder zugrunde gegangen, wie das Kruzifix in der Flasche, das schon bei einer Revision im Jahre 1788/89 vermißt wurde. Einiges ist auch der Gymnasialbibliothek geblieben und befindet sich in der heutigen Stadtbibliothek. Mögen alle diese Gegenstände hier noch genannt werden.

1.2. Zwei große Himmels- und Erdgloben von Wilhelm Bläu 1622.

Geschenkt 1716 IX 23 von dem Burggrafen und Protoscholarchen Isaak Feierabend († 1724). — Willem Janszoon Bläuw, auch Cäsius genannt, † 1638 in Amsterdam, Buchdrucker und Gelehrter, Mechaniker und Mathematiker, Herausgeber von geographischen Kartenwerken und Verfertiger von durch Sauberkeit der Ausführung und Genauigkeit ausgezeichneten Erd- und Himmelsgloben. (Konversf.-Lex.). — Prof. Jak. Woit Bibliothekar von 1709—21, ließ 1717 das Wappen des Stifters malen und 1718 zwei lederne Decken zu ihrem Schutze anfertigen.[1]) Nenchen sah sie so: „Gegen Mittag zu stehen 2 große Globi mit rotledernen Decken und des Herrn Feierabends Wappen als der sie hierher geschencket."

3.4. Zwei Himmels- und Erdgloben, dem Rat gewidmet, von Joh. Friedr. Endersch.

Vom Magistrat 1740 III 21 der Bibl. überwiesen. Praeco I, 247. Nur der Himmelsglobus bei Dorr, S. 121, N. 30, wo aber die Bemerkung, wonach nur die Nrn. 26—29 u. 31 aus dem Gymn. stammen sollen, wohl auf Irrtum beruht; gerade Nr. 30 stammt zweifellos aus dem Gymn., wogegen Nr. 31 in den Gymn.-Verzeichnissen nicht vor-

kommt. Vielleicht ist Nr. 31 der Conventsche Globus Seidl. VII, 26. — Endersch hat zweimal einen Himmels- und einen Erdglobus angefertigt, 1740 (dem Rat gewidmet) und 1750 (dem König von Polen gewidmet). Die Angabe bei Dewitz, Documenta diversa Elbingensia, und Paul Hohmann, Zur Biographie des Elbgr. Kupferstechers Joh. Friedr. Enders, Elbgr. Jb. Hft. 9 (1931), S. 142: „1750, 11. August, Präsentirte Herr Endters zu Rathause seine ersten Globi", bedarf daher der Berichtigung. — Die Bibliothek besaß im Ganzen 6 Globen, nämlich 1) die beiden von Bläu 1622, 2) zwei kleinere (wohl die von Grünwich um 1600 und von Urinus 1700 geschenkten Himmelsgloben), und 3) von Endersch: „Par globorum minorum (augenscheinlich die von 1740, denn die von 1750 waren mit den Bläuschen gleich groß) cum variis noviter inventis circulis aereis pp pyxidibus nauticis pp." Kat. a. d. 18. Jh., S. 15. — Im Jahre 1869, aber schon nach Vollendung des Drucks des Seidlitzschen Katalogs, kamen aus der Gymn.-Bibl. ins Museum: „4 alte Globen nebst Gestellen; sehr zerbrochen und beschädigt." (Seidl. VII, 84). Es ist nicht deutlich, welche vier gemeint sind; sicherlich die beiden Bläuschen; aber welche von Endersch? Die von 1740 oder die von 1750? Merkwürdig ist, daß die beiden letzteren weder im Praeco noch im Kat. a. d. 18. Jh. zu finden sind.

5. Systema copernicanum, vulgo Die Planeten-Maschine, von Endersch.

Von ihm selbst 1764 III 22 geschenkt, wobei er ihren Wert auf 120 Gulden angab. Praeco II, 12. Er hatte sie 20 Jahre früher angefertigt: Jakob Woit, Erläuterung des in Kupfer vorgestellten Modelles des Systematis Copernicani, so 1744 in Elbing von Joh. Fr. Endersch erfunden worden. Elbing 1745. 8. Stadtbibl. Fuchs, Beschr. II, 93. Nicht mehr vorhanden.

6. Eine ähnliche Maschine, zur Veranschaulichung der Sonnenfinsternis vom 25. Juli 1749. Von Endersch. Praeco I, 278 („novum artis suae mechanicae Systema, eclipsin solarem ... repraesentans"). Kat. a. d. 18. Jh., S. 15. („Systema Eclipseos solaris" etc.).

Von ihm selbst geschenkt 1749 X 28. — Vgl. Hft. 15, S. 295, Nr. 8.

7. Eine gleichartige von der Sonnenfinsternis vom 1. Apr. 1764. Von Endersch. Praeco II, 16. Kat. a. d. 18. Jh., S. 15 („Imago Eclipseos solaris" etc.).

Von ihm selbst geschenkt 1764 IV 25. — Vgl. Hft. 15, S. 295, Nr. 2.[2])

8. Durchgang des Merkur durch die Sonne am 5. Novb. 1743. Kupferstich von Endersch. Fehlt im Praeco. Kat. a. d. 18. Jh., S. 15 („In Kupfer").

Jakob Woit, Astronomische Abhandlung des so merkwürdigen Phaenomeni des Durchganges des Mercurius durch die Sonne, welcher 1743 zu Elbing ist observiret worden. Elbing o. J. (1744) 4. Stbibl.

9. Durchgang der Venus durch die Sonne am 6. Juni 1761. Kupferstich von Endersch. Praeco II, 16. Kat. a. d. 18. Jh., S. 15 („In Kupfer").

Von ihm geschenkt 1764 IV 25. — 2 Bl. 4. mit handschftl. Text. Stbibl.

10. Sphaera armillaris Copernicana, gestochen. Kat. a. d. 18. Jh., S. 23.

Armillarsphäre = Ringkugel, eine aus mehreren Ringen zusammengesetzte Kugel, welche den Zweck hat, die vorzüglichsten himmlischen Kreise darzustellen, und von den Astronomen benutzt wurde, um den Ort der Gestirne am Himmel zu bestimmen. (Konvers.-Lex.).

11. Imago perpetui mobilis aere expressa. Autore Ulrico de Cranach.
Geschenk des Ratsherrn Ernst Horn († 1724) 1711. Vgl. Neubaur, Kat. d. Stbibl. II, 327: „Ulrich de Cranach Collonel et G. Ingen fec. et excud. 1664. O. O. fol."
12. Ein Fernrohr in Form eines Spazierstocks („Tubus opticus, baculi ambulatorii formam referens"). Kat. a. d. 18. Jh., S. 15.
13. Ein Meilenmesser, von dem Prediger an St. Marien, Peter Schumacher, († 1776) erfunden und gefertigt.
Von ihm geschenkt Nov. 1775. Praeco II, 74.
14. Eine Elektrisiermaschine. Praeco II, 61. Kat. a. d. 18. Jh., S. 11.
Geschenkt 1773 VII 15 von dem Canonicus officialis et Praepositus Elbingensis Jos. Langhanig († 1774. Abr. Grübnau nennt ihn Canonicus honorarius Ecclesiae Chathedralis Chelmensis. Handschr. Ergzgn. zu Tolck. Lehrer-Ged.) Im Museum.
15. Ein Microscopium anglicanum sive Drebbelianum. Kat. a. d. 18. Jh., S. 15.
16. Anatomia maris ex ebore... efficta.
17. Anatomia foeminae gravidae ex ligno.
18. Anatomia sive facies auris humani ex ebore ... formata. Praeco I, 245.
Geschenke des Mitgl. d. 2. O. Heinr. Döring (bekannt durch den sog. Bürgerprozeß, † 1767. Toeppen, Gesch.-Schrbr., S. 146 oben), „ex legatione ad aulam Berolinensem redux."
19. Zwei verdorrte Hände, „davon eine im Closter 1709 in der Mauer gefunden worden". Nenchen a. a. O. Manus hominis arida, in muro claustrali A. D. 1710 inventa. Manus hominis itidem arefacta, sed pollice truncata, in agro prope Elbingum reperta. Kat. a. d. 18. Jh., S. 7. Fehlen im Praeco.
20. Drei Alraunen, „so in dem alten Archive auf dem Rathause gefunden worden, als
Ein Alraunmännchen, ohne Haar, so von Wachs zu sein scheinet,
Ein aus einer Wurzel (vielleicht brionian[3]) Wurzel) geschnittenes Männchen mit langen Bart- und Kopfhaaren,
Eine veritable Alraunenwurzel (Mandragora) mit 2 Enden, so über einander liegen." Praeco II, 62. Wenig abweichend im Kat. a. d. 18. Jh., S. 10.
Der Direktor des kaiserl. Museums in Paris, Denon, ließ zwei davon, die er für indische Fetische gehalten zu haben scheint, mit anderen Gegenständen nach Paris schicken, von wo sie nicht wieder zurückkamen. Fuchs, Beschr., II, 98. Merz, Gesch. d. Gymn.-Bibl. IV, 18.
21. Ein vom Caneelbaum abgeschnittener Stock, dessen Rinde den Zimmetgeschmack noch nicht verloren.
Geschenkt 1763 XII 29 von Mart. Sam. Grüttner, Mitgl. d. 2. O., Kfm. u. Mälzenbr. († 1794).

22. „Holtz, das zu Stein worden". Nenchen, Chronik.

23. Eine polierte Steinplatte mit einem Naturspiel. Consign. libr., 22.

Geschenk des Rektors Koitsch († 1734). Prof. Jak. Woit (1709—21 Bibliothekar, † 1764), ließ sie in Blei fassen, da sie zerbrochen war. — Es war wohl ein ähnliches Naturspiel, wie das Stück Ruinenmarmor sie aufweist, das Carl Theodor Zamehl 1690 der Marienkirche schenkte. (Fuchs, Beschr., II, 323) und das im Vorraum der Sakristei heute noch zu sehen ist. Die Marmorierung zeigte dem phantasievollen Beschauer eine türmereiche Stadt, wobei man an Elbing dachte.

24. Indisches Brot. Kat. a. d. 18. Jh., S. 8: Panis Indicus, ex radicibus ad figuram placentae factus.

25. Ein Stück von einer papierenen Bombe. Ebda. S. 12.

26. Drei Ringe. Ebda. S. 11.

a) Annulus cupreus Moscoviticus.

b) Annulus ex Sinensi lapide (Speckstein dicto) rudi arte effictus.

c) Annulus argenteus veterum Prussorum in semet implexus.

27. Christus am Kreuz. Gerahmte Federzeichnung von Matthias Buchinger, der ohne Hände und Füße geboren war. 1700.

1710 geschenkt von dem Lehrer am Gymnasium Jakob Emcke († 1721) Praeco I, 180.

28. Bildnis des 1735 in Königsberg ohne Hände und Füße geborenen Joh. Jak. Everth.

1762 VIII 18 geschenkt von dem Sekundaner Joh. Heinr. Ammelung, dem späteren Chronisten. Praeco I, 354. Kat. a. d. 18. Jh., S. 17. — Eine Probe seiner Schrift von 1761 in der Hs. F. 34 der Stbibl.

29. Gemaltes Bildnis des ohne Hände geborenen Thomas Schweicker, wie er mit dem Fuße schreibt („uti manibus truncus scribit pedibus"), mit einer Probe seiner Schrift auf der Rückseite. Praeco I, 95.

1711 geschenkt von dem Ratsherrn Ernst Horn († 1724).

30. Bildnis Luthers in Kleinschrift.

Nenchen a. a. O. („... doch sind seine Haare, Gesicht und ganzer Leib von lauter Buchstaben, welche die Augsb. Confession in sich halten. In der Hand hat er ein Buch darauf stehet: Sacra Biblia, am rechten Arm Verbum Dei, am linken: Manet in aeternum"). — In der Stbibl.

31. Grundriß des Gymnasiums von Kretschmer. Kat. a. d. 18. Jh., S. 23.

Zu dem Modell Hft. 15, S. 304, Nr. 103 gehörig („cum ejusdem ichnographia"). Vielleicht das Urbild des Grundrisses von Jak. Woit. Toeppen, Ausbr., 49.

32. Ein Kupferstich, den Westfälischen Reichsfrieden vorstellend.

B. Werner, Allegorische Darstellung des durch den Westfälischen Reichs-Frieden beruhigten Deutschlands. C. Fritsch sculps. Hamburgi 1734. 4. Stbibl. Neubaur, Kat., II, S. 329.

33. „Eine Kupferplatte von der Stadt Elbing, de anno 1635, zum Abdruck zu gebrauchen.“ Praeco II, 48. Kat. a. d. 18. Jh., S. 13 („in 4 to majore gestochen“).

Geschenkt 1770 IV 21 von dem Mitgl. d. 2. O. Isaak Feyerabend aus der am 18. Apr. abgehaltenen Auktion der Bibliothek seines Schwagers, des Rechtsanwalts Boyen. — Ältester Stadtplan von Joh. Baß oder Jak. Hoffmann. Vgl. Toeppen, Ausbr. S. 10.

34. Kupferplatte mit dem Bildnis des Sen. Min. Daniel Rittersdorf († 1770). Zum Titelbild seiner Leichenpredigt. 1772 V 2 von seiner Witwe, Anna Elisabeth geb. Jacobsen, geschenkt. — In der Stbibl. Kat. II, S. 327.

35. Modell der 1765 VI 11 am Huldigungstage zu Ehren des Königs Stanislaus August im Schützengarten („in publico honoratiorum horto“) von der löblichen Brüderschaft der langen Rohrschützen („Societas sclopetariorum“) alter Stadt veranstalteten Illumination. Praeco II, 70.

1774 V 16 von dem Verfertiger, Glaser Benjamin Dachs in Elbing, geschenkt. Das Modell war mit Kerzen zu erleuchten zur Erhöhung der Illusion („ita instruxit, ut beneficio candelarum illuminatio illa ... variis coloribus distincta, in hypocausto ... praesentari possit“). Dasselbe in einem Kupferstich von Friedr. Hampe. Toeppen, Ausbr., 49.

36. Illumination zu Ehren Friedrichs IV. Königs von Dänemark (1699—1730). Kat. a. d. 18. Jh., S. 23. — Stbibl. Neubaur, Kat. II, 323: „D. D. u. J.“

37. Die Spitze von dem Elbingschen grünen Thurm [der St. Nikolaikirche], darin ao. 1736 d. 25. Dez. der Donner eingeschlagen und ihn gezündet. Kat. a. d. 18. Jh., S. 23.

Kupferstich von Endersch, gerahmt. Stbibl., Direktorzimmer. Toeppen, Ausbr., S. 35, oben.

38. Delineatio Geometrica Civitatis Elbingensis sub Gustavo Adolpho 1655 [!] munita. Kat. a. d. 18. Jh., S. 24.

Kupferstich von F. Lapointe aus dem 1696 in Nürnberg erschienenen Werk von Sam. Pufendorf: De rebus a Carolo Gustavo gestis. Toeppen, Ausbr., S. 25.

39. „Ein länglich Kupferstich, darauf Wladislaw IV. Rex Poloniae präsentiert wird, wie er 1636 d. 13. Febr. die neue Fortifikation der Stadt zu besuchen, in Elbing einziehet.“ Praeco II, 65. Von Johann Baß.

1780 XI 23 geschenkt von dem Stadtrat Geo. Friedr. Hennings (späteren Bgmstr., † 1806. — Gymn.-M. 1741, 10). Toeppen, Ausbr., 12. Stbibl., Direktorzimmer.

40. „Aaron, der Landprediger in der malabarischen Mission, ein geborener Schwarzer.“ Kat. a. d. 18. Jh., S. 21.

Kupferstich in gr. 8. Ganze Figur. Stbibl. Neubaur, Kat., II, 321: „Rev. Dom. nat. Cudaloriae 1695, ordinatus 1733, Trankenbariae 1744.“ Gehört zu den Gegenständen, die der Missionar Klein aus Trankebar hierher sandte. Vgl. Hft. 15, S. 303, Nr. 100.

41. Bildnis des Danziger Prof. Barth. Keckermann, † 1609. Kat. a. d. 18. Jh., S. 18. Ölgemälde im Rahmen. Stbibl., Direktorzimmer.

42. Doppelbildnis Luthers und Melanchthons. Kat. a. d. 18. Jh., S. 18.
Geschenkt 1610 von dem Ratsherrn Franz Eske († 1642). Nenchen a. a. O. „An cüriösen Bildern fehlet es auch nicht, denn nicht weit von diesem hänget ein Bild am Balken auf Holz gemalet, welches den D. M. Luther, wenn man es recht ansiehet, präsentieret, siehet man aber von der Seit, ist es Phil. Melancht." Stbibl., Direktorzimmer.

43. Bildnis des Burggrafen Joh. Sprengel von Röbern († 1602), auf Holz gemalt. Praeco I, 190.
1711 I 23 von dem Lehrer am Gymnasium und Kantor Joh. Harnack († 1735), der eine Urenkelin zur Fau hatte, geschenkt. Über Sprengel, der schon bei der Gündung des Gymnasiums 1535 unter Gnapheus tätig gewesen war („cujus praeclara olim fuit opera in extructione Gymnasii") und noch die Neugründung 1598 unter Joh. Mylius erlebte, auch mehrmals das vakante Rektorat versah, vgl. Neubaur, Aus der Gesch. d. Elbgr. Gymn. 1897, Progr. d. Realgymn., S. 6. 19. 25 f. — Das Bild wird zuletzt von Merz 1841 erwähnt (Gesch. d. Gymn.-Bibl. II); Neubaur (Kat. d. Stbibl. II, 1894) nennt es nicht mehr.

44. Bildnis des Rektors Joh. Mylius († 1629), Praeco I, 64.

45. Bildnis des Rektors Mich. Mylius († 1652). Ebda.
Geschenke des Konrektors, späteren Rektors Friedr. Hoffmann († 1673), der die Witwe von Mich. Mylius zur Frau hatte.

46. Bildnis des Rektors Friedr. Hoffmann. Praeco I, 170.
Geschenk des Pfarrers von St. Marien, Joh. Nagel († 1732) 1715, „mit Zustimmung der Tolckemitschen Miterben"; der Senior Nik. T. war Hoffmanns Schwiegersohn.

47. Bildnis des Rektors Chrn. Jak. Koitsch († 1734). Praeco I, 238.
Geschenk des Arztes D. M. Samuel Laurentz († 1757) 1737, des Stiefsohnes von Koitsch.
Diese Rektorbildnisse waren 1865 nicht zur Abgabe an das Museum bestimmt gewesen, sind aber später, vielleicht 1882, als das Gymnasium nach der Kgbgr. Straße übersiedelte, ins Rathaus, wenn auch nicht ins Museum gekommen, wo sie mit andern alten Bildnissen in Diensträumen Platz fanden. Dort befanden sie sich wieder, als das Museum nach Beendigung des Rathaus-Neubaus aus der Kalkscheunstraße ins Rathaus zurückkehrte und Dorrs „Führer" gedruckt wurde (1903). In den letzteren wurden sie, vermehrt um das Bildnis des Rektors König, aufgenommen, in Voraussicht ihrer unmittelbar bevorstehenden Übernahme; diese verzögerte sich jedoch dadurch, daß sie vorher restauriert, einige auch mit Rahmen versehen werden sollten.[4]) Diese Wohltat sollte nun auch den andern alten Ölbildern, und diesen in erster Linie, zugute kommen, und den Auftrag des Magistrats erhielt der Bildnis- und Landschaftsmaler P. E. Gabel, der damals in Elbing wohnte. Er schreibt darüber unterm 25. Jan. 1909: „Wie mir s. Z. diese Bilder übersandt wurden, kamen mit dem Transport irrtümlicherweise auch die alten Porträts zweier ehemaliger Elbinger Gymnasial-Rektoren mit. Diese Bilder, an welchen seit ihrer Geburt auch nichts geschehen ist, weder gereinigt noch sonst irgend etwas, gehen auch dem Verfall entgegen, d. h. sie werden sozusagen vom Schmutz aufgezehrt." Gabel restaurierte auch diese und sie kamen in das Dienstzimmer des Stadtbaurats Braun, in welchem sie sich vorher befunden hatten, wieder

zurück. Dorr schreibt in einem Bericht vom 30. Dez. 1910: „Für die Rektorenbilder ist . . . . kein Raum im Museum, und sie sind in den verschiedenen Bureaus gut aufgehoben." Dies änderte sich erst 1924, als das Museum in das Industriehaus Hl.-Geist-Straße 4 umzog. Dort befinden sich jetzt die Bildnisse der beiden Mylius, König und Koitsch; die von Hoffmann und Seyler sind in der Stadtbibliothek, Kopien von Ernst Kossol im Gymnasium, Abbildungen im Elbgr. Jb. Hft. 14, Abt. 2, Taf. XXV. XXVI.[5])

48.49. Zwei Bildnisse des Pfarrers Cyriakus Martini († 1682, zuletzt an St. Marien). Ölgemälde im Rahmen. Kupferstich von Joh. A. Boeser unter Glas und Rahmen. Praeco I, 302.

Geschenke seines Enkels, des Primaners Joh. Jak. M. (* 1735 in Fürstenau, Gymn.-M. 1742, 25) 1754 XII 13 der Stich, das Ölbild später. Beide in der Stbibl.

50. Bildnis des Pfarrers an St. Marien Ephraim Liebmann († 1747). Ovales Ölgemälde im Rahmen. Praeco II, 20.

Geschenk des Arztes D. M. Joh. Heinr. Thomas († 1775) 1765 V 2. — Im Ausgabezimmer der Stadtbibl.

51—53. Bildnisse
Amos Comenii
Henrici Nicolai († 1661. Tolck. 331),
Jo. Jac. Rhodii († 1727. Tolck. 311),
Gymn. Professorum. Kat. a. d. 18. Jh., S. 17.

Wahrsch. Kupferstiche. Der von Comenius soll sich unter Glas und Rahmen im Museum befinden. Von den beiden andern fehlt jede Spur.

Anmerkungen

[1]) Die Quittungen der beiden Handwerker sind uns in der Hs. F. 36 der Stbibl. erhalten. Sie lauten:

Anno 1717: d. 23. Decembr.

Auß Belieben deß Hrn. Professor Woyten: Zwey wapen gemahlet, Auff pergament. Davon empfangen 2 fl.

Jacob Kriechmell: Mahler
in Elbing

Auf des Herrn Profeser Woit Begegren [so!] habe ich dem Hrn. gemacht Zwey Rodt Lederne Dekken*) dar for Bekommen fl. 9.
ich Bedanckte mich freindlich richtige Bezahlung
verbleye dinstwillister

Johann LangenBucher
Hanschumacher

Elbing d. 14 fer.
Anno 1718

*) Zusatz Woits: Zu den großen globis auff der Bibliotheca Gymn. Largiente Magnifico Dno. Protoscholarcha I. F.

Möglicherweise war das bei Seidlitz VII, 63 genannte, in Leinen gewickelte „große Stück Leder" eine dieser Decken.

[2]) Ein Tellurium von Endersch vom Jahre 1747 kam 1908 aus der Oberrealschule ins Museum. Rep. Akten A 259, Hft. 3, 301 im St.Arch. („Funktioniert nicht.“ Dorr).

[3]) Begonien.

[4]) Ein 1908 von dem Rathaus-Kastellan Frank aufgestelltes Verzeichnis der im Rathaus befindlichen Gemälde nennt u. a.: Im Zimmer 25 (Gewerbegericht): 2 Ölporträts mit schwarzen Holzrahmen, Direktoren des Gymnasiums. Im Zimmer des Stadtbaurats: 1 Ölporträt mit schwarzem Holzrahmen, 2 desgl. ohne Rahmen. — Nur das kleine Bildnis von Mich. Mylius im achteckigen Rahmen kam 1903 wirklich ins Museum.

[5]) Rep. Akten im StArch. A 259, Hft. 3, Bl. 328. 336. 337. 339. 419.

Flurnamen der Dorfgemarkung Succase

Von Georg Wichmann

Mit einer Karte (Tafel VIII).

Die folgende Aufstellung der Flurnamen der Dorfgemarkung Succase ist unter Beteiligung älterer eingesessener Bauern erfolgt. Erwähnt muß hier auch werden, daß die Succaser Feldflur um das Jahr 1800 nur etwa 1 Hufe groß ist. Durch spätere Umgemeindungen gibt die Gemeinde Lenzen an Succase mehrere Grundstücke ab, und so erhält Succase eine wesentliche Erweiterung seiner Gemarkungsgrenze. Aus diesen Besitzverhältnissen erklärt sich dann auch die Bewirtschaftung einzelner Fluren durch Lenzener Bauern bis in die neuere Zeit hinein.

Wer von der Panklau-Cadiner Chaussee her nach Succase hineinkommt, passiert „dat Klei" (das Klei). So bezeichnete man den alten Landweg, der vom Gasthause Quintern zur Cadiner Chaussee hinaufführte. (s. Karte Ziff. 1). Während und nach dem Weltkriege wurde er als Chaussee ausgebaut. Der alte Weg hatte an mehreren Stellen lehmigen Untergrund, der bei nasser Witterung so stark aufweichte, daß er kaum zu passieren war. Dieser schlickigen oder „kleiigen" Beschaffenheit hat der Weg wohl seinen Namen zu verdanken. — (Das Wort „kleiig" ist heute hier nicht mehr im Sprachgebrauch.) Heute geht man trocknen Fußes „opp dat Klei." Die Lenzener Bauern fahren heute mit ihren Heufuhren, die sie von ihren Haffwiesen holen, leichter über die Kleichaussee als auf dem alten Wege. Neben dem Klei fließt „önn der Kleigrund de Kleibeek".

Vom Klei südwärts abzweigend führt zwischen den Obstgärten des Gastwirts Quintern hindurch ein Weg über den Kleibach „dörch dat Hock." (s. Karte Ziff. 2). Das Hock war früher Gestrüppwald und wurde als Waldweide genutzt. Die Lenzener Bauern ließen hier durch einen Hirten ihre Jungrinder und Fohlen hüten. Über Nacht wurden sie in das Hock eingetrieben, das aus versetzbaren Horten (Hürden) bestand. In den Hockstellen sammelte sich der Dung, der untergepflügt wurde. Die Instleute setzten hier Kartoffeln. Die Waldweide bestand bis etwa 1850.

Östlich vom Hock liegen die „Veerhowe". „Opp de Veerhowe" wohnt der Bauer Gottfried Dobrick. Obwohl sein Besitztum nur ca. 21 ha umfaßt, ist er

„de Veerhäw'scher". Früher hatten hier die Lenzener Bauern Michel Dobrick, Gastwirt Blietschau, Michel Blietschau und Gehrmann je eine Hufe Land und Wald. Bis auf das Dobrick'sche Grundstück gingen die Vierhufen in den Besitz des Freiherrn von Minnigerode über und liegen heute in Wald. (Karte Ziff. 3).

Das Grundstück des Bauern Karl Bollow, früher Michel Stobäus, ist „dat Schlangesoll". Der Name kann hier nicht ganz gedeutet werden. Das ganze Grundstück war früher Wald und beherbergte infolge seiner warmen Lage reichlich Schlangen; das „soll" ist heute nicht mehr im Sprachgebrauch. Das Schlangensoll wurde um 1845 vom Gottfried Stobäus'schen Grundstück Lenzen abgetrennt. (Karte Ziff. 4).

Von den Karpfenteichen führt „De Sandwäg" nach Lenzen hinauf, der auch Kirchenweg ist. An seiner Einbiegung in den Hohlweg liegt „Dat Doodestroh". Vor Entstehung der Chaussee gingen diesen Weg auch die Leichenzüge. Am Totenstroh wurde das doppelt gebundene Bündelchen Totenstroh, das der Tote unter dem Kopfe gehabt hatte, niedergelegt. Die letzte Niederlage erfolgte im Kriege 1918. Die wenigen Leichenzüge, die über das Klei gingen, legten ihr Totenstroh an der linken Wegekante an der Waldgrenze nieder. (Karte Ziff. 5).

An dem Sandwege liegen die 3 Grundstücke Hohmann, Böhnke und Gehrmann, die man als „am Sandbarg" liegend bezeichnet. Das Zentrum dieser Sandberge ist das Grundstück Hohmann. Dieser Sandberg war so unfruchtbar, daß er früher, ehe Hohmann sein Haus darauf baute und ihn bearbeitete, wüst liegen blieb. (Karte Ziff. 6).

Ein anderer alter Kirchenweg, wenn auch weniger benutzt, war „de Röchtstieg". Dieser Richtsteig zweigte sich am Hause des Bauern Wilhelm Döll ab, führte durch eine Talsenke über das Land des Bauern Kuhn, Lenzen, (genannt Berg-Kuhn) rechts am Sandberg vorbei und mündete am Galgenberg in den Sandweg ein. Der Bauer Döll sperrte diesen Weg um 1870. Heute wird dieser Weg nicht mehr als Kirchenweg benutzt. (Karte Ziff. 7).

Am Südausgange des Dorfes nach Reimannsfelde lag ein Grund, der von dem Chausseebett zugefüllt ist und von den Dorfbewohnern „de Schwienhocksgrund" genannt wurde. Dieser Schweinhocksgrund war eingezäunt und hatte einen starken Rotbuchenbestand. Die anliegenden Bauern trieben dort ihre Schweine hinein. In den 80er Jahren schlug man den größten Teil der Buchen; die letzten fielen beim Chausseebau. (Karte Ziff. 8).

An der westlichen Seite des Schweinehockgrundes liegt „de Barkebarg". Der Birkenbestand ist nicht mehr vorhanden. Der Pflug zieht Furchen durch dürftiges Ackerland. Nur am Grenzrain stehen noch vereinzelte Birken. (Karte Ziff. 9). Über den Birkenberg führte „de Barkewäg", der heute noch teilweise

vorhanden ist. Er war schwer befahrbar. Eine starke Steigung begann in der Nähe des Schmidtschen Parkes. Der Weg wandte sich hier nach Süden. Die Bauern machten hier mit ihren schweren Heuwagen eine kurze Ruhepause und ließen die Pferde verschnaufen. Sie nannten diese Stelle nach dem in der Nähe gelegenen Eichenhügel „am Eekehäwel". (Karte Ziff. 10). Der Eichenhügel liegt im Schmidt'schen Park, und von dem einstigen Eichenbestand sind nur noch wenige schwache Stämme außer Rotbuchen vorhanden.

An der Grenze Hohenhaff—Succase mündet nach dem Haff hin ein kleiner Grund, „de Poapkeglepp". Vor der Poapkeglepp war Sumpf und Schilf, für die „Poapkes" (Wildenten) eine ideale Brutstätte. Aus diesem Sumpf ist durch Aufschüttung schönes Wiesenland geworden. Die letzte Ecke vor der Glepp wurde im Frühjahr 1938 aufgeschüttet. (Karte Ziff. 11).

Der Dorfteil vom Kreispflegeheim bis zum Südausgange des Dorfes heißt im Volksmunde „Speckwinkel". Die Entstehung des Namens ist nicht sicher zu erklären. Man will den Namen darauf zurückführen, daß die Bauern dieses Dorfteiles immer besonders große und fette Schweine besaßen. (Karte Ziff. 12).

Neben der Schule liegt „dat Ellerbrook", ein quelliges Stück Land, in welchem der Gastwirt Kuck einen Sammelbrunnen für Trinkwasser gebaut hat. Dort war Sumpf mit Erlenbestand. Die Frauen bleichten hier ihre Leinen. Vor etwa 70 Jahren ließ der Bauer August Döll das letzte Erlengesträuch roden, entwässerte den Sumpf und nahm ihn unter den Pflug. (Karte Ziff. 13).

Gegenüber dem Hause des Bauern Ernst Bollow erhebt sich ein runder Berg, „de Franzosebarg". Die Herkunft des Namens ist dunkel. Funde aus der Franzosenzeit hat er nicht erbracht. Vielleicht stellten die Franzosen, wie auch auf anderen hohen Bergen, hier ihre Wachtposten auf. (Karte Ziff. 14).

Beim Ellerwäldchen mündet die „Haffbeek" in das Haff. Sie nimmt auch die „Bormbeek" auf, welche in der Nähe des Schlangensolls entspringt. (Karte Ziff. 15).

Die vorstehend genannten Flurnamen sind im Sprachgebrauch der Dorfbevölkerung noch lebendig.

II. Berichte

Zwanzig Jahre Vorgeschichtsforschung im Regierungsbezirk Westpreußen*)

Von Bruno Ehrlich

Der Regierungsbezirk Westpreußen, der nach der Zerreißung der alten Provinz Westpreußen durch den Gewaltakt von Versailles die noch beim Reiche verbliebenen fünf Kreise Elbing, Marienburg, Marienwerder, Rosenberg und Stuhm umfaßte und verwaltungstechnisch zur Provinz Ostpreußen geschlagen wurde, besteht nicht mehr. Dafür ist nach der Niederwerfung Polens durch den Blitzkrieg 1939 unter Wiederherstellung der alten Provinz Westpreußen und Erweiterung durch neu gewonnene Gebiete der Reichsgau Danzig-Westpreußen entstanden, und die fünf östlich der Weichsel gelegenen Kreise der ehemaligen Provinz Westpreußen sind, auf verschiedene Regierungsbezirke verteilt, wieder in den Verwaltungsbereich zurückgekehrt, dessen Mittelpunkt Danzig ist.

Damit hat in der Geschichte der altpreußischen Provinzen ein für diese bedeutungsvoller Zeitabschnitt seinen Abschluß gefunden. Und wenn wir heute auf den verflossenen Zeitraum dieser zwanzig Jahre schweren Leidens in verschiedener Hinsicht Rückschau halten, so ist es wohl angebracht, auch in einem kurzen Überblick festzustellen, was die Vorgeschichtsforschung in diesen Jahren innerhalb des Regierungsbezirks geleistet hat, wie sie sich ihrerseits bemüht hat, durch ihre Forschungsarbeit mit dazu beizutragen, das Unrecht von Versailles auf friedliche Art wieder gutzumachen.

Wie neben dem Provinzialkonservator von Ostpreußen für den Restteil der alten Provinz Westpreußen das einstige Amt des Provinzialkonservators von Westpreußen in selbständiger Stellung für den Regierungsbezirk Westpreußen und einige Kreise westlich des Korridors bestehen blieb, so wurde für die vorgeschichtliche Denkmalpflege im Regierungsbezirk auf Grund der 1920 beschlossenen Ausführungsbestimmungen zum Ausgrabungsgesetz von 1914 in dem Ständigen Vertreter des Vertrauensmanns für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer im Regierungsbezirk Westpreußen eine selbständige Stelle neu geschaffen, deren ehren-

amtliche Leitung von dem Herrn Minister mir als dem damaligen Leiter des Städtischen Museums in Elbing und Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft übertragen wurde.

Die Vorgeschichtsforschung in Ostdeutschland stand damals vor ganz besonders verantwortungsvollen Aufgaben. Hatten doch die Polen bei den Verhandlungen, die zum Gewaltfrieden von Versailles führten, durch ihren Vertreter Dmowski, der Wilson gegenüber sogar von Drohungen Gebrauch machte, ihre maßlosen Ansprüche u. a. auch damit begründet, daß die von ihnen beanspruchten Gebiete nicht nur damals von einer überwiegend polnischen Bevölkerung bewohnt, sondern daß sie auch seit Jahrtausenden Urheimatgebiete der Slawen seien; erhoben sie doch auch, durch die Abtretung des Korridors an sie noch nicht befriedigt, noch weitere Ansprüche, die nach Osten hin sogar ganz Ostpreußen umfaßten. Eingehende Berichte hierüber liegen in den in Danzig von Prof. Dr. Recke herausgegebenen Ostland-Berichten vor.

Zwar erbrachten 1920 die Abstimmungen in den gemischtsprachigen Gebieten Westpreußens und in Masuren für die Gegenwart den vollen Beweis, daß die Bevölkerung in diesen Landesteilen überwiegend deutscher Abstammung war oder doch beim Deutschen Reich bleiben wollte. Auch konnte unser ostpreußischer Landsmann Gustaf Kossinna, der Altmeister der Vorgeschichtsforschung, schon 1919 in einer Abhandlung den Nachweis bringen, daß „das Weichselland ein Urheimatgebiet der Germanen" war und daß Slawen frühestens im 7. Jahrhundert n. Zw. in die von den Germanen zum Teil geräumten Gebiete eingewandert, daß aber auch dann die Gebiete östlich der Weichsel und nördlich der Ossa von dieser Einwanderung unberührt geblieben seien.

Aber manche Teile des umstrittenen Gebietes waren vorgeschichtlich noch wenig durchforscht, und zu diesen gehörte gerade zum großen Teil auch der besonders gefährdete Regierungsbezirk Westpreußen. Das Westpreußische Provinzialmuseum in Danzig, das damals etwa 50 Jahre bestand und zu dessen Bezirk auch die fünf Kreise östlich der Weichsel gehörten, hatte seine verdienstvolle Tätigkeit gerade diesen Grenzgebieten der Provinz, durch andere Untersuchungen zu stark in Anspruch genommen, nur gelegentlich zugute kommen lassen können. Eine größere planmäßige Erforschung war noch nicht erfolgt. Nur der Kreis Elbing, in dem die Elbinger Altertumsgesellschaft besonders unter Anger und Dorr Träger der bisherigen Ausgrabungen gewesen war, konnte schon eine gründliche vorgeschichtliche Erforschung buchen; nur hier befand sich im Städtischen Museum zu Elbing eine beachtenswerte vorgeschichtliche Sammlung, die aber freilich wegen unzureichender Museumsräume mehr magaziniert, als planmäßig aufgestellt war. Eine kleinere Marienwerderer vorgeschichtliche Sammlung war nach Danzig gekommen.

So war noch recht viel Arbeit zu leisten. Eine möglichst gründliche weitere Aufhellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse im Regierungsbezirk war aber umso dringender notwendig, als die polnischen Vorgeschichtsforscher unter Führung des damaligen Posener Professors Josef Kostrzewski, der einst in Berlin durch die Schule Kossinnas gegangen war, und von der polnischen Regierung durch reiche Mittel unterstützt, eine fieberhafte wissenschaftliche Tätigkeit entwickelten, um ihren weiteren Forderungen Nachdruck zu verleihen, was freilich mehr mit Fanatismus und tendenziösen Phantastereien als mit überzeugender Kraft geschah.

Die ganze Last der Arbeit ruhte zunächst in den ersten Jahren seit 1920 allein auf Elbing. Bald aber bekundete sich auch in anderen Teilen des Regierungsbezirks ein reger Eifer. Nicht nur, daß sich unter den nach den Bestimmungen des Ausgrabungsgesetzes auf Vorschlag des Vertrauensmanns vom Oberpräsidenten bestellten Pflegern allmählich tüchtige Hilfskräfte entwickelten, die sich eifrig bemühten, in ihren Bezirken frühere vorgeschichtliche Funde und Fundstellen festzustellen und neue zu ermitteln, sondern es wurden auch bald kurz hintereinander zwei neue Museen gegründet, deren Leiter sich gleichfalls vornehmlich auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung und der ihr nahestehenden Volkskunde betätigten. In Marienwerder gründete der Studienrat Waldemar Heym das einem Zweckverband der Kreise Marienwerder, Rosenberg und Stuhm und der Stadt Marienwerder unterstellte Heimatmuseum „Westpreußen", und in Marienburg der Leiter einer Berufsschule und damalige Stadtrat Konrad Voigtmann das Städtische Museum.

Während Studienrat Heym das von ihm gegründete Museum noch heute leitet, legte Voigtmann schon nach einigen Jahren verdienstvoller Tätigkeit sein Ehrenamt nieder, um in Königsberg Vorgeschichte zu studieren. Sein Nachfolger wurde zunächst der Berufsvorgeschichtler Dr. Nowothnig, und an dessen Stelle trat dann vor etwa 5 Jahren der Lehrer Alfred Ruppelt, der sich in Tillwalde, Kreis Rosenberg, als Pfleger seines Bezirks um dessen vorgeschichtliche Erforschung hochverdient gemacht hatte. Leider ist Ruppelt im Sommer 1940 gefallen, so daß das Museum gegenwärtig verwaist ist.

Alle drei Museen haben in dem genannten Zeitraum eine glänzende Entwicklung erfahren. Das Elbinger Museum, das in den ersten 60 Jahren seines Bestehens in immer nur unzulänglichen Räumen ein Wanderdasein geführt hatte, siedelte 1924 endlich in ein eigenes Haus über und hat für seine inzwischen gewaltig angewachsenen Sammlungen jetzt drei große Häuser zur Verfügung. Die gewaltige Ausdehnung des Museums und die Fülle der Aufgaben, die ihm besonders seit 1933 auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Ausgrabungen infolge der damals stark einsetzenden Notstandsarbeiten und der Anlage von Randsiedlungen erwuchsen,

machten es erforderlich, daß 1934 Dr. Werner Neugebauer, der in Breslau Vorgeschichte studiert hat, von der Stadt Elbing als wissenschaftlicher Assistent angestellt wurde. Als der Berichterstatter 1938 nach 22jähriger Tätigkeit von der Leitung des Städtischen Museums zurücktrat, wurde Dr. Neugebauer vollamtlich als Museumsdirektor sein Nachfolger. In dem gleichen Jahre wurde Dr. Neugebauer auch von dem Herrn Minister zum Vertreter des Berichterstatters in seiner Tätigkeit als Ständiger Vertreter des Vertrauensmanns des Regierungsbezirks bestellt. — Auch die beiden anderen Museen sind, nachdem sie lange unter unzureichenden Räumen zu leiden hatten, jetzt in angemessenen Museumsgebäuden untergebracht. So war es auch Alfred Ruppelt, der, wie erwähnt, leider im vorigen Jahre als Führer seiner Kompanie beim Sturm über die Aisne den Heldentod erlitt, noch vergönnt gewesen, die schönen Sammlungen in dem ehemaligen Logengebäude in mustergültiger Weise aufzustellen und auch noch die vorgeschichtlichen Kartotheken zum Abschluß zu bringen. Was Ruppelt neben seiner vollen Lehrtätigkeit und seiner regen Arbeit in der Partei für das Städtische Museum in Marienburg und insbesondere für die Vorgeschichtsforschung geleistet hat, sichert dem kerndeutschen Mann, der jetzt seine Treue durch den Tod besiegelt hat, ein bleibendes, ehrendes Andenken. Das Heimatmuseum in Marienwerder hat zwar für seine reichen Sammlungen jetzt auch hinreichende und schöne Ausstellungsräume, doch fehlt es dort immer noch an genügendem Raum für das Magazin.

In allen drei Museen legen die reichen vorgeschichtlichen Bestände in zeitgemäß geordneten und anschaulichen Schausammlungen, für den Forscher auch in gesonderten Magazinen mit übersichtlichen Inventarverzeichnissen und Kartotheken jetzt Zeugnis ab von den vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnissen im ehemaligen Regierungsbezirk Westpreußen. Sie sind ein Beweis für die hingebende Arbeit, die hier geleistet worden ist, eine Arbeit freilich, die in dem Ausmaße und mit dem Erfolge nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht der Herr Minister, die Provinz Ostpreußen und die örtlichen Verwaltungsstellen gleichfalls durch Bewilligung der erforderlichen Mittel ihr Interesse betätigt, und wenn nicht auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft für größere Ausgrabungen immer wieder reiche Beihilfen bewilligt hätte. Es sei nur erwähnt, daß in den letzten Jahren, wo freilich z. B. Elbing allein durchschnittlich auch etwa 250 Ausgrabungstage jährlich zu verzeichnen hatte, für Ausgrabungen im Regierungsbezirk durchschnittlich 15 000 bis 18 000 RM. zur Verfügung standen, Summen, an die in früheren Zeiten nicht zu denken gewesen wäre und an deren Aufbringung sich auch die örtlichen Stellen angemessen beteiligt haben, so vor allem die Stadt Elbing trotz ihrer zeitweise recht schwierigen Finanzlage. Es sei auch mit besonderem Danke erwähnt, daß

der Ständige Vertreter des Vertrauensmannes, als er noch hauptamtlich im höheren Schuldienst tätig war, zur Ermöglichung seiner ehrenamtlichen Tätigkeit jahrelang im Schuldienst wesentlich entlastet wurde und daß der Herr Minister und die Stadtverwaltung Elbing zu gleichen Teilen die Kosten für einen Vertreter trugen.

Über die Ergebnisse der Forschungstätigkeit ist in Kürze folgendes zu sagen. Außer zahlreichen Gräberfeldern wurde auch eine beträchtliche Anzahl von Siedlungen untersucht, und gerade hinsichtlich der Siedlungsgrabungen steht der ehemalige Regierungsbezirk Westpreußen im nordöstlichen Deutschland an erster Stelle. Wir kennen daher jetzt nicht nur die Bestattungsgebräuche der Urbalten, der Germanen und der Prußen, die nach- und nebeneinander hier siedleten, sondern auch ihre Wohnhäuser, ihre Siedlungsformen, ihren Hausrat, ihre Wirtschafts- und Arbeitsgeräte, ihre Waffen und ihren Schmuck. Ja, auch die ersten planmäßigen Ausgrabungen vor- und frühgeschichtlicher Burgen sind hier erfolgt. Wie im Elbinger Gebiet die von den Frühgermanen erbaute und später von den baltischen Prußen erneuerte Tolkemita, ferner die in den Kämpfen zwischen den Prußen und Ordensrittern heißumstrittenen Burgwälle von Woeklitz und seit 1937 auch die alte Ordensburg Elbing ausgegraben wurden, so hat Studienrat Heym durch Ausgrabung des Schloßbergs bei Unterberg und des Altschlößchens die frühesten ordenszeitlichen Burganlagen von Marienwerder erforscht.

In allen drei Museumsbezirken ist es möglich gewesen, Forschungslücken, die in der ganzen Provinz noch vorhanden waren und für einige Zeitabschnitte den Gedanken an Abwanderung und Siedlungsleere aufkommen ließen, auszufüllen. So weit wir jetzt schon urteilen können, ist unser Gebiet seit der jüngeren Steinzeit ständig bewohnt gewesen. Wo sich einzelne Verbindungen zwischen Zeitabschnitten und Kulturen noch nicht klar ergeben haben, ist mit einem gerade im Osten vielfach festgestellten längeren Nachleben alter Kulturen zu rechnen. Nacheinander sind hier seit der Mitte des 3ten Jahrtausends v. Zw. Einwanderungen aus dem Nordischen Kulturkreise, dem Ursprungsgebiet der Indogermanen und Germanen, erfolgt. Die ältesten Einwanderer fanden eine spärliche Urbevölkerung östlicher, aber nicht slawischer Herkunft vor, die sie überlagerten und mit der sie sich zum baltischen Urvolk vermischten. Seit etwa 1200 v. Zw. folgten nacheinander Einwanderungen der Frühgermanen (Bastarnen), der Wandalen, Burgunder, und Gepiden, mit den Burgundern gleichzeitig vielleicht auch der Rugier. Seit dem 6ten Jahrhundert n. Zw. rückten dann die baltischen Stämme der Prußen aus ihren ostpreußischen Ursitzen an die Weichsel vor und vermischten sich mit den im Lande verbliebenen Resten der Germanen, die zum größten Teil nach dem

Süden gewandert waren. In diesem jüngsten heidnischen Zeitraum erfolgten dann noch Handelsniederlassungen der Gotländer und schwedischen Wikinger. Seit 1230 nahm dann der Deutsche Ritterorden allmählich in erbitterten Kämpfen das Land in Besitz. Nach der negativen Seite ist zu bemerken, daß Spuren einer slawischen Besiedlung vor der Ordenszeit östlich der Weichsel und nördlich der Ossa an keiner Stelle zutage getreten sind.

Die Ausgrabungen im ehemaligen Regierungsbezirk Westpreußen waren schon an sich von einer weit mehr als örtlichen Bedeutung. Denn die Frage nach den vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnissen in den gefährdeten nordöstlichen Gebieten berührte das ganze Reich, ja auch das Ausland. Einige Ausgrabungen und Forschungsergebnisse aber waren ganz besonders von zwischenvölkischer Bedeutung. So wurden die Ausgrabungen des schnurkeramischen Dorfes in Succase an der Haffküste wegen ihrer Wichtigkeit für die Frage nach der Herkunft der Indogermanen sogar in der amerikanischen und japanischen Presse erwähnt. Die mehrjährigen Ausgrabungen in Elbing-Lärchwalde, nach denen eine Einwanderung von Germanen schon zwei Jahrhunderte früher erfolgt war, als bisher angenommen wurde, fanden auch in den nordischen Ländern starke Beachtung, ebenso die Untersuchungen des Studienrats Heym über die Völkerbewegungen der Germanen und Balten, die sogar schon genauere Abgrenzungen der Siedlungsräume ermöglichten. Noch lebhafter bekundete sich das Interesse der nordischen Länder gegenüber den Elbinger Ausgrabungen an der Scharnhorststraße und auf dem Neustädter Feld in Elbing, die mit dem Nachweis eines großen germanischen und prußischen Gräberfeldes und eines bedeutenden Wikingerfriedhofes im Weichbilde der Stadt selbst eine endgültige Lösung der Trusofrage brachten, zugleich aber auch lehrten, daß vor den eigentlichen Wikingern schon Gotländer als Siedler oder wenigstens als Händler ins Elbinger Gebiet gekommen waren. Diesem Interesse entsprach es auch, daß „Svenska Dagebladet" in Stockholm aus der Feder von Prof. Birger Nerman einen längeren Bericht über die Entdeckung des Elbinger Wikingergräberfeldes brachte und daß der Berichterstatter im Jahre 1937 auf Wunsch des Herrn Ministers und auf Anregung von schwedischer Seite beim I. Baltischen Historiker-Kongreß in Riga einen Vortrag über die Trusofrage im Lichte dieser neuen Ausgrabungen hielt. Das Interesse des Reichs aber bekundete sich darin, daß in demselben Jahre der Reichsbund für deutsche Vorgeschichte seine 4te Reichstagung in Elbing abhielt, eine glänzende Veranstaltung, die nach einem Besuch der Dreiländerecke ihren würdigen Abschluß in einer gastlichen Aufnahme der teilnehmenden Vorgeschichtler und Lehrer aus dem Reich durch Regierungspräsident von Keudell im großen Remter der Burg von Marienwerder fand.

Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Untersuchungen wurden aber auch sonst regelmäßig durch die Presse, durch Vorträge im engeren Bezirk und im Reich, sowie durch wissenschaftliche Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht. Diesem letzteren Zweck diente u. a. auch das im Jahre 1920 mit Unterstützung der Stadt von der Elbinger Altertumsgesellschaft neu begründete „Elbinger Jahrbuch", von dem bis jetzt 15 stattliche Hefte vorliegen. Zugleich bot sich damit für die Elbinger Altertumsgesellschaft die Möglichkeit, mit zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen und Museen des Inlandes und des Auslandes in einen Austausch der Schriften zu treten, wodurch die Elbinger Berichte und Abhandlungen weiteste Verbreitung fanden. Außerdem hat unser früherer Regierungspräsident, Dr. Budding, jahrelang ausländische Journalisten und Politiker nach dem Osten geholt, um ihnen an Ort und Stelle den Wahnsinn der in Versailles erfolgten gewaltsamen Grenzziehung zu veranschaulichen. Bei diesen Auslandsbesuchen hatten auch der Vertrauensmann und die Museumsleiter regelmäßig Gelegenheit, den Ausländern die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in Westpreußen zu erläutern und zu veranschaulichen.

Dr. Budding sowohl, wie seine Amtsvorgänger Graf Baudissin und Dr. Brauweiler und sein Nachfolger, Regierungspräsident v. Keudell, haben sich stets sehr warm und erfolgreich für die Förderung der vorgeschichtlichen Forschungen in ihrem Regierungsbezirk Westpreußen eingesetzt, so daß ihnen der größte Dank dafür gebührt.

In zwanzigjähriger Arbeit im Regierungsbezirk wurde ein scharfes geistiges Schwert geschmiedet zum Kampfe für eine auf friedliche Weise erstrebte politische Neuordnung. Die Feinde haben es anders gewollt. Jetzt hat der Führer mit Eisen und Blut die gerechte Neuordnung erzwungen. Daß diese Neuordnung aber wirklich gerecht ist, ergibt sich u. a. gerade auch aus einer Betrachtung der Siedlungsverhältnisse in den einst umstrittenen Gebieten nicht nur in der Gegenwart, sondern auch seit frühester Vergangenheit. In dieser Hinsicht glaubt auch die Vorgeschichtsforschung im einstigen Regierungsbezirk Westpreußen mit dem Nachweis der hier vorliegenden vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse nicht unwesentlich zur Klärung der Frage beigetragen zu haben.

Anmerkungen

*) Auch im „Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit", 1941, veröffentlicht.

Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Untersuchungen wurden aber auch sonst regelmäßig auch der Presse, durch Vorträge im engeren Bezirk und im Reich, sowie durch wissenschaftliche Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht. Diesem letzteren Zweck diente u. a. auch das im Jahre 1920 mit Unterstützung der Stadt von der Elbinger Altertumsgesellschaft neu begründete „Elbinger Jahrbuch“, von dem bis jetzt 13 stattliche Hefte vorliegen. Zugleich hat sich damit für die Elbinger Altertumsgesellschaft die Möglichkeit, mit zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen und Museen des Inlandes und des Auslandes in einen Austausch der Schriften zu treten, wodurch die Elbinger Berichte und Abhandlungen weiteste Verbreitung fanden. Außerdem hat unser früherer Regierungspräsident, Dr. Budding, jahrelang ausländische Journalisten und Politiker nach dem Osten geholt, um ihnen an Ort und Stelle den Wahnsinn der in Versailles erfolgten gewaltsamen Grenzziehung zu veranschaulichen. Bei diesen Auslandsbesuchen hatten auch der Verkehrsverein und die Museumsleiter regelmäßig Gelegenheit, den Ausländern die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in Westpreußen zu erläutern und zu veranschaulichen.

Dr. Budding sowohl, wie seine Amtsvorgänger Graf Baudissin und Dr. Brandweiler und sein Nachfolger, Regierungspräsident v. Keudell, haben sich stets sehr warm und erfolgreich für die Förderung der vorgeschichtlichen Forschungen in ihrem Regierungsbezirk Westpreußen eingesetzt, so daß ihnen der größte Dank dafür gebührt.

In zwanzigjähriger Arbeit im Regierungsbezirk wurde ein scharfes geistiges Schwert geschmiedet zum Kampfe für eine auf friedliche Weise erstrebte politische Neuordnung. Die Feinde haben es anders gewollt. Jetzt hat der Führer mit Eisen und Blut die gerechte Neuordnung erzwungen. Daß diese Neuordnung aber wirklich gerecht ist, ergibt sich u. a. gerade auch aus einer Betrachtung der Siedlungsverhältnisse in den einst umstrittenen Gebieten nicht nur in der Gegenwart, sondern auch sehr früher Vergangenheit. In dieser Hinsicht glaube auch die Vorgeschichtsforschung im ehemaligen Regierungsbezirk Westpreußen mit dem Nachweis der hier vorliegenden vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse nicht unwesentlich zur Klärung der Frage beigetragen zu haben.

Anmerkungen

*) Nach im „Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit“ 1941 veröffentlicht.

Die Ausgrabungen des Städtischen Museums Elbing von 1936 bis 1939

Von Bruno Ehrlich

Mit 17 Abbildungen (Tafel IX—XIV).

Die Ausgrabungstätigkeit des Städtischen Museums Elbing ist wieder sehr rege gewesen. Die Ausgrabungen begannen in der Regel, sobald der Boden frostfrei war, und wurden fast in allen vier Jahren mit nur geringen Unterbrechungen durchgeführt, bis der neue Winterfrost wieder Halt gebot. In einigen Jahren waren gegen 250 Ausgrabungstage zu verzeichnen. Im Jahre 1940 fanden keine größeren Ausgrabungen statt, da der Krieg gerade in dieser Hinsicht Beschränkung auf das äußerst Notwendige erforderlich machte.

Leider konnten neben den fast alle Kräfte und alle Zeit in Anspruch nehmenden Ausgrabungen die Reinigung, Konservierung, Ordnung und Inventarisierung der geborgenen reichen Funde und ihre wissenschaftliche Auswertung nicht in dem Maße durchgeführt werden, wie es wünschenswert gewesen wäre. So muß sich auch dieser Bericht auf das Allernotwendigste beschränken.

Succase. Die seit 1933 im Gange befindlichen Ausgrabungen des schnurkeramischen Dorfes, über die zuletzt im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1936, Heft 8—9, S. 206 ff. und im Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, 1936, S. 41 ff. ausführlicher berichtet worden ist, wurden 1936—1938 alljährlich in längeren Grabungsperioden fortgesetzt. Es wurden wieder mehrere Pfostenhäuser aufgedeckt. Von besonderer Bedeutung war die Feststellung, daß an einer Stelle drei, vielleicht sogar vier Häuser ziemlich an derselben Stelle übereinander lagen. Die Häuser unterschieden sich voneinander nicht nur durch die verschiedene Form der Herde, worauf in den früheren Berichten schon hingewiesen wurde, sondern auch durch ihre sonstige Anlage und z. T. auch durch die in ihnen gefundene Keramik. Während das in der untersten Schicht liegende Haus XIV zwei Herde der üblichen Form von Steinkränzen enthielt, bestand der Herd in dem in einer jüngeren Schicht darüber liegenden Hause XVII aus einer kreisförmigen Vollpackung von Steinen.[1]) In einer weiteren Schicht darüber wurde aber wieder ein Herd der alten Form aufgedeckt. Offenbar

hat sich also die alte Form des Herdes neben der jüngeren noch erhalten. Meine erste Annahme, daß der kreisrunde Herd schon germanisch sei,[2]) läßt sich nach späteren Beobachtungen sowohl in Succase selbst wie in Lärchwalde nicht mehr aufrecht erhalten. Beide Herdformen sind jetzt sowohl in Succase wie in Lärchwalde einwandfrei schon für die jüngere Steinzeit nachgewiesen (vgl. Nachrichtenblatt a. a. O. Taf. 45,2). Aber nur die Form des kreisrunden Herdes in Vollpackung hat sich bis in die großgermanische Zeit hinein herrschend erhalten. Sie ist aber nach den Beobachtungen in Succase zweifellos die jüngere. Denn die kreisrunden Steinpackungen finden sich nur in den oberen Schichten. Ebenfalls nur in den oberen Schichten tritt dann auch eine andere Bauart der Hauswände auf. Abweichend von der bis 1935 allein beobachteten Anlage von Doppelwänden aus dicht nebeneinander gestellten dünnen Pfosten oder Stämmen zeigten sich in den oberen Schichten Grundrisse, in denen wie bei den jungbronzezeitlichen germanischen Häusern in Lärchwalde stärkere Pfosten in weiterem Abstande das Gerüst der Wand bildeten. (Abb. 1). Die Keramik in diesen oberen Schichten ist schon stark bronzezeitlich durchsetzt. Es finden sich neben schnurverzierten Scherben schon vielfach einerseits künstlich gerauhte Scherben, andererseits Scherben von feinwandigen Gefäßen, wie sie der Bronzezeit eigen sind. Ob sich die ältere Art des Pfostenbaus in ähnlicher Weise, wie es für die Herde erwiesen ist, auch noch neben der jüngeren erhalten hat, ist zunächst nicht nachzuweisen. Die Ausgrabungen sind noch nicht abgeschlossen.

Tolkemit, Schweinelager. Die 1935 begonnenen Ausgrabungen konnten erst 1939 fortgesetzt werden. Es wurden bisher vier Pfostenhäuser aufgedeckt, die nach Herdform und Bauart den älteren Häusern von Succase entsprechen. Auch die Keramik und die andern Fundgegenstände zeigen engste Verwandtschaft mit Succase und dem weiter östlich gelegenen Wieck-Luisental. Auch diese schnurkeramische Siedlung dehnt sich noch weiter aus. Eine weitere Untersuchung ist dringend geboten, zumal die Uferhöhe durch Bau einer neuen Kunststraße gefährdet ist. Gegenwärtig ruhen die Arbeiten des Krieges wegen.

Schrifttum: B. Ehrlich, Schnurkeramische Pfostenhäuser bei Tolkemit. Mannus, Bd. 32, 1940, S. 44 ff.

Scharnhorststraße und Neustädterfeld, Elbing.

Wie das Jahr 1933 die Entdeckung der großen Siedlungen von Lärchwalde und von Succase brachte, so das Jahr 1936 die nicht weniger bedeutenden der Siedlungs- und Gräberfelder an der Scharnhorststraße und am letzten Tage des Jahres noch die des Wikingerfriedhofs auf dem Neustädterfeld in Elbing. An beiden Stellen handelte es sich wieder um Bergungsgrabungen im Zusammenhang mit der An-

lage neuer Randsiedlungen und Straßen. So konnten die Ausgrabungen leider nicht immer nach einem wissenschaftlichen Plan einheitlich durchgeführt werden, sondern mußten sich oft den Plänen der Bauleitungen und den Wünschen des Bauherrn anpassen.

In der Scharnhorststraße ergaben sich dabei zeitweise so große Schwierigkeiten, daß der Vertrauensmann die Vermittlung der Ortspolizeibehörde und der Partei anrufen mußte. Andererseits zeigte sich gerade, weil der Spaten gleich an verschiedenen Stellen des etwa 17 000 qm umfassenden Baugeländes zwischen der Königsberger und der Scharnhorststraße und der Nachrichtenkaserne angesetzt werden mußte, sehr bald, daß dieses Gelände in seiner ganzen Ausdehnung von vorgeschichtlichen Siedlungen und Gräberfeldern erfüllt war.

So wurden hier durch Grab- und Siedlungsfunde Besiedlungen von der jüngeren Steinzeit bis zur Ordenszeit festgestellt. In größerem Umfange konnten bisher Siedlungen der Frühgermanen, der Burgunden, der Goten-Gepiden und der Prußen in größerer oder geringerer Zahl ausgegraben werden. Da die Ausgrabungen, die bis in den Dezember 1939 mit einigen durch andere Untersuchungen gebotenen Unterbrechungen unter Aufbietung aller Kräfte ständig fortgesetzt wurden, noch nicht zum Abschluß gekommen sind, war es bisher leider auch noch nicht möglich, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Siedlungs- und Gräberflächen zu klären, die Übergänge von der einen Siedlungsperiode zur andern, so z. B. von der gotisch-gepidischen zur prußischen, festzustellen. Besonders ausgedehnt waren die Gräberfelder der Goten-Gepiden und der Prußen. Es handelt sich hier um viele Hunderte von Grabstellen, die von einer dichten Besiedlung gerade in dem ersten Jahrtausend n. Zw. Zeugnis ablegen.

Über die Siedlungen, die erst zum geringen Teil untersucht sind, ist noch nicht viel zu sagen. Aus frühgermanischer Zeit liegen fast nur Siedlungsgruben vor, die zum Teil von späteren Gräbern überschnitten sind. (Abb. 2) Für die prußische Zeit ist aber schon der Bau von Pfostenhäusern als gesichert anzusprechen.

Sehr klare Bilder ergeben sich von den Bestattungsgebräuchen der Germanen und Prußen. Es sind bisher einige Glockengräber der frühen Eisenzeit (Abb. 3), einige Burgundengräber mit den üblichen Beigaben an verbogenen Waffen, eisernen Gürtelhaken usw., vor allem aber Hunderte von Skelett- und Brandbestattungen der Goten-Gepiden und von Brandbestattungen der Prußen untersucht worden. Die gotischen Skelette lagen zum Teil in Baumsärgen (Abb. 4), zum andern Teil aber auch in Särgen, die aus zugeschnittenen Brettern zusammengefügt waren (Abb. 5). Die Lage der Skelette war verschieden, meistens lagen die Toten auf dem Rücken. Die Richtung der Skelette war fast immer von Norden nach Süden, der Kopf im Norden. Zum Teil liegt Reihenbestattung vor. Unter den Prußengräbern

sind besonders die zahlreichen Reitergräber bemerkenswert. (Abb. 6—11). Die Pferde lagen in Gruben unter der Brandbestattung des Reiters. Sie trugen wohl stets die Trense, häufig aber auch den ganzen Zaumbeschlag in Bronze, Silber und sogar in einigen Fällen Gold. Unter den Trensen ist eine Bronze-Knebeltrense (Abb. 11) zu erwähnen, nach Peter Paulsen bisher die einzige ihrer Art in Deutschland. Sie ist mit südrussischen verwandt. Abgesehen von den reichen Beigaben an Schmuck und Gebrauchsgegenständen, auch Keramik in den gotisch-gepidischen und prußischen Gräbern sind besonders wertvoll die vielen gut erhaltenen Skelette von Menschen und Pferden, die rassenkundlich zur Zeit noch ausgewertet werden.

Der Wikingerfriedhof auf dem Neustädterfeld ist von 1937 bis 1939 in mehreren längeren Grabungsperioden durchforscht worden. Über die ersten Grabungen liegen schon einige Berichte von B. Ehrlich und W. Neugebauer vor. Die Zahl der Gräber hat sich inzwischen wesentlich erhöht. Besonders die Frauengräber, die an Zahl bisher überwiegen, enthielten wieder reichen Schmuck als Beigaben. Während die älteren Gräber eine gotländische Besiedlung von etwa 700 n. Zw. an bezeugen, sprechen die jüngeren Gräber für eine mittelschwedische Niederlassung im 9. und 10. Jahrhundert. Unter den Männergräbern fanden sich auch einige Reitergräber. Die Waffen und die Zaumbeschläge entsprechen den in den gleichzeitigen prußischen gefundenen. Ein richtiges Wikingerschwert ist bisher auf dm Neustädterfeld noch nicht gefunden. Wahrscheinlich liegen auf noch nicht untersuchten Teilen des Friedhofs noch weitere Männergräber. Spuren einer Siedlung oder einer Hafenanlage sind noch nicht zu ermitteln gewesen, wie ja auch bei Wiskiauten die zu dem großen Wikingergräberfeld gehörige Siedlung noch immer der Entdeckung harrt.

Die Ausgrabungen auf dem Gelände an der Scharnhorststraße und auf dem Neustädterfeld sind für die endgültige Lösung der Trusofrage von entscheidender Bedeutung. Sie haben einen weiteren Nachweis erbracht, daß Truso im Weichbild der heutigen Stadt Elbing gelegen hat. Darüber hinaus bezeugen die Ausgrabungen an der Scharnhorststraße die vorgeschichtliche Besiedlung des engeren Stadtgebietes auch in der frühgermanischen, burgundischen und gotisch-gepidischen Zeit. Die Ausgrabungen müssen trotz aller Schwierigkeiten, die sich aus der gegenwärtig schon vorliegenden Bebauung ergeben, noch weiter fortgesetzt werden.

Schrifttum: B. Ehrlich, Germanen-Erbe 1937, Heft 3 und 9/10 und Elbinger Jahrbuch, Heft 14.
W. Neugebauer, Nachrichtenblatt 1937, Heft 3, und Elbinger Jahrbuch, Heft 14.

Auch an anderen Stellen der Stadt sind im Zusammenhange mit der Anlage von neuen Randsiedlungen und Erdarbeiten noch einige neue vorgeschichtliche Fund-

stellen ermittelt worden, die das Siedlungsbild für die germanische und prußische Zeit vervollständigen.

Serpiner Weg. Hier wurde 1937/38 bei den großen Einebnungsarbeiten auf dem Gelände der damals im Bau begriffenen Flakkaserne eine frühgermanische Siedlung angeschnitten.

Stagnitten, Kr. Elbing. Von Frau Dr. Helene Neugebauer wurden wieder einige prußische Herdstellen und Eisenschmelzöfen ausgegraben.

Dreierkertor, Elbing. (Abb. 12—14). Bei der Regulierung der Schichaustraße und des Stadtteiles am Markttor wurden Fundamente und Mauerreste der alten äußeren Stadtbefestigungen am Markttor angeschnitten. Darauf wurden von Mitte Oktober 1937 an planmäßige Ausgrabungen durchgeführt. Es gelang, wesentliche Teile der Fundamente und auch des Mauerwerkes des Dreierkertores, d. h. des äußeren Markttores, vor allem den ganzen Ostflügel desselben, ferner auch Teile der Befestigung zwischen dem Dreierkertor und dem jetzt noch erhaltenen Markttore, dem inneren Teile der ganzen Toranlage, aufzudecken. Weitere Fundamente liegen nach Westen zu auf dem Gelände der Schichauwerke, zum Teil wohl unter dem jetzigen Verwaltungsgebäude, wo sie nicht mehr aufgedeckt werden können, zum Teil aber auch auf dem Fabrikhofe, wo schon gelegentlich Mauerreste angeschnitten wurden. Leider ist bei der ersten Anlage der Werft und auch später bei den Erweiterungsbauten auf diese ehrwürdigen alten Baureste zu wenig geachtet worden.

Elbinger Ordensschloß. (Abb. 15—17). 1936 begannen im Anschluß an frühere Ausgrabungen weitere Untersuchungen zur Aufhellung der Baugeschichte und des einstigen Planes des Elbinger Ordensschlosses. Die neuen Ausgrabungen haben bisher auf den Schulhöfen der Agnes-Miegel-Schule und der Städtischen Handelsschule, kleinere Untersuchungen auch auf den dem Schulhofe der Agnes-Miegel-Schule benachbarten Höfen der Schlosserei Neumann und der Firma Tochtermann Nachflg. stattgefunden. Auf dem Schulhofe der Agnes-Miegel-Schule wurden zwei übereinanderliegende mittelalterliche Hofpflaster (Abb. 15) und einige Baureste aus der Ordenszeit und auch aus späterer Zeit entdeckt. Die unter dem oberen Hofpflaster liegenden und von diesem zum Teil überdeckten Mauerreste gehörten anscheinend zu Wirtschaftsgebäuden der Ordensfrühzeit. Wahrscheinlich hat sich dort auch die Schmiede befunden. Auch ein größerer Fachwerkbau scheint noch dieser Frühzeit anzugehören. Die beiden mittelalterlichen Hofpflaster ziehen sich über die ganze gegenwärtige Fläche des Schulhofes hin. Auf dem Neumannschen Hofe wurde in größeren Resten eine von Osten nach Westen verlaufende starke Mauer ausgegraben, die wohl als die nördliche Umfassungsmauer anzusehen ist. Über dem oberen Hofpflaster des Schulhofes lagerte in einer Mächtigkeit von

durchschnittlich einem Meter der Bauschutt von den zerstörten Ordensgebäuden. (Abb. 15). Darunter befanden sich sehr viele gut erhaltene Formsteine, auch Reste von Friesen und Skulpturen, die von der Schönheit des Elbinger Ordensschlosses Zeugnis ablegen und zum Teil auch Schlüsse auf die Gebäude, zu denen sie einst gehört haben, und auf die Zeit der Erbauung derselben zulassen. Der Schutt, der auch viel Keramik enthielt, war zum Teil geschichtet, ja geordnet, lag also jedenfalls an solchen Stellen nicht an ursprünglicher Stelle. Zum größten Teil gehörten die hier gefundenen Formsteine und Skulpturen zu Gebäuden der Frühzeit des Ordens, d. h. aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Wesentliche Reste scheinen zu einem Kapellenportal gehört zu haben.

Auf dem Schulhofe der Städtischen Höheren Handelslehranstalten in der Kalkscheunstraße glückte es, größere Fundamentmauern und eine Anzahl parallel laufender Sockel aus mörtelverbundenen großen Steinen in zusammenhängenden Zügen auszugraben. (Abb. 17). Über ihre Bedeutung ist zunächst noch nichts zu sagen. Diese Frage kann erst durch weitere Ausgrabungen geklärt werden. Der über und zwischen diesen Mauerresten lagernde Schutt enthielt auch wieder viele schöne Formsteine, die aber zum größeren Teil einer jüngeren Zeit angehören. Durch einen verzierten Steingutscherben mit der Jahreszahl 1598 ist es erwiesen, daß der Schutt erst frühestens Ende des 16. Jahrhunderts dort aufgelagert ist. Wahrscheinlich handelt es sich um Aufschüttungen, die mit den Anlage von neuen Befestigungen an der Kalkscheune zusammenhingen. Sehr reich war auch hier überall die Ausbeute von Keramik, darunter auch rheinischer Einfuhrware. Durch die bisherigen Ausgrabungen ist die viel umstrittene Frage, wo das „Haus" und wo die Vorburgen gelegen haben, noch nicht geklärt worden. Wir stehen aber auch erst am Beginn der planmäßigen Ausgrabungen.

Schrifttum: B. Ehrlich. Elb. Jahrb. Heft 1, 1920, S. 204 ff. Daselbst auch weitere Literatur

B. Ehrlich, Germanen-Erbe 1937, Heft 2, S. 63 f.

Dr. Helene Neugebauer, Rheinisches Steinzeug in Elbinger Bodenfunden. Elbinger Jahrbuch, H. 15, S. 186 ff.

Anmerkungen

[1]) Vgl. Elb. Jahrb. 12/13, 1936, S. 61 f. und Abb. Taf. XVI,I. In der Unterschrif· zu dieser Abbildung muß es XVII statt XII heißen.

[2]) A. a. O. Seite 62.

Das Städtische Museum zu Elbing in den Jahren 1936-1938

Auch in diesen drei Jahren hat das Museum zwar manche schönen Erfolge zu verzeichnen, aber es hat auch wieder mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die vor allem für die Innentätigkeit hinderlich waren. Es waren vor allem wieder die Bauarbeiten, die viel Unordnung und Schmutz verursachten und besonders 1937 längere Zeit die völlige Schließung des Museums notwendig machten. Dann aber nahmen die vielen Ausgrabungen, die zum Teil an mehreren Stellen gleichzeitig ausgeführt werden mußten, fast alle Kräfte des Museums alljährlich durchschnittlich 9 Monate voll in Anspruch, so daß im Museum selbst nur die dringendsten Arbeiten erledigt werden konnten. So konnte auch in diesem Zeitraum die Bestandaufnahme nur wenig gefördert werden, und die Konservierungs- und Wiederherstellungsarbeiten mußten sich auf das Allernotwendigste beschränken.

Zwar hatte der Personalbestand schon 1934 und 1935 eine erfreuliche Vermehrung erfahren. Für die allerdings außergewöhnliche Arbeitslast aber, die gerade seit 1936 zu bewältigen war, genügten die nunmehr vorhandenen Hilfskräfte immer noch nicht. Dazu kam, daß es mit dem erfreulichen Herabsinken der Zahl der Arbeitslosen immer schwieriger wurde, vom Städtischen Arbeitsamt vorübergehend zu beschäftigende männliche und weibliche Hilfskräfte zu erhalten, wie solche früher zum Reinigen und Ordnen von Scherben und andern Fundgegenständen herangezogen werden konnten. Da der Museumsleiter, der Museumsassistent und die Museumsgehilfinnen bei den Ausgrabungen tätig sein mußten, waren im Museum selbst monatelang nur Herr Pahnke und der Hausmeister Remus anwesend. Beide haben in diesen Jahren fast Übermenschliches geleistet. Herr Konrektor i. R. Pahnke hatte dauernd mit der Vertretung in der Verwaltung, der Kassenführung und mit der Erledigung des Schriftverkehrs zu tun. Dazu kamen dann noch die vielen Führungen von Schulklassen, für die Herr Pahnke immer sehr begehrt ist. Remus aber mußte vor allem in der Tischlerei neue Ausstellungsschränke, ferner Aktenschränke und andere Möbel für die neu einzurichtenden Geschäftszimmer arbeiten; daneben oblagen ihm die Hausmeisterpflichten für drei Museumsgrundstücke. Unter diesen Umständen waren der Museumsleiter und der Assistent sehr häufig genötigt, nach den Ausgrabungen im Museum noch Überstunden zu leisten, und trotzdem genügte alles nicht. Auch die Sicherheit war daher im Museum nicht immer gewährleistet. Da es unmöglich war, für jeden Besuch von Einzelpersonen Aufsichten zu stellen, so sind doch leider mehrere Diebstähle durch Einbruch in die verschlossenen Schaukästen vorgekommen. So stellte sich immer mehr die Notwendigkeit heraus, einen ständigen Aufseher anzustellen, was dann später auch geschehen ist.

Im Dezernat für das Museum ist insofern eine Änderung eingetreten, als Herr Oberbürgermeister Woelk dasselbe im Jahre 1937 wegen Überbürdung niederlegte und es Herrn Bürgermeister Damm übertrug, der sein Interesse für das Museum schon vielfach, besonders in der Förderung der Baupläne, tatkräftig bewiesen hat.

Wie der außergewöhnlichen Verhältnisse wegen die Hilfskräfte im Museum nicht hinreichend waren, so gilt dasselfe für die Raumfrage. Wohl wurde allmählich auch

das Haus Heilig-Geist-Straße 5 soweit fertig gestellt, daß die Räume, teils schon 1937 teils später, für Ausstellung wie für Bürozwecke und Magazinierung brauchbar waren. Aber auch hier traten allerlei schwere Behinderungen ein.

Vor allem waren die andauernden Beunruhigungen durch die Bautätigkeit störend. Die Baupläne waren wohl fertig, es fehlte aber an Mitteln, besonders an den erforderlichen staatlichen Beihilfen, um gleich ganze Arbeit zu leisten. So hatte das Museum alljährlich je nach den jedesmal gerade verfügbaren Mitteln längere oder kürzere Bauperioden zu überstehen, die jedesmal von neuem Schmutz, Unruhe und Unordnung mit sich brachten. Da es an den nötigen Abstellräumen fehlte, mußten immer wieder Ausstellungsräume zur Magazinierung benutzt oder, wenn auch Ausstellungsräume freigemacht werden mußten, was häufig genug der Fall war, die an sich beschränkten Magazinräume überfüllt werden, was wiederum die pflegliche Behandlung der magazinierten Gegenstände erschwerte, wenn nicht gar zeitweise überhaupt unmöglich machte.

Noch schlimmer gestaltete sich die Lage, wenn Sonderausstellungen zu veranstalten waren, die ja für ein Museum durchaus von Zeit zu Zeit notwendig sind. Da die im Museum verfügbaren Ausstellungsräume — es sind im ganzen jetzt einschließlich der großen Treppenflure etwa 30 — gerade nur für die Dauerausstellungen heimatkundlichen Gutes hinreichen, so mußten für Sonderausstellungen, für die es an besonderen Räumen noch fehlt, ganze Abteilungen geräumt, verpackt und magaziniert werden. Die Magazinräume würden ja an sich genügen, da in den drei Häusern viele, sehr geräumige Böden vorhanden sind. Aber da des Luftschutzes wegen die in den Dachstühlen liegenden obersten Bodenräume nicht bestellt werden durften, zeigte sich auch in dieser Beziehung eine für ein Museum bedenkliche Raumnot. Ideal sind diese Magazinräume allerdings nicht. Da sie nicht heizbar sind, ist ihre Benutzung eigentlich nur im Sommer möglich. So bedeutet es besonders für wissenschaftliche Arbeiten eine große Behinderung, daß man im Winter nicht in den Magazinen selbst arbeiten kann. Aber auch die Gegenstände selbst können unter der Einwirkung großer Kälte leiden.

Glücklicherweise kann aber auch über manche erfreulichen Begebenheiten und Erfolge berichtet werden. Das wichtigste Ereignis war 1937 die Feier des siebenhundertjährigen Bestehens der Stadt Elbing. Auch das Museum mußte dazu gerüstet sein, zumal das Jubiläum der Stadt auch mit eine Veranlassung war, daß in demselben Jahre der Hansische Geschichtsverein und der Reichsbund für deutsche Vorgeschichte ihre Tagungen in Elbing abhielten. Diesen zu erwartenden großen Veranstaltungen ist es zu danken, daß die Bauarbeiten so weit gefördert wurden, daß das Museum auch nach außen hin würdig in Erscheinung treten konnte und daß auch neue Ausstellungsräume fertig gestellt wurden.

Über die B a u t ä t i g k e i t ist folgendes zu berichten. Die Fassaden der Häuser Heilig-Geist-Straße 3 und 4 wurden völlig wiederhergestellt. Zur Herstellung der Fassade des Hauses Nr. 3, der ehemaligen Ulrich'schen Brauerei, wurden die Schmucksteine des Giebels und des Portals von dem Steinmetzmeister Still in Marienburg nach den Originalen neu hergestellt und in die Fassade eingefügt. Die zu erneuernden Ziegelsteine im ordenszeitlichen Format wurden in der Ziegelei von Schack, Wengern, hergestellt. Der Beischlag wurde erneuert, die Diele neu verputzt und mit einem Anstrich in gelb und rot versehen. Das Haus Nr. 4 erhielt einen neuen Beischlag. Das Erdgeschoß wurde umgebaut. Die Westwand wurde ½ Meter nach Westen versetzt, die moderne Haustür durch eine alte, geschnitzte Tür mit Oberlicht ersetzt, die einst zu dem Hause gehört hatte, in dem sich heute die Stadtbank befindet. Ferner wurden im Erdgeschoß nach der Straße die Fenster entsprechend den übrigen Fenstern dieser Fassade erneuert. 1937 begann auch der Umbau des Hauses Nr. 5, das schon 1936 geräumt und als Magazin benutzt worden war. Die Räume und Flure wurden, zum Teil durch Versetzung oder Entfernung von Zwischenwänden und Einbauten, zu brauchbaren Ausstellungs- oder Arbeits- bzw. Magazinräumen umgebaut. Im Erdgeschoß und im ersten und zweiten Obergeschoß wurden Türen zur Verbindung mit dem benachbarten Museums-

hause Nr. 4 eingebaut. Die beiden in ihren Fassaden wiederhergestellten Häuser Heilig-Geist-Straße Nr. 3 und 4 bilden jetzt mit ihren Beischlägen, Portalen und Giebeln eine Hauptzierde nicht nur der Heilig-Geist-Straße, sondern der Altstadt überhaupt und fanden bei den zahlreichen Fremden, die im Jubiläumsjahr die Stadt besuchten, einmütige Bewunderung. Auch bei der Scheinwerferbeleuchtung an den Abenden der Festtage kamen die edlen Formen und Architekturen zu schönster Geltung. Geplant ist für diese beiden Gebäude eine Wiederherstellung der Innenräume und Flure in ursprünglicher Gliederung. Für das Haus Nr. 5 ist der Anbau eines Beischlags und Aufstockung durch einen Giebel vorgesehen, damit auch dieses Gebäude sich dem Straßenbilde harmonisch einfügt. Ferner soll das Erdgeschoß ausgebaut und das ganze Haus an die Zentralheizung angeschlossen werden. Um die Wiederherstellung der Museumsgebäude hat sich außer dem Stadtbaurat Herrn Dr. Ing. Schulze und dem Herrn Provinzialkonservator besonders auch Herr Dipl.-Ing. Gebhardt verdient gemacht.

Die Erweiterung des Museums durch das dritte Haus ermöglichte endlich auch eine Vermehrung der Arbeitsräume. Auch konnte der Elbinger Altertumsgesellschaft jetzt für ihre große Bibliothek ein Zimmer voll zur Verfügung gestellt werden. Nur die Zeitschriften sind zur Zeit noch in Schränken außerhalb des Bibliotheksraumes untergebracht. Für die Einrichtung der neuen Räume bewilligte der Herr Oberpräsident von Ostpreußen eine Sonderbeihilfe von 1500 RM. Die erforderlichen Ausstellungs- und Aktenschränke wurden wieder in der Museumstischlerei nach Entwürfen unseres bewährten Remus hergestellt. Zeitweise wurde für diesen Zweck auch der Tischler Raths wieder herangezogen.

Die erforderliche Neuordnung der Sammlungen betraf hauptsächlich die Naturkunde, Vorgeschichte und Volkskunde. Die vorgeschichtliche Sammlung wurde von Dr. Neugebauer neu aufgestellt, der naturkundlichen Sammlungen nahmen sich Prof. Dr. Müller und Lehrer Schulz an, und bei der Aufstellung der volkskundlichen Sammlung leistete uns Kreisschulrat Galbach wertvolle Hilfe, während die völkerkundliche Sammlung vom Museumsleiter aufgebaut wurde, der leider gerade im Sommer 1937 durch Teilnahme an mehreren auswärtigen Tagungen behindert war, überall mitzuhelfen.

Es fanden folgende Sonderausstellungen statt:

1936. 27. Juni bis 13. August: Musik-Sonderausstellung. Gelegentlich des Gausängerfestes in Elbing vom 27. — 29. Juni eröffnet. Zu dieser Ausstellung, die von etwa 450 Personen besucht wurde, liehen das Deutsche Sängermuseum Nürnberg, das Archiv des Gaues I (Ostpreußen) im DSB., die hiesigen Gesangvereine und die Stadtbibliothek Elbing eine größere Anzahl von Urkunden, Büchern, Noten, Photos u. dgl., wofür auch an dieser Stelle bestens gedankt sei.

Dezember 1937 bis Januar 1938: Sonderausstellung von Gemälden und Holzschnitten des im Herbst 1937 durch Flugzeugunfall ums Leben gekommene Elbinger Malers Studienassessor Hans Heuer.

Der Museumsbesuch war, abgesehen von den Sonderausstellungen, die recht befriedigend besucht waren, nicht so rege wie früher. Das lag daran, daß das Museum wegen der Bauarbeiten mehrmals Monate lang geschlossen werden mußte. Die Besucherzahlen betrugen 1936/37 6273 Personen (gegen 9247 im Jahre 1935/36). 1937/38 5687 Personen. In der Woche, in der das Stadtjubiläum stattfand, wurde das Museum von 1787 Personen besucht. Viele alte Elbinger, die seit Jahrzehnten die Heimat nicht wieder gesehen hatten, sahen erstaunt und hocherfreut, was inzwischen aus dem „Museum im Rathaus oder in der Kalkscheunstraße" geworden war.

Unter den Besuchern befanden sich auch häufig Wissenschaftler und Studenten, die zum Teil auch mehrere Tage oder auch Wochen zu Studienzwecken in Elbing weilten. Auch Ausländer bekundeten in größerer Zahl ihr Interesse; so betrug die Zahl der Ausländer, die das Museum besuchten, im Jahre 1937/38 allein 62 Personen. Für geschlossene Gesellschaften, so für Parteiorganisationen, Vereine, Hochschulstudenten, Schulklassen fanden häufig Führungen statt. An den Führungen beteiligten sich wieder außer dem Museums-

leiter und dem Museumsassistenten unser zu Führungen stets gern begehrter und dazu immer bereiter Herr Pahnke und Prof. Dr. Müller. Letzterer führte sehr häufig Gruppen der Volksbildungsstätte durch das Museum und durch die Altstadt. Für die Studenten der Hochschule für Lehrerbildung übernahmen meist die Dozenten selbst die Führungen.

Auch Vertreter der Regierung und der Stadtverwaltung besuchten wiederholt das Museum. Am 17. Januar 1938 besichtigte Herr Dr. Buttler vom Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mehrere Stunden das Museum und dann auch auf Einladung die Ausgrabungsarbeiten in der Kalkscheunstraße, Scharnhorststraße und in Succase. Diese Besichtigungen waren sehr wertvoll, da sich Dr. Buttler auf diese Weise persönlich von dem damaligen Stand dieser auch von dem Herrn Minister unterstützten Ausgrabungen überzeugen konnte. Er äußerte sich über das Gesehene sehr befriedigt. — Leider ist Dr. Buttler, der in der wissenschaftlichen Welt besonders durch die bedeutenden Ausgrabungen in Köln-Lindental bekannt geworden ist, im Sommer 1940 gefallen.

Im Winter 1937/38 fand im Museum im Rahmen der Veranstaltungen des Volksbildungswerks eine Arbeitsgemeinschaft „Volk und Vorgeschichte" statt. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge und Berichte wurden regelmäßig durch Lichtbilder und kleine Sonderausstellungen veranschaulicht. Im Sommer schlossen sich an die Wintervorträge einige wissenschaftliche Ausflüge mit Führungen an.

Die wissenschaftliche Arbeit des Museums bekundete sich nach außen besonders in vor- und frühgeschichtlichen Ausgrabungen, in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, in Vorträgen, Berichten in der Tagespresse und in der Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen.

Die Ausgrabungen waren zum Teil Fortsetzungen schon früher begonnener, zum Teil fanden sie auf neuen Fundplätzen statt. Da wir über die Ausgrabungen an anderer Stelle des Heftes, in dem dieser Bericht erscheint, besonders berichten, sollen hier nur die notwendigsten Angaben gemacht werden.

Fortgesetzt wurden die Ausgrabungen in Succase und in Lärchwalde, über die in dem Doppelheft 12/13 des „Elbinger Jahrbuchs" von mir bzw. Dr. Neugebauer schon eingehend berichtet ist. Diese Ausgrabungen sind auch heute, zur Zeit der Abfassung dieses gegenwärtigen Berichtes, noch nicht endgültig abgeschlossen. Auch in Stagnitten fanden noch kleinere Untersuchungen statt. Dieselben wurden dankenswerter Weise von Frau Dr. Neugebauer geleitet.

Die neuen Ausgrabungsstellen lagen alle in der Stadt Elbing, teils in den Randgebieten, teils im Innern der Stadt. Bis auf die Ausgrabungen auf den Schulhöfen in der Agnes-Miegel-Schule und in der Kalkscheunstraße, die der planmäßigen Erforschung der Baugeschichte des Elbinger Ordensschlosses dienten, handelte es sich durchweg um Rettungsgrabungen gelegentlich großer Neubauten oder Straßenregulierungen. Von der größten Bedeutung für die endgiltige Lösung der Trusofrage waren die Ausgrabungen in der Scharnhorststraße und auf dem Neustädter Feld (Schichau-Randsiedlung). Beide Ausgrabungen fanden unter den schwierigsten Verhältnissen statt, da sich hier die Interessen der Ausgrabungsleitung mit denen der betreffenden Bauherren und Bauleitungen kreuzten. Trotzdem ist es an beiden Stellen gelungen, wenigstens die für die Bebauung mit Wohnhäusern und für den Straßenbau in Betracht kommenden Flächen möglichst gründlich zu untersuchen, sodaß über die siedlungsgeschichtliche Bedeutung dieser Randgebiete der Stadt schon eine erfreuliche Klarheit herrscht. In der Scharnhorststraße und dem sich bis zur Königsberger Straße und der Nachrichtenkaserne anschließenden gewaltigen Wohnungsbaugelände der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft wurden Gräber und Siedlungen von der frühgermanischen bis zur spätprußischen Zeit aufgedeckt, auf dem Neustädter Feld aber ein bedeutender nordgermanischer Friedhof, der zuerst von Gotländern, dann von mittelschwedischen Wikingern belegt war, also endlich das lange gesuchte Wikingergräberfeld. Beide Ausgrabungen wurden auch im Reich und in den nordischen Ländern stark beachtet.

Am Serpiner Weg wurde 1937/38, unweit von Weingarten, bei den großen Einebnungsarbeiten auf dem Gelände der im Bau begriffenen neuen Flakkaserne eine frühgermanische Siedlung angeschnitten und mit freundlicher Genehmigung der Heeresbauleitung untersucht.

Für die mittelalterliche Baugeschichte der Stadt waren dann aufschlußreich die Ausgrabungen auf dem Gelände des alten Elbinger Ordensschlosses und die Aufdeckung von wesentlichen Fundamenten des Dreierkertores, eines ehemaligen Teiles der Markttoranlage.

Die planmäßigen Ausgrabungen des Elbinger Ordensschlosses begannen 1936 mit Genehmigung des Herrn Oberbürgermeisters und wurden auch 1937 fortgesetzt. Sie fanden auf dem Hofe der Agnes-Miegel-Schule, wo schon 1913 und 1919 Ausgrabungen erfolgt waren, dann aber auch auf den benachbarten Höfen der Schlosserei von Neumann und der Firma Tochtermann Nachfl., vor allem aber zum ersten Male auf dem großen Schulhofe in der Kalkscheunstraße statt. Überall wurden wertvolle Fundamente und Grundrisse, in den meterhoch lagernden Schuttmassen auch eine Menge von Formsteinen, Reste von Skulpturen u. dgl. aufgedeckt bzw. geborgen.

Durch die bisherigen Ausgrabungen ist die viel umstrittene Frage, wo das Haus und wo die Vorburg oder die Vorburgen gelegen haben, noch nicht geklärt worden. Wir stehen aber auch erst am Beginn der planmäßigen Ausgrabungen. Jedenfalls haben aber die bisherigen Untersuchungen schon gezeigt, daß eine Fortsetzung derselben durchaus aussichtsreich erscheint.

Schließlich ist auch noch über die Ausgrabungen des Dreierkertors zu berichten. Bei der Regulierung der Schichaustraße und der Stadteile am Markttor wurden Fundamente der alten äußeren Stadtbefestigungen am Markttor angeschnitten. Diese wurden dann von Mitte Oktober 1937 an, soweit es möglich war, planmäßig vom Museum untersucht. Es gelang dabei vor allem, den ganzen Ostflügel des Dreierkertors und ferner Teile der Befestigung zwischen diesem und dem jetzt noch erhaltenen inneren Markttor aufzudecken.

Zu den gewaltigen Kosten, die alle diese Ausgrabungen verursachten, hat die Stadtgemeinde Elbing selbst Beiträge geleistet, die in Anbetracht ihrer damals noch recht schwierigen wirtschaftlichen Lage nicht hoch genug und nicht dankenswert genug eingeschätzt werden können. Weitere Beihilfen verdankt dann das Museum auch dem Landkreise Elbing, der Provinz dem Herrn Minister und der deutschen Forschungsgemeinschaft.

Als freiwillige Helfer und Berater beteiligten sich auch wieder in dankenswerter Weise Prof. Dr. Müller, Frau Dr. Neugebauer, Regierungsbaurat i. R. Bielefeld u. a. Die größeren Planaufnahmen wurden vom Städtischen Vermessungsamt ausgeführt. Besonderer Dank gebührt in dieser Beziehung Herrn Stadtinspektor Winkler. Bei den frühgeschichtlichen Ausgrabungen standen uns als Berater und zur Begutachtung der ausgegrabenen Baureste ständig Herr Provinzialkonservator Dr. Schmid und vom Stadtplanungsamt Dipl.-Ing. Gebhardt dankenswerter Weise zur Seite. Auch die Elbinger Historiker wurden von dem jeweiligen Stand der Ausgrabungen unterrichtet. Auch allen diesen freundlichen Helfern fühlt sich der Berichterstatter zu größtem Dank verpflichtet.

Die vielen Ausgrabungen fanden erfreulicher Weise allgemeines Interesse. Dieses zeigte sich nicht nur bei der Stadtbevölkerung und der Presse, die stets erfreulich Anteil nahm, sondern auch bei den Verwaltungsstellen. Der Herr Regierungspräsident, der Herr Oberbürgermeister, der Herr Landrat besichtigten wiederholt die Ausgrabungen. An den vorgeschichtlichen Ausgrabungen beteiligten sich öfters Fachgenossen aus Königsberg und Danzig. 1937 wurden auch die Teilnehmer an den Tagungen des Hansischen Geschichtsvereins und des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte zu den Ausgrabungsstellen geführt. Parteiorganisationen, geschlossene Heeresabteilungen, Schulklassen, Gruppen der Hitler-Jugend und des BDM. und Vereine gehörten zu den ständigen Besuchern.

Als Vertreter des Museums und zugleich als Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer besuchte der Museumsleiter folgende Tagungen:

1936. Tagung der ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbunde für deutsche Vorgeschichte in Hirschberg und Kauffung in Schlesien.
3. Reichstagung für Vorgeschichte in Ulm.

1937. Tag für deutsche Vorgeschichte in Schneidemühl.
Jahresversammlung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen in Königsberg. (Mit Dr. Neugebauer zusammen.)
1. Baltischer Historiker-Kongreß in Riga.
2. Nordischer Wissenschaftlicher Kongreß in Lübeck und Kopenhagen.
4. Reichstagung für Vorgeschichte in Elbing.

1938 Tagung der Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung unter dem Leitwort: „Das Flugbild im Dienste der vor- und frühgeschichtlichen Forschung" in Berlin. (Mit Dr. Neugebauer zusammen.)
5. Reichstagung für Vorgeschichte in Hannover. Bei dieser Tagung fand eine Kossina-Gedächtnisfeier statt, bei der dem Museumsleiter Prof. Dr. Ehrlich der Ehrenring des Reichsbundes verliehen wurde.

Über die Ergebnisse der Ausgrabungen und allgemein über vorgeschichtliche und museale Fragen wurden von dem Museumsleiter und dem Museumsassistenten sowohl in Elbing in Vereinen, besonders der Elbinger Altertumsgesellschaft und in Arbeitsgemeinschaften, wie auch im Reich, einmal auch im Auslande Vorträge gehalten.

Über Succase sprach der Museumsleiter 1936 auf der 3. Reichstagung in Ulm, 1937 in der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, im Westpreußischen Geschichtsverein in Danzig und auf der Jahresversammlung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen in Königsberg. Im Auftrage des Herrn Ministers hielt er dann als Mitglied einer vom Minister ernannten Abordnung deutscher Geschichts- und Vorgeschichtsforscher auf dem 1. Baltischen Historiker-Kongreß in Riga einen Vortrag über das Thema: „Der prußisch-wikingische Handelsplatz Truso", der auch im Druck erscheinen ist. Im Oktober 1937 fanden dann auf der 4. Reichstagung in Elbing und am 23. März 1938 auf Einladung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, Ortsgruppe Berlin, auch in der Berliner Universität Vorträge des Museumsleiters über „Die Germanen im Gebiet der unteren Weichsel" statt. Dr. Neugebauer sprach am 25. Mai 1937 im Verband ostmärkischer Heimatmuseen in Königsberg über „Die Entdeckung des Wikingerfriedhofes auf dem Neustädter Feld in Elbing", und auf der 4. Reichstagung in Elbing über „Prußen und Wikinger im Weichselgebiet". Regelmäßige Schulungsvorträge hielt Dr. Neugebauer in der SA. und NSKK., die auch mit Führungen durch das Museum verbunden waren.

Über wissenschaftliche Veröffentlichungen, die mit dem Museum im Zusammenhang stehen, ist folgendes zu berichten:

Vom Elbinger Jahrbuch erschienen die stattlichen Hefte 14 und 15. Heft 14 wurde 1937 als Festgabe zur 700-Jahrfeier der Stadt Elbing herausgegeben. Der erste Teil erschien unter dem besonderen Titel „Preußisch-Hansische Beiträge" zugleich als Festschrift zur Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung. An Stelle des erkrankten Stadtbibliotheksdirektors Dr. Bauer, der dieses Heft mit größter Sorgfalt vorbereitet hatte, mußte auf Dr. Bauers Wunsch Professor Ehrlich auch für diesen Teil als Herausgeber zeichnen. Der zweite Teil von Heft 14 erschien im Herbst 1937. Eine größere Anzahl von Abhandlungen aus beiden Teilen wurde zu einer besonderen Festschrift zur 4. Reichstagung für Vorgeschichte in Elbing vereinigt und den Teilnehmern des Reichsbundes und des NS.-Lehrerbundes überreicht. Heft 15 wurde zum 28. Mai 1938 als „Festschrift Bruno Ehrlich zum 70. Geburtstag dargebracht" von Dr. Hanns Bauer, Dr. Werner

Neugebauer und Dr. Werner Radig herausgegeben. Zu dieser schönen Festgabe, für die der berichterstattende Museumsleiter auch an dieser Stelle herzlich dankt, hatten sich 35 Forscher des In- und Auslandes mit Beiträgen über Geschichte, Vorgeschichte, Volkskunde und Geologie vereinigt. Das Geleitwort zu dieser Festschrift hat Herr Oberbürgermeister Woelk in Form einer einleitenden Abhandlung „Das Städtische Museum in Elbing und sein Leiter" geschrieben, in der er sich über die ihm vorschwebenden zukünftigen Aufgaben der Heimatmuseen ausspricht und die bisherige Geschichte des Städtischen Museums und die Leistungen seiner ehrenamtlichen bisherigen Leiter und Helfer würdigt.

Es erschienen seit 1936 u. a. folgende wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze über Ausgrabungen des Museums und andere Museumsfragen vom Museumsleiter, dem Museumsassistenten und von Mitarbeitern und Freunden des Museums.

1936. B. Ehrlich, Über den gegenwärtigen Stand der Burgwallforschung im Regierungsbezirk Westpreußen. Altpeußen, H. 4.

B. Ehrlich, Succase. Eine Siedlung der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker im Kreise Elbing. Elb. Jahrb. H. 12/13, S. 41 ff.

W. Neugebauer, Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde, Kr. Elbing. Ebd. S. 99 ff.

Traugott Müller, Beobachtungen über die geologischen Verhältnisse des Südwestrandes der Elbinger Höhe. Ebd. S. 183 ff.

E. Waschinski, Kiel, Der Elbinger Dukaten Heinrichs von Plauen. Ebd. S. 203 ff.

B. Schmid, Marienburg, Der alte Taufstein aus der St. Annen-Kirche. Ebd. S. 207 ff.

H. Abs, Fensterscheiben und Wappen von Elbinger Familien im Städtischen Museum. Ebd. S. 219 ff.

H. Abs, Das alte Elbinger Bürgerhaus. Nachlese u. Berichtigung. Ebd. S. 215 ff.

B. Ehrlich, Das nordische Steinzeitdorf Succase am Frischen Haff. Germanen-Erbe. Jahrg. 1, Heft 1, S. 1 ff.

1937. B. Ehrlich, Truso, eine prußisch-wikingische Siedlung. Germanen-Erbe, Jahrg. 2, Heft 3.

W. Neugebauer, Ein wikingisches Gräberfeld in Elbing. Nachrichtenblatt f. d. Dtsch. Vorzeit 1937, Heft 3.

B. Ehrlich, Das nordische Steinzeitdorf Succase am Frischen Haff. Geistige Arbeit, Ztg. aus der wissenschaftlichen Welt. Berlin-Leipzig. 4. Jahrg. Nr. 12, S. 10 f.

B. Ehrlich, Der preußisch-wikingische Handelsort Truso. Ein Forschungsbericht. Elb. Jahrb. H. 14, Teil I (Preußisch-Hansische Beiträge) S. 1 ff.

W. Neugebauer, Die Bedeutung des wikingischen Gräberfeldes in Elbing für die Wikingerbewegung im Ostseegebiet. Ebd. S. 19 ff.

Tr. Müller, Beiträge zur Kenntnis der geologischen Verhältnisse des Stadtkreises Elbing. Ebd., Teil 2, S. 149 ff.

H. Abs, Elbinger Porträts. I. Rektoren und Professoren. II. Bürgermeister und Ratsherren. Ebd. S. 231 ff.

B. Ehrlich, Die Scharnhorststraße in Elbing als vorgeschichtliches Siedlungsgebiet. Germanen-Erbe, Jahrg. 2, Heft 9/10.

B. Ehrlich, Das Städtische Museum zu Elbing, Germanen-Erbe, Jahrg. 2, H. 11.

Zur Volkskunde:

Karoline Krüger, Kahlberg, Fischer-Volkssprache in Kahlberg-Liep auf der Frischen Nehrung. Elb. Jahrb. Heft 14, Teil 1, S. 131 ff.

1938. B. Ehrlich, Neue Forschungsergebnisse zur Vor- und Frühgeschichte im Deutschen Osten. Ostdeutsche Monatshefte, 19. Jahrg. Heft 1, S. 1 ff.

B. Ehrlich, Der preußisch-wikingische Handelsort Truso. Ergebnisse neuer Ausgrabungen in Elbing. Congressus primus Historicorum Balticorum. Vortrag Riga 1937. Riga 1938.

B. Ehrlich, Auf den Spuren der Wikinger an der deutschen Ostseeküste. Leipziger Illustrierte Zeitung Nr. 4883 vom 13. 10. 1938.

W. Neugebauer, Das wikingische Gräberfeld in Elbing. Altpreußen, 1938, Heft 1.

Erich Keyser, Danzig-Oliva, Die Tiefe in der Frischen Nehrung. Elbg. Jahrb. Heft 15. (Ehrlich-Festschrift), S. 1 ff.

Traugott Müller, Die jüngsten natürlichen Anlandungen im Mündungsgebiet des Elbingflusses. Ebd. S. 16 ff.

Otto Kleemann, Königsberg, Die Funde des Elbinger Kreises im Prussia-Museum. Ebd. S. 23 ff.

Gertrud Raschke, Ratibor, Mattenabdrücke auf jungsteinzeitlichen Tongeräten von Succase, Kreis Elbing. Ebd. S. 39 ff.

Paul Bielefeldt, Elbing, Ein frühgermanisches Wohnhaus in Lärchwalde, Kr. Elbing Ein Wiederherstellungsversuch. Ebd. S. 68 ff.

Werner Radig, Elbing, Das Volkstum früheisenzeitlicher Burgen an der germanisch-baltischen Völkergrenze. Ebd. S. 72 ff.

Reinhard Schindler, Danzig, Ein Knochenkamm mit Hakenkreuz-Darstellung von Elbing-Neustädterfeld. Ebd. S. 101 ff.

W. Neugebauer, Ein gotisch-gepidisches Gräberfeld in Elbing-Scharnhorststraße, Ebd. S. 104 ff.

Bernhard Schmid, Marienburg, Ein Figuren-Grabstein in Elbing. Ebd. S. 165 ff.

Hans Schmauch, Marienburg, Zur Baugeschichte der St. Nikolai-Pfarrkirche in Elbing. Ebd. S. 170 ff.

Helene Neugebauer, Elbing, Rheinisches Steinzeug in Elbinger Bodenfunden. Ebd. S. 186 ff.

Gustav Aßmann, Elbing, Die Schwedenschanze bei Neuhof. Ebd. S. 208 ff.

Helene Deppner, Elbing, Friedrich der Große und die Elbinger Kaufleute. Nach einem Bericht von 1773 an die Kramerzunft. Ebd. S. 214 ff.

Otto Erwin Frentzel, Aus dem Betrieb und Haushalt eines Alt-Elbinger Fabrikanten. Ein Kauf- und Leibrentenkontrakt von 1799. Ebd. S. 217 ff.

Bruno Th. Satori-Neumann, Berlin, Johanna Satori-Neumann, Ein Elbinger Frauenleben aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ebd. S. 227 ff.

Karoline Krüger, Kahlberg, Fischereigeräte in Kahlberg-Liep mit besonderer Berücksichtigung der Sackfischerei. Ebd. S. 255 ff.

Hanns Bauer, Tracht und Bügeltanz auf der Elbinger Höhe vor 100 Jahren. Nach zwei zeitgenössischen Bildern. Ebd. S. 279 ff.

Leonhard Schulze, Elbing, Denkmalspflege und Stadtplanung in Elbing. Ebd. S. 288 ff.

H. Abs, Die Anfänge des Städtischen Museums in Elbing. Ebd. S. 294 ff.

Es folgt zuletzt eine Übersicht über die Zugänge zu den Sammlungen. Hauptsächlich erfuhren durch die vielen Ausgrabungen die vorgeschichtlichen Sammlungen Zuwachs. Die meisten und wertvollsten Funde lieferten das Steinzeitdorf Succase, die frühgermanische Siedlung in Lärchwalde, die gotisch-gepidischen und prußischen Gräber in der Scharnhorststraße, die letzteren besonders mit den wertvollen Zaunbeschlägen in Bronze, Silber und Gold aus den Reitergräbern, ferner der Wikingerfriedhof mit den prächtigen Beigaben in den Frauengräbern, und für die frühgeschichtliche Zeit die Ausgrabungsstellen auf dem Gelände des alten Ordensschlosses und am Markttor. Für die vor- und frühgeschichtlichen Funde besteht ein besonderer Zugangskatalog.

Auch andere Abteilungen haben recht erfreulichen Zuwachs erfahren. Die Zugänge sind unter den Nummern 5309 bis 5720 verzeichnet (bis 1. Juli 1938). Für Ankäufe standen freilich in diesen Jahren nur bescheidene Mittel zur Verfügung, da in erster Linie für die hohen Baukosten Deckung zu beschaffen war. Aus dem Nachlaß von Frau Gande,

deren Mann einst viele Jahre Theaterfriseur war, wurde eine Polstermöbelgarnitur aus der Biedermeierzeit, aber im Stile des Barock, erworben. Angekauft wurden ferner alter Hausrat, Handarbeiten, Porzellane, Schmucksachen u. a. von Frl. Oelrich, aus einem Königsberger Verlage alte Karten, Pläne, Stiche des Heimatgebietes, und von der ehemaligen Freimaurerloge alte Möbel, Gemälde, Porträts, Trink- und Gebrauchsgegenstände. Besonders wertvoll ist eine reichbemalte Terrine mit der Inschrift „Richard Cowle 12. Juni 1755."

Als Leihgaben gelangten ins Museum u. a. Gemälde, Altargeräte und Kruzifixe aus dem Pestbudenhospital, eine Kreidezeichnung des Kantors E. R. Korell aus dem Besitz des Gesangvereins „Liederhain", ferner Fahnen des Stahlhelms, des Bundes der Frontsoldaten, des konservativen Vereins und der Schneidergesellen.

Geschenkt wurden: Ein Haubenkorb von Kaufmann Bruno Sieg, ein Zierschrank von Wwe. Außen in Kahlberg, ein Herbergsschild der Bäckergesellen vom Gasthaus „Legan" von der Heimstättengesellschaft, eine Zinnkanne von 1756 von Oberschullehrer Waschke, ein 824 alte Münzen enthaltender Münzfund vom Neubau des Finanzamts vom Präsidenten des Landesfinanzamts Königsberg, 2 alte Bibeln (von 1746 und 1783) und eine Plakette (von 1753) von Frl. Grete Arnheim, alte Bilder, Zeichnungen, Stiche und Photos von Prof. Dr. Ernst Schirmacher in Königsberg, die Steinfigur des Elbinger „Einhorns" von der Schloßbauverwaltung Marienburg. Besonders reichen Zuwachs erfuhren aber die naturwissenschaftlichen Sammlungen durch Geschenke von Prof. Dr. Traugott Müller und von Stadtbaumeister Jauer, der seine ganze wertvolle Sammlung, besonders von Mineralien dem Museum übereignete. Allen freundlichen Stiftern sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen.

Dieser Verwaltungsbericht ist der letzte, den ich als Museumsleiter erstatte. So schließe ich ihn denn mit aufrichtigem, herzlichem Danke an alle Freunde und Mitarbeiter, die mich in meiner 22jährigen ehrenamtlichen Tätigkeit als Museumsleiter so reich unterstützt haben und ohne deren treue Hilfe ich nicht das hätte schaffen können, was zu schaffen ein gütiges Geschick mir vergönnt hat. Mein Dank gilt dann des weiteren und insbesondere den Herren Oberbürgermeistern und Dezernenten für das Museum, ebenso auch dem Stadtschulamt und seinem Betriebsleiter Herrn Stadtoberinspektor Schröter, die mir stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben, ferner dem Herrn Landrat, den Herren Regierungspräsidenten, dem Herrn Oberpräsidenten von Ostpreußen und dem Herrn Minister, auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die die erforderlichen Mittel für den Aufbau des Museums und die oft recht kostspieligen Ausgrabungen bereitgestellt oder durch ihre wohlwollende Befürwortung erwirkt haben. Allen diesen Stellen danke ich auch herzlich für die rege Anteilnahme an meiner Museumsarbeit und für die wohlwollende Anerkennung, die meinen Bemühungen stets zuteil geworden ist, nicht zu mindesten auch gelegentlich meines 70. Geburtstages in der Feierstunde, die von der Elbinger Altertumsgesellschaft am Vorabende desselben in der festlich geschmückten Diele des Museums veranstaltet wurde. Diese Anerkennung ist mir stets ein Ansporn zu weiterer Tätigkeit gewesen und soll es auch nachwirkend bleiben, solange ich noch die Kraft zu wissenschaftlicher Arbeit habe.

Mein aufrichtiger Wunsch aber ist es, daß es meinem Nachfolger, dem jetzt vollamtlich angestellten Museumsdirektor Dr. Werner Neugebauer, der mir vier Jahre lang als Assistent treu zur Seite gestanden hat, vergönnt sein möge, das Städtische Museum weiterhin zur blühenden Entwicklung zu bringen. Möge das Städtische Museum in seinem weiteren Aus- und Aufbau eine Volksbildungsstätte werden, würdig der ruhmreichen Geschichte der 700jährigen Ordens- und Hansestadt Elbing. Heil Hitler!

Prof. Dr. Bruno Ehrlich,
Museumsleiter i. R.

Bericht
über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft vom 1. 4. 1935 bis 1. 3. 1940

Da in den seit 1936 erschienenen Heften 14 (1937) und 15 (1938) des Elbinger Jahrbuchs, die schon durch die vielen Abhandlungen sehr umfangreich geworden waren, für Berichte und Bücherbesprechungen kein Raum mehr verfügbar war, so muß in diesem Hefte zusammenfassend über die Vereinstätigkeit in einem Zeitraume von fünf Jahren berichtet werden.

Für die Vereinsleitung lagen in diesen fünf Jahren ganz besondere Schwierigkeiten vor, den regelrechten Betrieb aufrechtzuerhalten. Zunächst waren es nur die vielen Ausgrabungen, die in manchen Jahren bis zu 250 Ausgrabungstage erforderlich machten und deren Dringlichkeit gegenüber selbst sehr notwendige andere Arbeiten oft lange zurückgestellt werden mußten. Seit dem September 1939 kamen dann noch die Erschwernisse hinzu, die der Krieg mit der Einberufung mehrerer Vorstandsmitglieder zum Heeresdienst verursachte. So konnten selbst die Jahresversammlungen nicht immer zu den satzungsgemäß festgesetzten Terminen einberufen werden, da sich die Berichte und die Kassenabschlüsse nicht rechtzeitig fertig stellen ließen. Auch für die Veranstaltung von Vorträgen ergaben sich oft Schwierigkeiten, da es an Vortragenden fehlte. Es liegen keine Versäumnisse vor. Im Gegenteil, es ist in der Altertumsgesellschaft und im Rahmen ihrer satzungsgemäß festgelegten Ziele wohl selten von den Vorstandsmitgliedern und ihren Helfern, soweit solche noch verfügbar waren, so viel und so angestrengt gearbeitet worden, wie gerade in den letzten Jahren, in denen ja jeder seine volle Kraft hergeben mußte. Daher wurde auch dem Vereinsleiter und den verantwortlichen Beiratsmitgliedern in den Mitgliederversammlungen auch stets für die verspäteten Einberufungen und für Unterlassungen, die durch die schwierigen Verhältnisse geboten waren, Entlastung erteilt.

Mitgliederbestand.

Der E. A. G. gehörten am 1. April 1935 an: 8 Ehrenmitglieder, 2 Korrespondierende Mitglieder, 152 ordentliche Mitglieder. Am 1. April 1940 zählte der Verein 10 Ehrenmitglieder, 2 Korrespondierende Mitglieder und 166 ordentliche Mitglieder. Die Mitgliederzahl hat sich also erhöht. Das ist um so erfreulicher, als der Verein auch eine größere Anzahl von Mitgliedern durch den Tod, durch Fortzug von Elbing oder auch durch Austritt verloren hat. Gestorben sind 1936/37 Direktor Albrecht in Wiesbaden, Mittelschullehrer Berner, Augenarzt Dr. Moeller, Geh. Justizrat Wilhelm und Fabrikdirektor Dr. Sieg in Köln. 1937—1939: Bandagist Hellgardt, Konditoreibesitzer Hesse, Apotheker Kloß, Ofenfabrikant Monath und Hauptlehrer Kadritzki. 1939/40 Kaufmann Esau, Ehrenmitglied Prof. Traugott Müller, Apothekenbesitzer Riebensahm und Kaufmann Wiechmann.

Der Verlust aller dieser uns durch den Tod entrissenen 15 Mitglieder ist für uns schmerzlich und wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren. Ganz besonders schwer

aber empfinden wir den für uns ganz unerwartet eingetretenen Heimgang unseres lieben und hochgeschätzten Ehrenmitglieds

Prof. Dr. Traugott Müller †

Noch im Januar 1940 hatte er sich zu einem Vortrage in der Altertumsgesellschaft bereit erklärt; auch hatte er noch eine Abhandlung für das in Vorbereitung befindliche Heft 16 des Elbinger Jahrbuchs in Aussicht gestellt, und schon im Februar mußten wir ihm zur letzten Ruhe das Geleit geben. Schon 1901, bald nachdem er als Oberlehrer an das hiesige Realgymnasium, jetzt Heinrich-von-Plauen-Schule, berufen worden war, wurde er Mitglied der EAG., wurde sofort in den Vorstand gewählt und übernahm an Stelle von Prof. Dr. Kausch, der sein Amt aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hatte, die Verwaltung der Bibliothek. So hat er fast volle vier Jahrzehnte dem Vorstande der EAG., später dem Beirat angehört und bis 1939 auch die Bibliothek verwaltet. Seit Begründung des Elbinger Jahrbuchs war er auch Mitglied des Jahrbuch-Ausschusses, wie er auch andern Ausschüssen angehörte. Er war ein Gelehrter mit tiefgründigem Wissen. Fast alljährlich hat er in der EAG. Vorträge über naturwissenschaftliche, auch vorgeschichtliche Themen gehalten, die stets durch Gediegenheit und Klarheit ausgezeichnet waren. Unschätzbare Dienste hat er der EAG. als Geologe auch bei den Ausgrabungen geleistet und an den wissenschaftlichen Auswertungen der Funde durch Bestimmung von Tier- und Pflanzenresten und durch chemische Untersuchungen erfolgreich mitgewirkt. Sehr rege war auch stets seine literarische Tätigkeit. Sowohl im Elbinger Jahrbuch, wie in andern Zeitschriften hat er wertvolle Abhandlungen in großer Zahl veröffentlicht, die in weiten Kreisen geschätzt wurden. Auch im Museum hat er sich eifrig betätigt. Er hat die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die er selbst zum großen Teil stiftete, geordnet und die Herstellung der naturwissenschaftlichen Kartotheken geleitet. Er leitete auch ehrenamtlich die Naturdenkmalpflege im Regierungsbezirk Westpreußen. Sein Tod bedeutet für die EAG. zunächst eine kaum auszufüllende Lücke. Wir werden dieses Freundes und stets hilfsbereiten und arbeitsfreudigen Mitarbeiters stets in besonderer Hochachtung und Dankbarkeit gedenken. Dem Dank der EAG. verlieh in diesem Sinne der Berichterstatter in Vertretung des im Felde stehenden Vereinsleiters Oberbürgermeister Woelk bei der Trauerfeier in der Heinrich-von-Plauen-Schule an dem dort aufgebahrten Sarge auch öffentlich Ausdruck. Seine wissenschaftliche Tätigkeit soll noch in einem späteren Hefte des Elbinger Jahrbuchs eingehend gewürdigt werden. — Bald nach Prof. Müller wurde auch unser ehemaliges Mitglied

Prof. Arthur Semrau †

in die Ewigkeit abberufen. Wenngleich er in den letzten Jahren nicht mehr unser Mitglied war, stand er uns doch immer nahe als Schwiegersohn unseres unvergeßlichen Robert Dorr und als der Vertreter des Coppernikus-Vereins für Wissenschaft und Kunst im damals noch polnischen Thorn. Auch er war ein gründlicher Gelehrter. Sowohl in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift des Coppernikus-Vereins, wie in andern Zeitschriften hat er viele äußerst gediegene Abhandlungen über die Geschichte Thorns und auch Elbings veröffentlicht. Wir werden auch diesem verdienstvollen Forscher und aufrechten deutschen Mann stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Mitgliederversammlungen und Vereinsleitung.

Die ordentlichen Mitgliederversammlungen fanden statt am 29. März 1935, am 21. Dezember 1936, am 30. April 1937 und am 23. Mai 1939, außerordentliche Mitgliederversammlungen am 26. Juli 1935 und am 23. Mai 1938.

In den ordentlichen Mitgliederversammlungen wurde bis 1938 der bisherige Vereinsleiter immer durch Zuruf wiedergewählt. Als ich wegen meines Alters und zunehmender Schwerhörigkeit, die mir die Leitung von Versammlungen erschwerte, am 23. Mai 1939

mein Ehrenamt als Vereinsleiter nach 23jähriger Tätigkeit niederlegte, wurde auf meinen Antrag nach vorher erfolgter Zustimmung des Beirats Herr Oberbürgermeister Woelk durch Zuruf zum Vereinsleiter gewählt. Der neue Vereinsleiter beantragte dann, den bisherigen Vereinsleiter, der schon in der außerordentlichen Mitgliederversammlung vom 23. Mai 1938 anläßlich seines bevorstehenden 70. Geburtstages zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt worden war, zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen. Auch diese Ernennung erfolgte durch Zuruf. Die Neuwahl des Vereinsleiters und die Übergabe der Vereinsleitung erfolgte in feierlicher Sitzung, zu der auch Gäste eingeladen waren, im großen Sitzungssaale des Rathauses. Anschließend an seine Wahl hielt dann Herr Oberbürgermeister Woelk einen Vortrag über „Geschichte und Ziele der Altertumsgesellschaft", in dem er besonders die grenzpolitische Aufgabe des Vereins betonte.

In den Beirat berief der neue Vereinsleiter Stadtbibliothekdirektor Dr. Bauer, Prof. Dr. Carstenn, Landrat Cichorius, Kreisschulrat Galbach, Amtsgerichtsrat Axel Grunau, Stadtarchivdirektor Dr. Kownatzki, Oberingenieur Macklin, Prof. Dr. Traugott Müller, Museumsdirektor Dr. Neugebauer, Prof. Dr. Radig, Stadtoberinspektor Schröter, Oberstudiendirektor Skrey, Prof. Dr. Wolfrum.

Die Ämter wurden wie folgt verteilt:
Stellvertretender Vereinsleiter: Dr. Neugebauer (Geschäftsstelle und Akten im Museum),
Schriftführer: Dr. Wolfrum,
Kassenwart: Stadtoberinspektor Schröter,
Bücherwart: Dr. Bauer,
Vortragsordnung: Dr. Carstenn,
Jahrbuchausschuß: Dr. Kownatzki und andere Mitglieder.
Zu Kassenprüfern wurden von der Mitgliederversammlung wiedergewählt: Rechtsanwalt Teßmann und Ingenieur Hohmann.

Da zu Beginn des Krieges Dr. Neugebauer zum Hilfs-Polizeidienst im besetzten ehemals polnischen Gebiet einberufen wurde, übertrug Obrbürgermeister Woelk dem Ehrenvorsitzenden und früheren Vereinsleiter Prof. Dr. Ehrlich im Dezember 1939 bis auf weiteres seine Vertretung in der Vereinsleitung.

In der außerordentlichen Mitgliederversammlung am 26. Juli 1935 wurden einige Änderungen in den Satzungen beschlossen, die nach einer Mitteilung des Amtsgerichts Elbing zur Durchführung des Führerprinzips erforderlich waren. In der Mitgliederversammlung am 21. Dezember 1936 wurden Prof. Dr. Müller und Konrektor i. R. Pahnke wegen ihrer langjährigen Verdienste um die Altertumsgesellschaft zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Sitzungen des Beirats fanden statt am 16. August 1935, am 10. Dezember 1936, am 25. Januar 1937, am 28. April 1937, am 7. Oktober 1937, am 25. November 1937, am 20. Mai 1938 und am 26. April 1939. Sitzungen des alten Jahrbuchausschusses wurden, soweit sie nicht mit Sitzungen des Beirats verbunden waren, am 4. November 1935, 3. Dezember 1936 und am 23. März 1939 abgehalten. Ohne den Vereinsleiter fanden 1937 und 1938 noch mehrere Sitzungen des Jahrbuchausschusses über die Herausgabe des Heftes 15 (Ehrlich-Festschrift) statt. Die Ausschüsse für die Pflege des Burgwalls in Lenzen, für Denkmalpflege und für Volkskunde sind als solche nicht in Tätigkeit getreten. Der Burgwall in Lenzen ist aber alljährlich von dem Vereinsleiter und andern Vorstandsmitgliedern besichtigt worden, und es wurde für die Instandhaltung der Wege und Aussichten gesorgt. Ganz besonders geschah dieses vor der Einweihung des Gedenksteines für Robert Dorr zu seinem 100jährigen Geburtstage am 4. September 1935 und vor den Besuchen des Hansischen Geschichtsvereins und des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte im Jahre 1937 gelegentlich der Tagungen dieser Verbände. 1936 erfolgte eine Durchforstung des Burgwalls im Anschluß an Durchforstungen und Wegebauten des Heimatvereins unter liebenswürdiger und sachverständiger Leitung des Betriebsleiters der Haffuferbahn Herrn Rieseler. Sie er-

brachte den erfreulichen Überschuß von 117,48 RM. Wir danken Herrn Rieseler auch an dieser Stelle dafür, wie für die Anlage eines neuen Weges zum Burgwall. Der Heimatverein hat eine neue von den Pionieren erbaute Brücke im Pruzzengrund freundlicherweise „Prof. Ehrlich-Brücke" benannt.

Veranstaltungen der Altertumsgesellschaft

2. Juni 1935. Ausflug in Autobussen nach Dt. Eylau und Umgegend. Besichtigt wurden das Franziskanerkloster in Saalfeld, das altertümliche Dorf Sumpf (unter Führung des Lehrers Ruppelt, Tillwalde), Stadt Dt. Eylau, Schloß Schönberg und der „Hof Rosenberg".

4. September 1935. Feierliche Enthüllung des Gedenksteins für Prof. Dr. Robert Dorr zu seinem 100. Geburtstage. Für den Gedenkstein war ein großer Granitfindling gewählt worden, den Dorr selbst noch im Wallkessel des Burgwalls ausgegraben hatte. Die Herstellung des Gedenksteines war von dem Steinmetzmeister Goergens in Elbing erfolgt. Zur Weihe hatten sich eine große Zahl von Mitgliedern, auch einige Ehrengäste, darunter auch der Sohn und mehrere Verwandte Dorrs, eingefunden. Die Weiherede hielt der Vereinsleiter Prof. Ehrlich. Er weihte zum Schluß den Stein mit den Worten: „Wir wollen diesen Stein weihen zur Erinnerung an den großen Vorgeschichtsforscher und treuen Deutschen, der in enger Verbundenheit mit Volk und Vaterland gelebt hat bis an sein Ende". Wie schon vormittags das Grab Dorrs geschmückt worden war, so wurde auch am Gedenkstein noch ein Kranz niedergelegt.

Vorträge:

15. April 1935: Dr. Ehrlich, Die Religion der Germanen im Spiegel vorgeschichtlicher Urkunden (Mit Lichtbildern).
26. November 1935: Dr. Ehrlich, Das jungsteinzeitliche Dorf Succase. (Mit Lichtbildern).
12. Dezember 1935: Dr. Neugebauer, Das Handwerk in vorgeschichtlicher Zeit. (Mit Lichtbildern).
21. Januar 1936: Oberfischmeister Dr. Schön, Pillau, Eigenart und wirtschaftliche Bedeutung der Fischerei auf dem Frischen Haff. (Mit Lichtbildern).
20. Februar 1936: Oberbaurat Dr. Schmid, Marienburg, Die Geschichte des Elbinger Ordensschlosses. (Mit Ausstellung von Formsteinen und Plastiken).
5. März 1936: Prof. Dr. Engel, Riga, Die vorgeschichtlichen Bevölkerungsverhältnisse zwischen Weichsel und Finnischen Meerbusen. (Mit Lichtbildern).

1936/37.

20. August 1936: Ausflug in Autobussen nach Alt-Christburg, Pr. Mark und Pr. Holland.
21. Dezember 1936 (Nach der Mitgliederversammlung): Dr Neugebauer, Über Ergebnisse der letzten Ausgrabungen. (Mit Lichtbildern).
21. Januar 1937 a) Dr. Ehrlich, Truso. b) Dr. Neugebauer, Elbinger Wikingerfunde im Rahmen der Wikingerfunde des Nordens. (Mit Lichtbildern).
11. Februar 1937: Prof. Dr. Carstenn, Georg Räuber, Elbings Führer in entscheidenden Wochen (1457).
8. März 1937: Prof. Dr. Müller, Die Landschaft um Elbing im Wandel der Zeiten. (Mit Lichtbildern).
15. März 1937: Dipl.-Ing. Gebhardt, Wiederherstellung von Althäusern. Mit Führung durch die Ausstellung im Städtischen Museum.
26. April 1937: Kreisschulrat Galbach, Über Fragen der Volkskunde.

1937/38.

1. Dezember 1937: Prof. Dr. Radig, Haus und Hof der deutschen Stämme. (Mit Lichtbildern).

17. Januar 1938: a) Prof. Dr. La Baume, Danzig, Die polnischen Ausgrabungen in Biskupin. (Mit Lichtbildern); b) Reg.-Baurat Uhl, Das Elbinger Haff zu Wulfstans Zeit und das Tief in der Nehrung. (Mit Lichtbildern).

31. Januar 1938: Dr. Schieder, Königsberg, Die Staatsrechtlehren der deutschen Aufklärung und ihre Einflüsse auf Westpreußen.

25. Februar 1938: Museumsdirektor Mannowski, Danzig, Der Schatz von St. Marien in Danzig. (Mit Lichtbildern).

21. April 1938: Prof. Dr. Hurtig, Die Elbinger Höhe, Eine kulturgeographische Betrachtung.

Der für 1937 geplante Ausflug nach Allenstein, Osterode und Mohrungen mußte wegen zu geringer Zahl der Anmeldungen ausfallen.

1938/39.

11. November 1938: Studienrat Dr. Schmauch, Marienburg, Nikolaus Coppernikus — ein Deutscher. (Mit Lichtbildern).

9. Dezember 1938: Dr. Bohnsack, Königsberg, Die Burgunder in Ostdeutschland. (Mit Lichtbildern).

21. Januar 1939: Prof. Dr. Wolfrum, Die Entwicklung der Staatsautorität gegenüber der Kirche im Zeitalter des Absolutismus.

3. Februar 1939: Museumsdirektor Dr. Rohde, Königsberg, Kunstwerke aus Bernstein. (Mit Lichtbildern).

17. April 1939: Prof. Dr. Dobers, Bevölkerungsbiologische Forschungen auf der Frischen Nehrung. (Mit Lichtbildern).

Außerdem fanden einige Führungen durch Sonderausstellungen im Museum von Dr. Neugebauer und Dozent Würpel statt.

Am 21. August 1938 unternahm die Elbinger Altertumsgesellschaft gemeinsam mit dem Westpreußischen Geschichtsverein (Führung Prof. Dr. Keyser, Danzig-Oliva) eine Autobusfahrt über Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Dt. Eylau. Es wurden außer den Städten selbst einige vorgeschichtliche Burgen und einige Schlösser in den Kreisen Marienwerder und Rosenberg besichtigt.

1939/40.

29. Dezember 1939: Führung durch die Menzel-Ausstellung im Museum (Dozent Würpel).

29. Januar 1940: Prof. Dr. Weicker, Steuerpolitik im Altertum.

4. März 1940: Dr. Ehrlich, Germanische Heiligtümer. (Mit Lichtbildern).

26. April 1940: a) Pfarrer i. R. Wendland, Hans Memlings „Jüngstes Gericht" und sein Eroberer, Paul Beneke; b) Dr. Ehrlich, Wikinger als Gründer slawischer Reiche.

Feierstunde zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Ehrlich.

Am 27. Mai 1938, dem Vorabend zum 70. Geburtstage ihres Vereinsleiters, veranstaltete die Elbinger Altertumsgesellschaft eine Feierstunde in der festlich geschmückten und durch Kerzen beleuchteten Diele des Städtischen Museums. Außer zahlreichen Mitgliedern der Elbinger Altertumsgesellschaft nahmen an derselben als Ehrengäste auch Vertreter der Behörden und benachbarter und befreundeter Vereine teil. Nach einer Begrüßung durch den stellvertretenden Vereinsleiter, Stadtbibliotheksdirektor Dr. Bauer, folgten die Glückwünsche. Als erster sprach Herr Regierungspräsident v. Keudell, zugleich als Vertreter des Herrn Ministers, von dem er Glückwünsche und eine außerordentliche Beihilfe von 1000,— RM.

für Ausgrabungen überbrachte, und des Herrn Gauleiters und Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen. Die Glückwünsche des Landkreises Elbing brachte Herr Landrat Eichorius unter Überreichung einer Ehrenurkunde zum Ausdruck. Für die Stadtverwaltung Elbing sprach in Vertretung des auf Urlaub befindlichen Herrn Oberbürgermeisters der Dezernent für das Kulturwesen, Herr Bürgermeister Damm, und beglückwünschte den Jubilar unter Überreichung einer gerahmten und mit Widmung versehenen Radierung des Fischmarktes in Elbing von Paul Gabel. Museumsassistent Dr. Neugebauer überbrachte die Glückwünsche der Angestellten und Arbeiter des Städtischen Museums und überreichte als Geburtstagsgabe Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts". Die Elbinger Altertumsgesellschaft ehrte ihren Vereinsleiter durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft und durch eine stattliche Festschrift, die als Heft 15 des Elbinger Jahrbuchs dem Jubilar in gediegenem Ledereinbande übereicht wurde. Sprecher war Dr. Bauer. Als Vertreter des Staatlichen Gymnasiums, dessen Lehrkörper der Jubilar mehr als drei Jahrzehnte angehört hatte, sprach in Vertretung des verreisten Oberstudiendirektors Skrey Studienrat Dr. Wittig, der auch eine Festgabe überreichte. Es folgten dann die Glückwünsche der befreundeten Vereine. Für den Reichsbund für deutsche Vorgeschichte sprach Hochschulprofessor Dr. Radig. Er überreichte eine Blumenspende und stellte eine weitere Ehrung in Aussicht. (Dieselbe erfolgte am 26. September 1938 bei der 5. Reichstagung für Vorgeschichte in Hannover, wo der Führer des Reichsbundes, Reichsamtsleiter Prof. Dr. Reinerth, gelegentlich der Gedenkfeier zum 80. Geburtstage des verewigten Altmeisters Gustaf Kossinna, unseres einstigen Ehrenmitgliedes, mir den mir vom Reichsbunde verliehenen Ehrenring überreichte). Für die „Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung" sprach Prof. Dr. Keyser, Danzig-Oliva. Prof. Dr. La Baume teilte dem Jubilar unter Glückwünschen die Ernennung zum Ehrenmitgliede des „Westpreußischen Geschichtsvereins" mit. Die „Altertumsgesellschaft Prussia" in Königsberg, die ihr damaliges Korrespondierendes Mitglied im Dezember 1937 zum Ehrenmitgliede ernannt hatte, überreichte durch ihren Vereinsleiter, Museumsdirektor Dr. Gaerte, die silberne Ehrennadel der Prussia. Die Glückwünsche des „Ermländischen Geschichtsvereins" überbrachte Studienrat Dr. Schmauch, Marienburg.

Zahreiche Blumenspenden wandelten die Diele in einen blühenden Garten um. Die Feier wurde durch musikalische Darbietungen eines Streichorchesters der Hochschule für Lehrerbildung unter der Leitung des Herrn Dozenten Jörns würdig umrahmt.

Der Gefeierte dankte herzlich für die ihm in so reichem Maße dargebrachten Glückwünsche, Ehrungen und Gaben. Er hob hervor, daß er es in erster Linie seinen vielen Freunden und Mitarbeitern zu danken habe, wenn er in der Altertumsgesellschaft und im Städtischen Museum Anerkennenswertes habe leisten können. Dann aber auch vor allem den vielen Förderungen und Unterstützungen durch reiche Beihilfen, die ihm von den staatlichen Behörden und nicht zum mindesten auch gerade von der Stadtverwaltung Elbing und dem Landkreise Elbing immer wieder bewilligt worden seien.

Nach der Feierstunde im Städtischen Museum vereinigten sich noch viele der Teilnehmer zu einem geselligen Beisammensein im Kramerzunfthaus.

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, auch in diesem Berichte der Elbinger Altertumsgesellschaft für die Veranstaltung dieser Feierstunde, die mir und meinen Angehörigen unvergeßlich bleiben wird, und für die hohe Ehrung, die sie mir durch Herausgabe der Festschrift und durch die Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede, später auch zu ihrem Ehrenvorsitzenden erwiesen hat, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Teilnahme an Tagungen und festlichen Veranstaltungen.

Hier ist besonders des Jahres 1937 zu gedenken, das sehr reich an für Elbing und für die Altertumsgesellschaft bedeutsamen Ereignissen war. Zu Pfingsten, vom 17. bis 20. Mai, tagten in Elbing der Hansische Geschichtsverein und der Verein für niederdeutsche Sprachforschung, vom 21. bis 28. August feierte die Stadt Elbing ihr 700jähriges Bestehen und

vom 16. bis 23. Oktober fand in Elbing die 4. Reichstagung für deutsche Vorgeschichte statt. An allen diesen Veranstaltungen beteiligte sich auch die Elbinger Altertumsgesellschaft, nicht nur durch Teilnahme der Mitglieder an den Vorträgen und festlichen Veranstaltungen, sondern auch durch Herausgabe von Festschriften, die sie der Jubiläumsstadt Elbing und in einzelnen Teilen den auch von ihr eingeladenen Vereinen und Verbänden stiftete. Bei den Tagungen der auswärtigen Vereine und des Reichsbundes wurde auch der Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft von den Vereinsleitern stets anerkennend gedacht. An beiden Veranstaltungen wurden auch von Mitgliedern der Elbinger Altertumsgesellschaft Vorträge gehalten. Auf der Tagung des Hansischen Geschichtsvereins sprachen Dr. Bauer und Prof. Carstenn, auf der Reichstagung für Vorgeschichte Prof. Ehrlich, Dr. Neugebauer und Prof. Wolfrum.

Auch auf auswärtigen Tagungen war die Altertumsgesellschaft vertreten. Prof. Dr. Ehrlich nahm in seinen Eigenschaften als Vereinsleiter, Museumsleiter und Vertrauensmann teil 1935 an der Tagung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen in Schneidemühl und Wollin, 1936 an der Tagung der ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte in Hirschberg und Kauffung und an der 3. Reichstagung für Vorgeschichte in Ulm, 1937 am 1. Baltischen Historiker-Kongreß in Riga als Mitglied einer vom Herrn Minister ernannten deutschen Abordnung und an der 2. Tagung der Nordischen Gesellschaft in Lübeck und Kopenhagen, 1938 an einer Tagung der Lilienthalgesellschaft für Luftfahrtforschung unter dem Leitwort „Das Flugbild im Dienste der vor- und frühgeschichtlichen Forschung" im Haus der Flieger in Berlin, ferner an der 5. Reichstagung für Vorgeschichte in Hannover, wo mir der Ehrenring des Reichsbundes verliehen wurde und an einer vom Herrn Minister einberufenen Tagung der Vertrauensmänner in Berlin. An mehrere Tagungen anschließend unternahm der Vereinsleiter dann auch noch Studienreisen, besonders im Zusammenhang mit seiner Arbeit über Succase. So wurden u. a. Museen in Mitteldeutschland, Südostdeutschland, in der Ostmark und im Protektorat Böhmen-Mähren zu Studienzwecken besucht. An einigen der genannten Tagungen nahmen auch andere Mitglieder der Elbinger Altertumsgesellschaft teil, so Dr. Neugebauer an der vom Herrn Minister einberufenen Tagung in Berlin (1938) und Prof. Radig an den Tagungen in Hirschberg, Ulm, Lübeck und Hannover (1936, 1937 und 1938). —

Bibliotheksdirektor Dr. Bauer vertrat die Altertumsgesellschaft 1936 auf der Tagung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine in Karlsruhe und 1937 auf der Tagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in Königsberg. Dr. Neugebauer war Vertreter der Altertumsgesellschaft 1939 auf der Tagung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" in Kiel.

An den Kosten für diese Tagungs- und Studienreisen hat die Altertumsgesellschaft nur anteilig teilgenommen. In den meisten Fällen standen andere Mittel zur Verfügung.

Auch an den auswärtigen Tagungen und Vereinsveranstaltungen waren Vorstandsmitglieder der Elbinger Altertumsgesellschaft mit Vorträgen beteiligt.

Prof. Ehrlich hielt auf Einladung der Ortsgruppe Berlin des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in der Berliner Universität am 20. Dezember 1935 einen Vortrag über Succase und am 23. März 1938 über „Die Germanen im Gebiet der unteren Weichsel". Weitere Vorträge über Succase fanden statt 1936 auf der Reichstagung in Ulm, 1937 in Königsberg in der Altertumsgesellschaft und im Verband ostmärkischer Heimatmuseen und in Danzig im Westpreußischen Geschichtsverein. 1937 hielt dann Prof. Ehrlich in Riga auf dem 1. Baltischen Historiker-Kongreß einen Vortrag über „Truso im Lichte der neuen Elbinger Ausgrabungen".

Dr. Neugebauer sprach 1937 im Verband ostmärkischer Heimatmuseen über die Ausgrabungen in der Scharnhorststraße und auf dem Neustädterfeld und 1939 auf der Kieler Tagung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" über die Wikinger.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen.

1. Elbinger Jahrbuch.

Vom Elbinger Jahrbuch sind seit 1935 drei Hefte erschienen:

Heft 12/13 erschien 1936 als Doppelheft „Zum 70jährigen Bestehen des Städtischen Museums". Außer größeren Abhandlungen über die Ausgrabungen in Succase (Ehrlich) und Lärchwalde (Neugebauer) und über die geologischen Verhältnisse des Südwestrandes der Elbinger Höhe (Müller) enthält es seiner Bestimmung entsprechend besonders Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing und über Gegenstände des Museums, so u. a. über den alten Taufstein aus der Annenkirche (Schmid), über den Elbinger Dukaten Heinrichs von Plauen (E. Waschinski, Kiel) und über Fensterscheiben und Wappen von Elbinger Familien im Städtischen Museum (Abs). In einem Geleitwort des Herausgebers wird ein Überblick über die Geschichte des Museums gegeben.

Heft 14 wurde 1937 in zwei Teilen als Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Elbing herausgegeben. Der erste Teil, der „Preußisch-Hansische Beiträge" enthielt, wurde schon Pfingsten zur Tagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung den Mitgliedern dieser Vereine als Festgabe überreicht, während als Festgabe zur Tagung des Reichsbundes Abhandlungen dieses ersten Teiles mit solchen des später erschienenen zweiten Teiles zu einer besonderen Festschrift vereinigt wurden. Der Plan zu dem ersten Teile „Preußisch-Hansische Beiträge" war von Bibliotheksdirektor Dr. Hanns Bauer ausgegangen, der auch die Schriftleitung übernahm. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß sich eine größere Zahl auch von auswärtigen Mitarbeitern zur Mitwirkung an diesem Heft bereitfand. Leider hinderte ihn später eine langwierige Krankheit, die Schriftleitung zu Ende zu führen, so daß auf seinen Wunsch und im Einvernehmen mit dem Herrn Oberbürgermeister schließlich Prof. Ehrlich wieder die Schriftleitung übernahm und auch als Herausgeber zeichnete. Herrn Dr. Bauer sei aber auch an dieser Stelle für seine aufopfernden, erfolgreichen Bemühungen herzlichst gedankt. Es traf sich sehr günstig, daß gerade in diesem Jubiläumsjahre der Stadt Elbing als gesichertes Ergebnis neuester Ausgrabungen in der Stadt schon die endgültige Lösung der Trusofrage bekanntgegeben werden konnte, daß über die Lage von Truso im Stadtgebiete von Elbing, wie sie von der Elbinger Forschung schon immer vermutet worden war, nunmehr kein Zweifel mehr möglich war. So sind auch in dem zum Jubiläum der Stadt Elbing herausgegebenen Heft die Abhandlungen von Ehrlich „Der preußisch-wikingische Handelsplatz Truso. Ein Forschungsbericht" und von Neugebauer „Die Bedeutung des wikingischen Gräberfeldes in Elbing für die Wikingerbewegung im Ostseegebiet" mit ihren für die Trusofrage bedeutsamen Darstellungen als die Zeit vor Gründung der Stadt behandelnd an den Anfang gestellt. Die folgenden Arbeiten behandeln dann Themen zur Geschichte Elbings und anderer Hansestädte, Beziehungen Elbings zu seiner Mutterstadt Lübeck u. a. Die Ziele des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung berücksichtigend, der mit dem Hansischen Geschichtsverein gemeinsam 1937 in Elbing tagte, sind dann in den ersten Teil auch noch die Abhandlungen „Zur Sprache des Elbinger Kämmereibuches" von Walther Ziesemer und „Fischer-Volkssprache in Kahlberg-Liep auf der Frischen Nehrung" von Karoline Krüger aufgenommen worden. Der zweite Teil enthält dann mit Rücksicht auf die Herbsttagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte noch einige weitere Abhandlungen zur Vor- und Frühgeschichte, außerdem aber auch wieder einige wichtige Beiträge zur Geschichte der Jubiläumsstadt Elbing.

Heft 15 erschien dann 1938 als „Festschrift. Bruno Ehrlich zum 70. Geburtstag dargebracht". Als Herausgeber dieses Heftes zeichneten Hanns Bauer, Werner Neugebauer und Werner Radig. Entsprechend der Bestimmung des Heftes war auch in diesem Hefte der Kreis der Mitarbeiter bedeutend weiter gesteckt als sonst. So haben sich 35 Freunde, Mitarbeiter und Berufskollegen Ehrlichs aus dem Inlande und Auslande mit Beiträgen zu diesem stattlichen Hefte vereinigt. Den einleitenden Aufsatz „Das Städtische Museum in

Elbing und sein Leiter" verfaßte Oberbürgermeister H. Woelk. Daran schließen sich in bunter Folge Abhandlungen zur Landeskunde, zur Vor- und Frühgeschichte, zur Volkskunde, zur Geschichte der Stadt Elbing und zur Denkmalpflege. Eine Würdigung aller dieser schönen Beiträge, die ich mit größtem Interesse und großer Bereicherung meines Wissens gelesen habe und auch heute noch immer wieder mit großer Freude lese, muß ich mir im Rahmen dieses Berichtes leider versagen. Wohl aber ist es mir ein Herzensbedürfnis, den Herausgebern, Herrn Oberbürgermeister Woelk als Verfasser des einleitenden Aufsatzes, in dem er meine Tätigkeit mit warmempfundenen Worten und so wohwollend würdigt, allen den Stellen, die zu den recht erheblichen Kosten für das stattliche Heft beigesteuert haben, ferner allen Verfassern der vielen Abhandlungen, die mir durch ihre Beiträge ihre Anhänglichkeit und Freundschaft in einer mir so wohltuenden Weise bekundet haben, schließlich auch der Druckerei der Westpreußischen Zeitung für die gediegene Herstellung des Buches und den geschmackvollen, kunstgewerblich wertvollen Einband des Widmungsstücks meinen tiefempfundenen Dank auch an dieser Stelle auszusprechen. Wenn die Herausgeber ihre Widmung mit dem freundlichen Wunsche geschlossen haben: „Möge Ihre Arbeit noch viele Früchte tragen!", so kann ich darauf nur erwidern, daß eine reiche Saat für solche von mir noch erhofften und gewünschten Früchte gerade auch in dieser Festschrift ausgestreut ist, daß die Liebe und die Verehrung, die aus ihr sprechen, als Keim- und Triebkraft für solche Früchte in mir wirken sollen und werden.

In den Jahren 1939 und 1940 konnten aus technischen Gründen keine Hefte des Elbinger Jahrbuchs erscheinen.

Elbinger Heimatbücher.

Schon seit einigen Jahren werden zwei weitere Heimatbücher vorbereitet. Pfarrer Dr. Mertens hat eine „Münzgeschichte Elbings" verfaßt. Ferner liegt eine Arbeit von Regierungsbaurat Uhl, jetzt in Königsberg, über „Die Frische Nehrung und ihre Entstehung" vor, die wegen ihrer Ausführungen über die ehemaligen Tiefe in der Nehrung auch geschichtlichen Wert hat, vor allem für die Deutung des Wulfstan-Berichtes neue Möglichkeiten erschließt. Die Herausgabe dieser beiden Arbeiten im Rahmen der „Elbinger Heimatbücher" ist bis zur Zeit der Abfassung dieses Berichtes leider noch nicht möglich gewesen, da noch nicht völlige Kostendeckung vorliegt. Es besteht aber Aussicht, daß die noch fehlenden Beträge bald bewilligt werden.

Andere wissenschaftliche Veröffentlichungen von Mitgliedern der EAG.

Über wissenschaftliche Veröffentlichungen von Mitgliedern der Altertumsgesellschaft zu den Ausgrabungen ist in diesem Hefte des Jahrbuches in dem Berichte über das Städtische Museum gesprochen worden. Zusätzlich soll erwähnt werden, daß 1940 eine Abhandlung von Ehrlich „Schnurkeramische Pfostenhäuser bei Tolkemit" im 32. Jahrgang der Zeitschrift „Mannus" erschienen ist, die einen vorläufigen Bericht über die 1935 und 1939 ausgeführten Ausgrabungen am Schweinelager bei Tolkemit enthält. Es sei aber auch in diesem Berichte auf einige Werke von Mitgliedern der Altertumsgesellschaft hingewiesen, die für die Geschichte Elbings von besonderer Bedeutung sind. 1937 erschien zum Jubiläum der Stadt die „Geschichte der Hansestadt Elbing" von Edward Carstenn. In demselben Jahre die „Geschichte Ost- und Westpreußens" von unserm Ehrenmitgliede Prof. Schumacher. Der Verfasser hat dieses wertvolle Werk, das ebenso wie das von Carstenn in diesem Hefte ausführlich besprochen ist, der Elbinger Altertumsgesellschaft als Zeichen des Dankes für seine Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede gewidmet. Es ist das erstemal, daß unserer lieben Altertumsgesellschaft eine solche Widmung und Ehrung zuteil wird, und wir möchten auch in diesem Hefte unserm verehrten Ehrenmitgliede, Prof. Bruno Schumacher, unsern herzlichen Dank dafür aussprechen. Die Elbinger Altertumsgesellschaft ist stolz darauf,

daß dieses schöne Werk ihr zugeeignet ist. — Unser Ehrenmitglied Prof. La Baume hat dann zusammen mit dem uns nahe stehenden Prof. Engel und Dr. Langenheim 1937 den Teil I des „Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte" „Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenland" mit sehr ausführlichem Erläuterungsband bearbeitet und herausgegeben. Von Hochschulprofessor Dr. Werner Radig sind erschienen: „Heinrich I. Der „Burgenbauer und Reichsgründer" (Leipzig 1937) und „Germanisches Siedlungswesen" (Leipzig 1935/39). Ein für die Geschichte Elbings wertvolles Buch: „Ignatz Grunau und George Grunau 1795—1890. Ein Beitrag zur Geschichte Elbings im 19. Jahrhundert", von Amtsgerichtsrat Axel Grunau verfaßt, ist gleichfalls schon 1937 erschienen. Hingewiesen sei dann noch auf die Arbeit von Stadtschulrat i. R. Ringleb „Geschichte des Elbinger Volks- und Mittelschulwesens unter preußischer Herrschaft" (1937) und auf die Herausgabe der „Matrikel des Gymnasiums zu Elbing" durch Stadtinspektor Abs. Die bisher vorliegenden zwei Lieferungen lassen schon erkennen, daß auch diese Matrikel ein gewaltiges Quellenmaterial für Elbinger Familienforschung enthält.

Es ist mir eine besondere Freude, einmal darauf hinweisen zu können, ein wie erfreuliches Maß wissenschaftlicher Arbeit auch außerhalb des Rahmens der eigentlichen Vereinstätigkeit von Mitgliedern der EAG. geleistet wird. Sollte ich weitere Arbeiten von Mitgliedern nicht erwähnt haben, so ist es aus Unkenntnis geschehen, und ich wäre für freundliche Hinweise stets sehr dankbar.

Die Elbinger Altertumsgesellschaft und das Städtische Museum.

Eines für die Geschichte der Elbinger Altertumsgesellschaft besonders wichtigen Ereignisses muß im Rahmen dieses Berichtes noch gedacht werden. Von 1878 bis 1938, also 60 Jahre lang, waren die Leitung der Elbinger Altertumsgesellschaft und des 1864 gegründeten Städtischen Museums in einer Hand vereinigt. Die reichen Sammlungen der Elbinger Altertumsgesellschaft waren seit dieser Zeit mit den Städtischen Sammlungen vereinigt. Mit dem Jahre 1924, als das Museum endlich ein eigenes Haus als Heim erhielt, begann ein gewaltiger Aufschwung des Museums, so daß bald ein zweites und dann ein drittes Haus zur Unterbringung und neuzeitlichen Anschauungen entsprechender Ausstellung der Sammlungen erforderlich wurde. 1929 übereignete die Elbinger Altertumsgesellschaft ihre ganzen Sammlungen der Stadt für das Städtische Museum. Sie stattete damit den Dank ab für die reichen Zuwendungen, die ihr von der Stadt schon seit Jahren regelmäßig und vorbildlich zuteil geworden waren. Seit dieser Zeit war auch die Durchführung der Ausgrabungen, die so lange von der Elbinger Altertumsgesellschaft ausgeführt worden waren, die Aufgabe des Städtischen Museums. Im Jahre 1934 wurde die durch den steten Zuwachs der Sammlungen und durch unerwartet zahlreiche Ausgrabungen erhöhte Arbeitslast des Museums so groß, daß der Herr Oberbürgermeister sich entschloß, einen wissenschaftlichen Assistenten einzustellen und auch weitere Hilfskräfte zu verpflichten. Und als 1938 Prof. Ehrlich mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter zunächst von der Leitung des Museums zurücktrat, wurde der bisherige wissenschaftliche Assistent von der Stadt vollamtlich als Museumsdirektor angestellt. Mit der Ernennung eines vollamtlichen Direktors für das Museum hat die alte traditionelle Vereinigung der beiden Ehrenämter ihr Ende erreicht. Die Elbinger Altertumsgesellschaft aber ist stolz darauf, daß sich durch ihre Bemühungen im Laufe der Jahrzehnte das Städtische Museum zu einer wissenschaftlichen Anstalt von solcher Bedeutung entwickelt hat, daß es nunmehr neben der Stadtbibliothek und dem Stadtarchiv eine selbständige Dienststelle mit einem vollamtlich tätigen Direktor geworden ist, daß das Kind, das sie 6 Jahrzehnte hindurch mit besonderer Liebe gehegt und gepflegt hat, nun der mütterlichen Hut entwachsen seine eigenen Wege gehen kann. Sie wird sich aber, wie eine treue Mutter, mit diesem ihren Kinde immer noch geistig verbunden fühlen.

Kassenverhältnisse.

Die Kassenverhältnisse haben sich seit 1935 durchaus günstig gestaltet. Dank der erfreulichen Bereitwilligkeit der Stadtverwaltung, die Abdeckung der durch die unerwartete mehrjährige Sperrung ihrer Jahresbeihilfen der Elbinger Altertumsgesellschaft erwachsenen Schuldenlast zu übernehmen, konnte die Restschuld an die Druckerei der „Elbinger Zeitung" in mehreren Raten getilgt werden. Da seitdem auch die früher üblich gewesenen Jahresbeihilfen in der dankenswerten alten Höhe seitens der Stadt regelmäßig bewilligt wurden und auch der Landkreis Elbing, die Provinz Ostpreußen und auf besondere Anträge der Herr Minister und die deutsche Forschungsgemeinschaft für die Herausgabe des „Elbinger Jahrbuchs" namhafte Beihilfen gewährten, konnte die Elbinger Altertumsgesellschaft glücklicherweise allen ihren Verbindlichkeiten stets nachkommen, und beim Abschluß der Jahresrechnungen konnten sogar immer erfreuliche Barbestände gebucht werden.

Leider aber war es z. T. wieder schwierig, alle fälligen Mitgliederbeiträge rechtzeitig oder überhaupt einzuziehen. Dieser Übelstand machte sich besonders nach Ausbruch des Krieges wieder bemerkbar. Manche Mitglieder waren zum Heeresdienst einberufen und daher schwer zu erreichen. Leider aber erklärten auch einige Mitglieder wegen ihrer Belastung durch Ausgaben für den Krieg und für die Winterhilfe ihren Austritt aus dem Verein, ohne auch teilweise nur an ihre satzungsgemäßen Verpflichtungen für das noch laufende Vereinsjahr und an die satzungsgemäß festgesetzte Frist für Austrittserklärungen zu denken. Wir bitten doch dringend daran zu denken, daß die Arbeiten und Verpflichtungen des Vereins auch während eines Krieges weiterlaufen. Wir halten auch in schwierigen Verhältnissen den Mitgliedern unsere Treue und bitten daher herzlich, daß auch unsere Mitglieder der Altertumsgesellschaft die Treue wahren, der Altertumsgesellschaft, die im Dienste für das Vaterland und für das Volk stets für die Erhaltung und Stärkung des Deutschtums in unserer lange bedrohten Nordostmark alle ihre Kräfte eingesetzt hat.

Übersicht über die Kassenverhältnisse.

Die Kasse schloß in Einnahme und Ausgabe ab:

1936/37	mit 10 219,20 RM.	Bestand bei Abschluß:	460,12 RM.
1937/38	mit 14 625,28 RM.	Bestand bei Abschluß:	1 168,38 RM.
1938/39	mit 13 623,64 RM.	Bestand bei Abschluß:	360,72 RM.
1939/40	mit 6 731,93 RM.	Bestand bei Abschluß:	4 640,67 RM.

Die Beihilfen betrugen	1936/37	3 200,00 RM.
	1937/38	5 600,00 RM.
	1938/39	5 400,00 RM.
	1939/40	4 900,00 RM.

Im Jahre 1938 vollendete die Altertumsgesellschaft das 65. Jahr ihres Bestehens. Von einer besonderen Feier, wie sie 1933 zum 60jährigen Bestehen der Elbinger Altertumsgesellschaft stattgefunden hatte, wurde abgesehen. Doch soll wenigstens im Berichte dieses Ereignisses gedacht werden. Möge die Elbinger Altertumsgesellschaft den ihr gestellten Aufgaben, mit denen sie sich seit 1933 auch voll und ganz in den Dienst der Partei gestellt hat, wie sie dieselben 65 Jahre lang und darüber hinaus in heimattreuer Gesinnung erfüllt hat, so auch weiterhin erfolgreich gerecht werden. Möge der gute Ruf, den sie im Reiche und auch im Auslande genießt, ihr auch weiterhin erhalten bleiben. Möge sie lebenskräftig weiter bestehen, an Zahl der Mitglieder und an Kraft der Betätigung wachsen, möge sie, nachdem ich 1939 meines hohen Alters wegen von ihrer Leitung zurückgetreten bin, nuter der neuen Leitung einer erfreulichen Blüte entgegengehen zum Segen und zur Ehre unserer Heimatstadt Elbing!

Prof. Dr. Bruno Ehrlich,
Ehrenvorsitzender.

III. Bücherbesprechungen

A. Vorgeschichtliches Schrifttum

Carl Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme. Untersuchungen über Siedlungsstetigkeit und Kulturgruppen im vorgeschichtlichen Ostpreußen. I. Band. Gräfe und Unzer, Königsberg Pr. 1935. 347 S. Text, 152 Tafeln Abbildungen und 10 Karten.

Carl Engel. Aus ostpreußischer Vorzeit. Gräfe u. Unzer, Königsberg Pr. 1935. 156 S. und 76 Abbildungen.

Prof. Dr. Carl Engel, zur Zeit der Abfassung der beiden Bücher noch Professor am jetzt eingegangenen Deutschen Herderinstitut in Riga, jetzt ordentlicher Professor für Vorgeschichte an der Universität Greifswald als Nachfolger des leider so früh verstorbenen Prof. Petzsch, hat in diesen beiden Büchern die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlicht, die er als Assistent am Prussia-Museum in mehrjähriger, sehr erfolgreicher Tätigkeit hat durchführen können. Die „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme" soll im ganzen 3 Bände umfassen. Leider konnten die noch fehlenden beiden Bände bisher nicht erscheinen.

Der Untertitel des großen dreibändigen Werkes besagt schon, daß Engel in demselben einen besonderen Nachdruck auf seine Untersuchungen über Siedlungsstetigkeit und Kulturgruppen im vorgeschichtlichen Ostpreußen legt. Und in der Tat bringt schon der erste Band, der nach einer eingehenden Erörterung des Problems der Siedlungsstetigkeit zunächst nur die Kulturgruppen der Steinzeit und vorchristlichen Metallzeit behandelt, gerade in diesen Hinsichten so wertvolle Aufschlüsse und überzeugende Nachweise, daß man wohl sagen kann, Engel hat mit seinen Untersuchungen die Vorgeschichtsforschung in Ostpreußen auf eine wesentlich erweiterte und gesicherte Grundlage gestellt. Es kann weiterhin gleich hinzugefügt werden, daß, wie wir aus dem in kürzerem Abriß die ganze Vorgeschichte Ostpreußens zusammenfassenden gleichfalls 1935 erschienenen Buche „Aus ostpreußischer Vorzeit" und dem 1936/37 erschienenen, hier gleichfalls besprochenen „Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte" und den „Erläuterungen" zu diesem Atlas aus der Feder von Engel und La Baume ersehen können, auch für die nachchristliche Metallzeit Ostpreußens ähnlich wertvolle Untersuchungen und Ergebnisse vorliegen, wie die im ersten Bande der „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme" verwerteten.

Engel fand freilich für seine Forschungen gerade in Ostpreußen und dem beim Erscheinen seiner beiden hier zu besprechenden Bücher im Jahre 1935 noch zur Provinz Ostpreußen gehörigen damaligen Regierungsbezirk Westpreußen schon eine durch gründliche Vorarbeiten namhafter Forscher weitgehend gesicherte Grundlage vor. So hat er einer Ehrenpflicht genügt, wenn er an die Spitze seines großen Werkes das Bild Otto Tischlers stellt, dem wir die ersten bahnbrechenden Untersuchungen zur Vorgeschichte Ostpreußens zu danken haben, der auch an dem methodischen Aufbau der damals noch jungen und vielfach noch nicht anerkannten jungen Vorgeschichtswissenschaft erfolgreich mitgewirkt hat, wenn er dann weiter der erfolgreichen Tätigkeit von Männern wie Bezzenberger, Heideck, Hollack, Heinrich Kemke, Max Ebert gedenkt, wenn er auch anerkennend die in Ostpreußens schwerster und traurigster Zeit von Wilhelm Gaerte verfaßte „Urgeschichte Ostpreußens" erwähnt, wenn er für den Regierungsbezirk Westpreußen die verdienstvolle Forschertätigkeit eines Siegfried Anger und Robert Dorr würdigt.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, auf Einzelheiten in den beiden Büchern einzugehen. Wir wollen nur auf die großen Linien hinweisen, die sich durch beide hindurchziehen. So ist es zunächst mit Hinsicht auf die Siedlungsstetigkeit in Ostpreußen — der ehemalige Regierungsbezirk Westpreußen ist hier immer mit einbegriffen — ein großes Verdienst Engels, daß er wesentlich durch seine eigenen Forschungen während seiner nur kurzen Assistententätigkeit dazu beigetragen hat, in der Forschung noch vorhandene Lücken zwischen einzelnen vorgeschichtlichen Perioden zu überbrücken. So hat er neue Beweise dafür beigebracht, daß die steinzeitliche Kultur noch ein langes Nachleben in der Bronzezeit hatte, die bronzezeitliche sich aber noch bis in die letzten Jahrhunderte vor Zeitenwende erhalten hat. Die Bronze sowohl wie später das Eisen sind in Ostpreußen erst wirklich allgemein in Gebrauch gekommen, als diese beiden wichtigen Metalle in den nordischen Ländern und auch in den meisten anderen Teilen Deutschlands schon längst ihren kulturbestimmenden Einfluß gewonnen hatten. So läßt Engel für Ostpreußen die Bronzezeit überhaupt erst um etwa 1500 v. Zw. beginnen, und unter Verzicht auf die für die nordischen Länder von Montelius aufgestellte Gliederung der Bronzezeit in 5 bzw. 6 Perioden unterscheidet er nur noch eine ältere (1500—1000) und eine jüngere Bronzezeit (etwa 1000—500), die Eisenzeit beginnt bei ihm also erst um 500 v. Zw., tritt allerdings auch dann anfangs nur ganz schwach in Erscheinung.

Während man also bis vor noch garnicht so langer Zeit die anscheinend vorhandenen Lücken während der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit und zwischen der frühen Eisenzeit und der jüngeren Latène-Zeit mit einer Abwanderung der alten und einer späteren Einwanderung einer neuen Bevölkerung erklären zu müssen glaubte, ist man jetzt berechtigt, von einer Siedlungsstetigkeit in Ostpreußen zu sprechen und in den Siedlern der Bronzezeit die direkten Nachkommen der jungsteinzeitlichen baltischen Urbevölkerung Ostpreußens zu sehen. In dieser Beziehung sind die planmäßigen Untersuchungen ostpreußischer Hügelgräber durch Engel von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Engel hat aber auch einen direkten Übergang von der Hügelbestattung zu den Flachgräbern des Latène und der nachchristlichen Eisenzeit nachweisen können. Und ebenso sind durch neuere Ausgrabungen — es sei nur auf das vierstöckige Gräberfeld von Linkuhnen bei Tilsit hingewiesen — Lücken zwischen der geschichtlichen Völkerwanderungszeit und der jüngsten heidnischen Zeit, also zwischen den Perioden E und H der von Tischler und Bezzenberger erarbeiteten und von Kemke weiter ausgebauten typologisch-chronologischen Gliederung für Ostpreußen weiter ausgemerzt worden, wie wir ja auch in unserem Bezirk in Westpreußen schon zu ähnlichen Ergebnissen gelangt waren. Es sind eben nicht alle Kulturperioden in allen Teilen des Gebietes in Erscheinung getreten, und gerade die Perioden F und G, also im wesentlichen die Wikingerzeit, haben nur ganz beschränkte Bedeutung gehabt, Gräber der Periode F sind zudem wegen der damals üblichen Armut an Beigaben schwer zu erkennen.

Diese Siedlungsstetigkeit ist allerdings nur für den größten Teil der eigentlichen Provinz Ostpreußen, für diesen freilich nunmehr von der jüngeren Steinzeit bis zur Ordenszeit nachgewiesen. Für Westpreußen und den westlichen Teil von Ostpreußen liegen insofern andere Verhältnisse vor, als wir es hier von der jüngeren Bronzezeit an (Per. V Montelius) bis weit in die geschichtliche Völkerwanderungszeit mit einer Herrschaft der Germanen zu tun haben. Auch hier sind, wie Engel bemerkt, durch die Untersuchungen von W. Heym, Marienwerder, Lücken in der Latène-Periode überbrückt worden.

In Ost- und Westpreußen hat es sich gezeigt, daß die für andere Länder, ja auch für andere Gebiete Deutschlands giltige zeitliche Einstufung der verschiedenen Kulturperioden hier nicht ohne weiteres durchführbar ist. Die Kulturen haben sich hier im entlegenen Nordosten des Vaterlandes vielfach verspätet, die Bevölkerung verharrte noch lange in älteren Kulturverhältnissen, ehe sie sich neueren zugänglich zeigte. Es soll übrigens in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, daß die von Montelius aufgestellte und allgemein als Norm angesehene typologisch-chronologische Gliederung der Stein- und Bronzezeit nicht

einmal in Schweden mehr als allgemein durchführbar angesehen wird. So haben in allerjüngster Zeit Otto Rydbeck in Lund und andere schwedische Forscher den Nachweis erbracht, daß auch in manchen Teilen Schwedens, besonders im Norden, die alten Kulturen noch lange nachgelebt haben bzw. daß ältere Kulturen noch gleichzeitig mit jüngeren Bestand gehabt haben, so die steinzeitliche sogenannte Fangkultur des Fischer- und Jägervolkes noch neben der Kultur der später eingewanderten Ackerbauer. (S. zuletzt Otto Rydbeck, Über die Lebensdauer gewisser Altertumstypen und Kulturperioden in verschiedenen Teilen Skandinaviens. Meddelanden fran Lunds universitets Historiska Museum. Lund, 1940, S. 78 ff.).

Für die alte Provinz Ostpreußen ist also eine Siedlungsstetigkeit von der jüngeren Steinzeit bis zur Ordenszeit anzunehmen, auch wenn hier und da ein Nachweis noch nicht voll und ganz erbracht werden konnte. Innerhalb dieser baltischen Urbevölkerung kam es nun im Laufe der Jahrtausende zu einer Spaltung in verschiedene Stämme, wie sie der Deutsche Ritterorden bei der Eroberung des Landes vorfand. Die Kulturgruppenkarten Engels, die in seiner „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme" bisher bis zur Latène-Periode, in seinem Buche „Aus ostpreußischer Vorzeit" dann auch weiter bis zur Völkerwanderungszeit (5. bis 8. Jahrh. n. Chr.) vorliegen, geben ein anschauliches Bild, wie sich allmählich die Grenzen der einzelnen Stammesbezirke immer klarer erkennen lassen. Es liegt hier ein erster Versuch vor, der aber für die weitere Forschung sehr vielversprechend ist.

Sehr wertvoll für den Forscher und auch für den Laien, der sich weiter bilden will, ist die als Anhang beigefügte Materialsammlung. Sie enthält übersichtliche Zusammenstellungen einzelner Fundarten, sowie auch die Fundverzeichnisse zu den Karten. Das auf den 152 Tafeln veröffentlichte Bildmaterial ist sorgfältig zusammengestellt und vermittelt an sich schon in vieler Hinsicht tiefe Einblicke.

Gerade wegen dieser wertvollen Materialsammlungen wäre es, auch nach dem Erscheinen des großen Atlaswerkes, sehr zu wünschen, daß auch die beiden noch vorgesehenen Bände bald erscheinen.

Ist dieses dreibändige Werk mehr für den Forscher bestimmt, so ist das Buch „Aus ostpreußischer Vorzeit" mehr für einen größeren Kreis von interessierten Lesern bestimmt. Insbesondere wird es auch das gegebene Buch für Lehrzwecke sein. Wie in dem größeren Werke wird auch hier gezeigt, wie der ostpreußische Mensch aus der Eigenart der ostpreußischen Landschaft herausgewachsen ist, wie Klima und Bodenbeschaffenheit auf ihn eingewirkt haben, wie das Land ihm auch die Gesetze seiner Wirtschaft vorschreibt. Das Buch führt dann auch über die eigentliche vorgeschichtliche Zeit hinaus. In einem besonderen Kapitel werden die Kämpfe der Deutschordensritter dargestellt. Es wird weiter auf Ostpreußens germanisches und deutsches Schicksal hingewiesen und in einem letzten Kapitel auch die Rassengeschichte Ostpreußens behandelt. So berücksichtigt das Buch weitgehend, was in der Gegenwart der deutsche Mensch von der Vorzeit seines Landes und von seinen Ahnen zu wissen begehrt.

Beide Bücher halten sich frei von trockener Gelehrsamkeit. Sie wenden sich nicht nur an den Verstand, sondern auch an die Seele des deutschen Menschen. Prof. Engel hat zwar in Ostpreußen selbst nur wenige Jahre gewirkt, er hat dann seine Kräfte dem Deutschtum im Baltikum gewidmet, bis er nach Greifswald berufen wurde. Was Engel aber mit seinen Forschungen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen für Ostpreußen geleistet hat, sichert ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung und den Dank Ostpreußens.

Der Verlag Gräfe und Unzer hat beide Werke mit großer Liebe ausgestattet. Die heimatliche Literatur hat in diesem Verlage immer eine besondere Pflegestätte gefunden, und so sei ihm auch für diese beiden wertvollen Verlagswerke aufrichtig gedankt. B. Ehrlich

Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte. Im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung herausgegeben von Erich Keyser. I. Teil. Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande. Bearbeitet von Carl Engel und Wolfgang La Baume unter Mitwirkung von Kurt Langenheim. Herausgegeben von Wolfgang La Baume. 13 Karten. Gedruckt bei Georg Westermann, Braunschweig 1936. Kommissionsverlag von Gräfe und Unzer, Königsberg Pr.

Erläuterungen zum Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte. I. Teil. Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande. Bearbeitet von Carl Engel und Wolfgang La Baume. 1937. 291 S. Mit zahlreichen Abbildungen und Siedlungskarten. Kommissionsverlag von Gräfe und Unzer, Königsberg Pr.

Das vorliegende Werk ist der erste Teil des von der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung in Angriff genommenen Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte. Eingehende Besprechungen dieses die Vorgeschichte der beiden altpreußischen Provinzen behandelnden ersten Teiles sind von mir schon 1938 in den „Altpreußischen Forschungen" und in „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas" Jahrgg. 3, H. 2 veröffentlicht worden. Aler auch im „Elbinger Jahrbuch" darf ein Hinweis auf dieses bedeutende Werk nicht fehlen.

Es ist wohl das erstemal, daß ein Geschichtsatlas die Vor- und Frühgeschichte eines Landesteiles in so umfassender Weise in Karten und Erläuterungen behandelt, wie es hier, um es gleich zu sagen, in geradezu vorbildlicher Weise geschehen ist. Es ist aber auch das erstemal, daß hier in einem Werke über Vorgeschichte die Frühzeit der beiden alten Provinzen gemeinsam dargestellt ist, nicht, wie bisher, für jede der Provinzen besonders. So kommt in diesem Werke auch besonders klar zum Ausdruck, wie die beiden Provinzen schon von der frühesten Besiedlung an eine kulturelle Einheit bildeten, wie sich, auch in den Zeiten der Besiedlung durch verschiedene Völker, der Germanen im Weichselgebiet, der Balten in Ostpreußen, doch immer von hüben und drüben starke kulturelle Beeinflussungen nachweisen lassen, wobei freilich der westliche Teil des Gebietes weit mehr als der gebende erscheint Es ist eine im wesentlichen friedliche gegenseitige Durchdringung, die die beiden Provinzen immer wieder als Einheit erscheinen läßt.

Im Atlas werden auf 13 sehr sauber, klar und übersichtlich ausgeführten Karten durch Eintragung der wichtigsten Funde die Siedlungsgebiete in den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden dargestellt. Es ist interessant zu sehen, wie sich von Periode zu Periode immer klarer auch die Teilgebiete für die einzelnen Stämme der Germanen und Balten abgrenzen lassen, andererseits auch, wie in der späten Völkerwanderungszeit sich auch die allmähliche Abwanderung der Germanen und das langsame Einsickern slawischer Volksteile in die von den Germanen teilweise geräumten Gebiete westlich der Weichsel von den Karten ablesen läßt, wogegen Ostpreußen mit seiner sich allmählich bis zur Weichsel vorschiebenden baltischen Bevölkerung von der Völkerwanderung so gut wie unberührt bleibt.

Die auf den Karten des Atlas veranschaulichten Siedlungsverhältnisse werden in dem stattlichen Bande der „Erläuterungen" wissenschaftlich begründet und durch weitere Karten und zahlreiche Abbildungen ergänzt und erläutert. Man kann wohl sagen, daß dieser Band weit mehr enthält, als der bescheidene Titel „Erläuterungen" vermuten läßt. Wir haben hier eine neue Vorgeschichte im weitesten Sinne des Wortes aus der Feder der für diese Aufgabe durch ihre bisherigen Forschungen und Veröffentlichungen besonders berufenen Forscher. Während La Baume die Abschnitte für Westpreußen verfaßt hat, hat Engel, der damals noch Professor am deutschen Herder-Institut in Riega war und der jetzt als ordentlicher Professor für Vorgeschichte in Greifswald wirkt, die vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse in Ostpreußen behandelt, wo er eine Reihe von Jahren als Assistent des Prussiamuseums tätig war. Sehr wertvoll ist es, daß in den Erläuterungen auf Karten und im erläuternden

Teil auch die Nachbargebiete der beiden Provinzen eingehend berücksichtigt, ferner auch die weltgeschichtlich bedeutenden weiteren Handels- und Verkehrsverhältnisse in den Kreis der Betrachtung hineingezogen sind.

Im allgemeinen ist dem Werk der Stand vom 1. April 1935 zugrunde gelegt. Doch ist es erfreulich, daß wichtigere Forschungsergebnisse selbst noch aus dem Jahre 1937 wenigstens in den Erläuterungen noch berücksichtigt werden konnten. So haben auch unsere jüngsten für die Trusofrage entscheidenden Elbinger Ausgrabungen noch verwertet werden können.

Das Werk ist für jeden Forscher, dem auch eine reiche Literaturübersicht geboten wird, unentbehrlich. Aber auch für Lehrzwecke bietet es den Lehrern an Schulen und Bildungsanstalten jeder Art das für sie erforderliche Material. Ausstattung und Druck machen dem Verlag und der Druckerei alle Ehre. Es ist eine Leistung, auf die wir Ost- und Westpreußen stolz sein können und für die wir auch der Historischen Kommission und den fördernden Reichsstellen zu größtem Dank verpflichtet sind. Bruno Ehrlich.

W. La Baume, Ost- und Westpreußen in germanischer Vorzeit. 60 S. mit 9 Karten und 20 Abbildungen. Königsberg 1940. Komm.-Verl. der Danziger Verlags-Gesellschaft.

Prof. Dr. Wolfgang La Baume, der Verfasser der „Vorgeschichte der Ostgermanen", hat nun im Auftrage des Herrn Regierungspräsidenten in Marienwerder auch ein Büchlein über die germanische Vorzeit in den beiden altpreußischen Provinzen verfaßt. Es ist im wesentlichen ein Auszug aus des Verfassers „Vorgeschichte der Ostgermanen" und dem großen Atlas-Werk. So sind auch die Karten und Abbildungen diesen beiden Werken entnommen. Bei aller Kürze bietet dieser Abriß doch ein klares, übersichtliches Bild der germanischen Besiedlung unseres Heimatgebietes. Der Verfasser spricht von der Herkunft der Germanen an sich und der ostgermanischen Stämme, die teils von Westen und Nordwesten, teils aus Skandinavien hier eingewandert sind. Wir erfahren von der hohen kulturellen Bedeutung dieser Einwanderungen und längeren oder kürzeren Siedlungen dieser Stämme, von Grenzbeziehungen zu den Nachbarvölkern, schließlich von den Abwanderungen und den Schicksalen der noch im Lande verbliebenen Reste der Germanen. Zuletzt spricht La Baume dann noch von den völkergeschichtlichen Folgen der Abwanderung der Ostgermanen, von dem seit dem 6. und 7. Jahrhundert nachweisbaren weiteren Vordringen der Balten (Prußen) bis an die Weichsel, dem allmählichen Einsickern slawischer Scharen in die Gebiete westlich der Weichsel und südlich der Ossa, dem dann seit dem 10. Jahrhundert in der ostdeutschen Kolonisation eine Gegenbewegung folgte, die in der Eroberung West- und Ostpreußens durch den Deutschen Ritterorden ihren Abschluß fand. Die rund 1800 Jahre währende germanische Vorzeit der beiden Nordostprovinzen ist als die Glanzzeit in ihrer Vorgeschichte zu bezeichnen, der unter den Slawen eine etwa 5—6 Jahrhunderte dauernde Zeit des Verfalls folgte, dem nur das Einwirken von wikingischen Handelsniederlassungen entgegenwirkte.

Das Büchlein, das in sauberster Ausführung in der Ostdeutschen Verlagsanstalt und Druckerei, Königsberg Pr. gedruckt und im Kommissions-Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft (Paul Rosenberg), Danzig, verlegt ist, kann jedem warm empfohlen werden, der sich schnell über die germanische Vorzeit unserer engeren Heimat unterrichten will. Seine Anschaffung dürfte sich auch besonders für Volks- und Jugendbüchereien empfehlen.

B. Ehrlich

Vorgeschichte der deutschen Stämme. Germanische Tat und Kultur auf deutschem Boden. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth. 3 Bände. 1490 Seiten. 282 Textabbildungen. 568 Tafeln mit Abbildungen. Mit einem Geleitwort von Reichsleiter Alfred Rosenberg. Verlag Bibliographisches Institut zu Leipzig. 1940. In Lwd. geb. 58,50 RM.

Als Ludwig Schmidt 1910 den ersten Band seiner „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung" herausgab, konnte er sich auch schon auf Ergeb-

nisse der archäologischen Forschung stützen. So hat er auch schon in dieser ersten Auflage die frühen Arbeiten Gustaf Kossinnas und auch andere vorgeschichtliche Literatur berücksichtigt, wenngleich er den chronologischen Bestimmungen der Vorgeschichtsforscher noch skeptisch gegenüberstand. Seitdem sind 30 Jahre verflossen, und in diesem Zeitraum ist die Vorgeschichtswissenschaft, die ersten 20 Jahre noch unter Führung Gustaf Kossinnas, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsgestürmt. Schon 1912 erschien von Kossinna die erste Auflage seines klassischen Werkes „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", die schon die Grundlage für eine mit seiner siedlungsarchäologischen Methode zu erarbeitende Vorgeschichte auch der einzelnen deutschen Stämme enthielt und die nachhaltigste Anregung zu weiteren Forschungen in allen Gauen unseres Vaterlandes gab. Aber erst im letzten Jahrzehnt ermöglichten die zumal seit 1933 dank der hohen Wertung der Vorgeschichtsforschung im Dritten Reich in der erforderlichen Höhe fließenden staatlichen und andern Beihilfen die für eine gründliche Aufhellung der Vorzeit notwendigen Ausgrabungen größeren und größten Stils, so daß die vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse sich immer klarer erkennen ließen. So liegt jetzt schon aus fast allen Teilen des großdeutschen Reiches eine gewaltige Literatur vor, die den Zeitpunkt gekommen erscheinen ließ, die Ergebnisse der Forschung für die Vorgeschichte der deutschen Stämme in einem großen Sammelwerk zusammenzufassen.

Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß nunmehr, vom Reichsbund für deutsche Vorgeschichte und der Reichsleitung herausgegeben, im Verlag Bibliographisches Institut zu Leipzig dieses seit fünf Jahren vorbereitete und erarbeitete stattliche Werk erschienen ist, das sich in gleicher Weise auf geschichtliche Quellen, wie auf die gleichwertigen vorgeschichtlichen Urkunden stützt, die der Spaten aus dem Erdboden hervorgeholt hat als dem sicheren Archiv, das sie Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang treu aufbewahrt hat.

Herausgeber des Werkes ist der Reichsamtsleiter und Bundesführer im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte Prof. Dr. Hans Reinerth, der Nachfolger Gustaf Kossinnas und Max Eberts auf dem Berliner Lehrstuhl für Vorgeschichte. Mit 13 Mitarbeitern, die er als besondere Fachkenner der zu behandelnden Abschnitte hinzugezogen hatte, hat er in fünfjähriger Arbeit das Werk vollendet, das einen Teil des großen Monumentalwerkes „Das deutsche Volk" bildet, von dem bisher schon die „Deutsche Volkskunde", die „Deutsche Kulturgeschichte" und die „Deutsche Soldatenkunde" erschienen sind.

Den alten Vorkämpfern und der von ihnen befruchteten jüngeren Generation der Forscher ist es zu danken, wenn wir heute die Gewißheit haben, daß wir die Wurzeln unserer Art und Kultur nicht in einem unsern Ahnen böswillig oder leichtfertig angedichteten Barbarentum zu suchen haben, sondern daß, wie Alfred Rosenberg sagt, „in der Wucht der Großsteingräber, in der Kühnheit der urgermanischen Seefahrer, in der Kunstfertigkeit des Handwerks und in der Arbeit einer heute sich immer mehr erhellenden Epoche alle jene Eigenschaften vorgebildet und ausgelesen wurden, die später den Germanen die Kraft gaben, Gründer der meisten europäischen Nationalstaaten zu werden."

Als solche Bahnbrecher einer hohen Kultur erscheinen die Urgermanen auch in Hans Reinerths aus warmem Herzen, aber zugleich auch aus kühl abwägender kritischer Einstellung erwachsener fesselnder Darstellung im ersten Hauptabschnitt des vorliegenden Werkes. In Wort und Bild führt er den Leser in jene Urzeiten vor mehr als drei Jahrtausenden hinein, als zwischen Oder und Ems und im südlichen Skandinavien jene germanischen Bauern eine Kultur schufen, die in keiner Weise den gleichzeitigen Kulturen im Süden Europas nachstand, ja der der damaligen Bewohner Griechenlands und Italiens — Rom war ja damals überhaupt noch nicht gegründet — noch weit überlegen war und sich auch mit der so viel gepriesenen altbabylonischen, altägyptischen und ägäischen durchaus messen konnte. Was schon in jener Urzeit im Kunsthandwerk, im Bronzeguß und in der Edelschmiedekunst geschaffen wurde, steht in unserm Urteil auf einer Höhe, die später kaum noch wieder erreicht worden ist, wenn auch der erfinderische Geist des Germanen sich auf

anderen Gebieten oder in anderer Art auf denselben Gebieten immer wieder gleich bewunderungswürdig betätigt hat und noch betätigt.

Wir zeigen heute in unsern Museen, soweit sie den Ruf der Zeit verstanden haben, nicht mehr jene öden Sammlungen toten Materials, die die Museen lange Zeit als Stätten einer verknöcherten und verkalkten toten Gelehrsamkeit erscheinen ließen, sondern neben den Sammlungen der Originale führen die Museen heute in Wiederherstellungen, Modellen und Bildern dem Volke als richtige Volksbildungsstätten eine „lebendige Vorzeit" vor Augen. Diesen selben modernen Geist verrät nun auch als Erscheinung auf dem Büchermarkt das vorliegende Werk in allen seinen Teilen. Tat und Kultur der germanischen Stämme will es zeigen, dazu aber auch eindringen in die Seele der germanischen Ahnen, um den toten Stoff mit Leben zu erfüllen. So können wir es nur freudig und voll zustimmend begrüßen, wie Hans Reinerth die Ornamentik der urgermanischen Zeit zu deuten versucht, wie sie ihm „als ein einziger großer Ausdruck eines daseinsfrohen, lebensstarken Sonnenglaubens erscheint." Die Spiralbänder der älteren Gürtelplatten sind ihm aber nicht nur aneinandergereihte Sinnzeichen der Sonne; sondern „die harmonisch lebendige Bewegung, die diese geschlossenen Ringe endlos durcheilt, ist gleichzeitig der ornamentgewordene Ausdruck des endlosen Ausgriffes der nordischen Seele." So ist ihm diese Zierkunst „der Spiegel kraftvollsten Lebens, ist sie nicht auf dem Tisch hohlköpfiger Mustererfinder erstanden, deshalb lebt sie in gleichen Formen im Norden und Süden, im Osten und Westen des alten Germanenlandes." Wir kehren damit, wie Reinerth sagt, freilich mit einem besseren wissenschaftlichen Rüstzeug, zu den Deutungen eines Friedrich Lisch und eines Worsaae zurück, deren Auslegungen später materialistische Jahrzehnte belächeln zu können glaubten. Es ist auch durchaus richtig, daß Reinerth Künstler wie Wilhelm Petersen herangezogen hat, um dem Leser anschauliche Bilder aus der Vergangenheit zu zeigen. Denn gerade der Künstler hat dank seiner besonderen Veranlagung auch ein besonderes Einfühlungsvermögen und vermag aus solchem Erleben der Vorzeit heraus auch im Dienste der Wissenschaft überzeugend zu gestalten. Vor allem aber spielt das Lichtbild nach den Originalen selbst oder zur Veranschaulichung von Ausgrabungsbildern u. dgl. in unserm Werk neben dem kündenden Wort eine diesem durchaus ebenbürtige Rolle. Es tritt uns in einer solchen Fülle und Gestaltung vor Augen, daß wir von einem kulturgeschichtlichen Bilderatlas ersten Ranges sprechen können, den das Werk neben dem gedruckten Text enthält.

An Reinerths „Urgermanen" schließen sich im ersten Bande und auch dem ganzen zweiten Bande die Vorgeschichten der westgermanischen Stämme; der dritte Band enthält dann die Ostgermanen und die Wikinger.

Ein prächtiger Kranz aus edlen Blumen und Blüten, gewachsen im deutschen Garten, wird hier dem großdeutschen Volk als ein Edelschmuck auf die Stirn gedrückt. Hermann Schroller, der 1938 für seine vorbildliche Ausgrabung der Kaiserpfalz Werla den Kossinna-Preis erhielt, eröffnet den von Prof. Reinerth mit den „Urgermanen" geführten Reigen der aus Germanias Schoß entsprossenen Blumen mit den Friesen und Sachsen. Diese sitzen noch heute in den alten Stammessitzen der Urmutter Germania. In zähem Kampfe haben die Friesen in Marsch und Gest dem wildwogenden Meere den Boden abgerungen, um auf den künstlich aufgeschütteten Wurten der Marschen ihre festen Holzhäuser zu bauen und um die Feldfrucht anzubauen. Über die „Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet" hat jetzt W. Haarnagel eine Schrift mit 12 Beiträgen holländischer und deutscher Forscher herausgegeben (Hildesheim 1940), was als Ergänzung zu Schrollers Literaturverzeichnis hinzuzufügen ist. — Die Sachsen haben zäh für ihren alten Götterglauben gekämpft, bei Verden a. d. Aller für ihren Glauben schwere Blutopfer gebracht und sich in festen Burgen gegen die Slawen zur Wehr gesetzt. Mit den Friesen und Angeln vereinigt sind sie nach England übergesetzt und haben die Insel der Briten dauernd für das Germanentum gerettet. —

Prof. Stampfuß behandelt die Franken, die schon das erste germanische Weltreich begründeten und ihre ursprünglichen Stammesgrenzen weit nach Westen und Süden

vorschoben Die fränkischen Reihenfriedhöfe bergen in den reich ausgestatteten Gräbern der Sippenfriedhöfe die körperlichen Überreste dieser langschädligen Nordmänner und den reichen Schmuck, der auch aus den karolingischen Gauen weit bis nach Skandinavien im Handel verbreitet wurde.

Prof. Walter Schulz, der Nachfolger von Hans Hahne am Hallenser Museum, hat die Beiträge über die Hessen und die Thüringer geschrieben. Im Hessenlande haben die Nachkommen der alten Chatten die stolze Altenburg bei Niedenstein, das von Tacitus erwähnte Mattium, und andere Burgen erbaut. Der hessische Bauer ist noch heute ein Vertreter des altgermanischen Bauerntums, und in der Schwalm werden noch heute die alten Volkstrachten geehrt. — Die Thüringer im Herzen Deutschlands, die alten Hermunduren, Duringer, sind die Nachkommen jener Schnurkeramiker, die vor Jahrtausenden in weiten Wanderzügen, die sie u. a. auch an die Küste des Frischen Haffes führten, die Indogermanisierung Europas anbahnten. Weltberühmt sind das Grab der Fürstin von Haßleben und die Fürstengräber von Leuna unweit Merseburg, die mit ihren reichen Gold- und Silberschätzen eine hohe Blüte des Kunstgewerbes im 3. und 4. Jahrhundert u. Ztr. widerspiegeln.

Mti den Sweben oder Altschwaben macht uns Prof. Walther Matthes, Hamburg bekannt. Auch die Sweben, denen der fürstliche Gegner Julius Cäsars, der stolze Ariovist, entsprossen ist, gehören zu den ältesten germanischen Bestandteilen unseres Volkes. Sie umfaßten einst eine größere Anzahl von Stämmen. Das swebische Haus von Vehlow in der Ostpriegnitz, jetzt in einer Wiederherstellung mit vollständiger Inneneinrichtung im Freilichtmuseum Lübeck aufgebaut, legt von der hohen Wohnkultur der Sweben Zeugnis ab. Hochinteressant ist das Kapitel über Religion und Dichtung bei den Sweben, das von Matthes mit besonderer Liebe gestaltet ist. Wir hören da von den seltsamen Bräuchen in ihrem großen Stammesheiligtum, dem sich die Gläubigen nur in größter Ehrfurcht nahen durften, wir hören von den hehren Gestalten der Seherinnen bei den Germanen, ihrem Glauben an ein ewiges Leben und an eine Wiedergeburt, der in Sage und Dichtung zum Ausdruck kommt. Vieles von dem alten Glaubensgut der Sweben finden wir auch in der Edda und in den alten nordischen Sagas noch wieder.

Mit den Schwaben oder Alamannnen, die nach dem Zeugnis Gregors von Tours und anderen Quellen ein Teilstamm des großen swebischen Volkes waren, betreten wir unter Führung des Privatdozenten Dr. Werner Hülle, des treuen Assistenten Reinerths im Reichsbund, die süddeutsche Heimat Schillers und Uhlands, Hölderlins und Mörikes Den Sueben unter Ariovist, die von Cäsar zurückgedrängt wurden, folgten bald weitere suebische Scharen, die zur endgültigen Landnahme schritten. Ihre Vorstöße richteten sich gegen den rätischen Limes und führten sie zeitweise weit in die Schweiz hinein. Im 4ten Jahrhundert hatten sie schon ihre festen Sitze am Rhein zwischen Mainz und Straßburg. In den Kämpfen gegen die Römer standen sie trotz einiger schweren Niederlagen ihren Mann; gegenüber römischen Kultureinflüssen wußten sie ihre Eigenart zäh durchzusetzen. Ihre Skelettgräber in den Totengärten lassen ihre nordische Herkunft und in den Beigaben ihren hohen Kulturstand erkennen. Die Nachbildung einer alamannischen Totenbettstatt von Oberflacht, Kr. Tuttlingen, zeugt von einer hochentwickelten Holzschnitzkunst. Der schwäbische Bauer besitzt noch heute eine ganze Anzahl jener Eigenschaften, die wir heute als typisch nordische erkannt haben.

Die Vorgeschichte der Markomannen und Bayern aus der Feder des Sudetendeutschen Dr. Helmut Preidel, Saaz, zeigt uns dann, wie auch die östlichen Teile Süddeutschlands bis nach Böhmen im Kampf gegen die Kelten und das Römertum dem Deutschtum gewonnen wurden. Die Bildstreifen der Markussäule in Rom zeigen uns edle Markomannengestalten Es ist möglich gewesen, nach den bildlichen Darstellungen ihre Holzhäuser wiederherzustellen. Es waren teils Rundhäuser, teils Rechteckbauten. Vieles spricht nach Preidel dafür, daß die Bajuwaren Abkömmlinge der böhmischen Markomannen sind.

Doch zeigen die Gräber der Bajuwaren, daß sie sich weitgehend mit der rätoromanischen Bevölkerung vermischt haben, die sie bei ihrer Landnahme noch in Resten vorfanden.

Über die Quaden und über die Langobarden an der March und Donau berichtet eingehend Dr. Eduard Beninger, Wien. Nach den Bodenfunden saßen die Quaden vom 1. bis 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nördlich der Donau zu beiden Seiten der March. Sie fanden in der Slowakei eine keltische Bevölkerung vor, deren Kultur auch in der Hinterlassenschaft der Quaden Spuren hinterlassen hat. Andererseits bestanden auch Beziehungen zu den Elbgermanen und zu den ostgermanischen Lugiern Schlesiens.

Die völkerwanderungszeitlichen Langobarden im ehemaligen Rugiland, über die Beninger schreibt, waren Nachkommen der einst an der Elbe seßhaften Langobarden. So geht auch der Vorgeschichte dieser späteren Langobarden die der Langobarden an der Niederelbe aus der Feder von Dr. Willi Wegewitz, Hamburg-Harburg voraus. Sie waren auch ein Teilstamm der Sweben und wohl von Skandinavien eingewandert. Ihr früherer Stammesname war Winiler. Prof. Walther Schulz führt den Namenswechsel, an den sich eine bekannte Sage knüpft, auf den Übergang der Winiler vom Wanenkult zur Wodansverehrung zurück. Es ist für uns Westpreußen nun besonders interessant, daß nach der Darstellung von Willi Wegewitz wenigstens ein Teil der Langobarden aus Skandinavien über die Ostsee zur Weichselmündung und erst von hier zur Lüneburger Heide gewandert ist, während andere Teile wohl über Dänemark dahingelangt sind. In der Tat zeigen auch manche der von Wegewitz abgebildeten langobardischen Grabbeigaben eine starke Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Funden aus westpreußischen Gotengräbern. Andererseits weist Wegewitz auch für eine reichverzierte Schwertscheide von Harsefeld, Kr. Stade, Gegenstücke sowohl in Östergötland wie auf dem Gräberfelde von Rondsen, Kr. Graudenz nach, und Beziehungen zu Rondsen liegen, wie mir scheint, auch sonst vor. Eine weitere Klärung dieser Beziehungen halten auch wir mit Wegewitz für sehr wünschenswert. Sehr wertvoll sind in dem Abschnitt „Haus und Hof" die Mitteilungen über alte Backöfen und über den Getreidebau bei den Langobarden.

Die Frage, ob im Mittelalter an der March und Donau Langobarden gesessen haben, war lange umstritten, ist aber jetzt nach Beninger durch neuere Gräberfunde im nördlichen Gau Niederdonau, dem ehemaligen Rugiland, in bejahendem Sinne entschieden. Sie scheinen über Böhmen eingewandert zu sein. Noch im 6. Jahrhundert haben sie im Gau Niederdonau gesessen und gelangten allmählich zu einer Vormachtstellung in Mitteleuropa. Unter ihrem Könige Alboin zogen sie dann, mit andern germanischen Stämmen vereint, nach Italien, wo noch heute der Name Lombardei an sie erinnert. Ihre Herrschaft in Italien fand ein Ende, als sich Karl d. Gr. im Jahre 774 zu Pavia die eiserne Krone der Langobarden aufs Haupt setzte.

Mit dem dritten Bande kommen wir zu den Stämmen, die gerade für das östliche Deutschland, so auch für Ost- und Westpreußen, von Bedeutung gewesen sind, den Ost- und Nordgermanen. Prof. Ernst Petersen, Rostock, der aus der schlesischen Schule hervorgegangen ist, hat die Vorgeschichte der Bastarnen und Skiren verfaßt. Die Bastarnen haben schon in der jüngeren Bronzezeit im nordostdeutschen Raum zwischen der Oder- und Weichselmündung gesessen. Ihre südlichen Nachbarn waren die Illyrer, die Träger der sogenannten lausitzischen Kultur, ihre östlichen die baltischen Aistier, die Vorfahren der Prußen. Ihre Hauptblüte fällt in die frühe Eisenzeit, die Zeit der Gesichtsurnenkultur, die erste Glanzzeit der germanischen Besiedlung Pommerellens. Die Skiren waren wohl Westgermanen. Sie hatten ihre Sitze in der Slowakei, der Ukraine, auch in dem ehemaligen Polen und Ostdeutschland. Auf ihren Zügen nach Südosten vereinigten sich später die Bastarnen mit den Skiren und wanderten zum Schwarzen Meer. Ein besonderes Kapitel in Petersens Darstellung handelt auch von dem Geistesleben und der Religion der Bastarnen. Hier regen besonders die Haus- oder Speicherurnen und die Gesichtsurnen mit ihren vielen bildlichen Darstellungen zu Vermutungen an, wie wir sie u. a. auch La Baume zu verdanken haben. Alle diese Versuche sind dankbar zu begrüßen, obgleich natürlich die

Gefahr groß ist, daß wir aus unserm Gegenwartsbewußtsein heraus zu Deutungen kommen, die vielleicht doch nicht dem Denken, Fühlen und Glauben der Germanen in jenen weit zurückliegenden Zeiten entsprechen.

Auch was Prof. Martin Jahn, Breslau über den Gottesglauben der Wandalen in seiner vorzüglichen Vorgeschichte dieses Stammes sagt, ist sehr beachtenswert. Seiner Deutung der verschiedenen Sinnbilder als religiöser Urkunden, als Zeichen der Sonnenverehrung können wir unbedingt zustimmen. Wir erleben, von ihm geführt, auch die kultischen Feiern auf dem Siling, dem Zobten, wie er jetzt heißt, jenem alten Stammesheiligtum der Wandalen im Herzen Schlesiens, wo ein Zwillingsgötterpaar gleich den Dioskuren verehrt wurde. Wie Jahn überzeugend nachgewiesen hat, sind die Wandalen etwa 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung aus ihrer alten Heimat Vendsyssel in Nordjütland nach Schlesien und andern Gebieten Ostdeutschlands eingewandert. Ein abgesprengter Teilstamm der Wandalen hat auch in Masuren gesessen, hier schon von den Burgunden beeinflußt. Ihre Hauptsitze aber waren in Schlesien, wo mächtige Fürstengeschlechter über sie herrschten. Erst in der Völkerwanderungszeit begaben sie sich wieder auf die Wanderung, die sie schließlich bis nach Italien und Afrika führte. Der Ruf der Wandalen ist von der Nachwelt zu Unrecht verleumdet worden. Die Römer selbst haben anerkannt, wie menschlich die Wandalen bei der Eroberung Roms gehandelt haben.

Von größerer Bedeutung als die Wandalen waren für Westpreußen die Burgunden und Rugier, deren Vorgeschichte von Dr. Dietrich Bohnsack als dem gegenwärtig besten Kenner verfaßt ist. Ihre Gräber lassen sich mehrere Jahrhunderte hindurch seit etwa 100 v Ztr. im ganzen Gebiet der unteren Weichsel nachweisen; besonders dicht saßen die Burgunden am Weichselknie bei Graudenz und Thorn. Über ihre Herkunft schwebt nach Bohnsack immer noch einiges Dunkel. Die Insel Bornholm, das alte Burgundarholm, kommt jedenfalls als Herkunftsland nicht allein in Frage, sondern daneben wohl noch Südskandinavien. Die Rugierfrage ist auch noch immer ungeklärt. Nur scheint gesichert zu sein, daß sie als Holmrugier zeitweise im Weichseldelta siedelten. So ist es nur richtig, daß Bohnsack Burgunden und Rugier noch nicht gesondert behandelt. Die reiche Sachkultur der Burgunden im Weichsellande findet durch den Verfasser in Wort und Bild eine sehr eingehende und ansprechende Würdigung. Nur ist es auf Seite 1113 stilistisch nicht ganz klar zum Ausdruck gebracht, daß für die Burgunden gegenüber den benachbarten Goten eine ausgesprochene Eisenkultur und das seltene Vorkommen von Bronzeschmuck kennzeichnend ist. Im 5. Jahrhundert saßen sie am Rhein. Ihr Weg dorthin und auch später zur Rhone läßt sich sehr gut verfolgen. So sind auf der Wanderung zum Rhein Görlitz, Guben und Bautzen wichtige Stationen gewesen. Leider lassen sich, wie Bohnsack bemerkt, die Spuren ihrer Sitze am Rhein archäologisch noch nicht gnügend nachweisen. Ist es doch sogar noch unentschieden, ob das durch das Nibelungenlied berühmt gewordene Burgundenreich wirklich in Worms und überhaupt in Rheinhessen, nicht vielmehr am Niederrhein gelegen hat. Carl Schuchhardt hat sehr recht, wenn er in seinem Vortrage in der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 18. Juli 1940 darauf hinweist, daß weder das Nibelungenlied, noch Ilias und Odyssee als geschichtliche Quellen gewertet werden dürfen, sondern daß der Dichter den Stoff nach seiner Eingebung formt. Aber auch so wird das Reich in Worms wohl immer ein "Sinnbild stolzen germanischen Königtums" bleiben. Über die letzten Schicksale und den Untergang der Burgunden liegen sichere geschichtliche Nachrichten vor.

Ein nicht minder bedeutendes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Stämme ist die Vorgeschichte der Goten und Gepiden, die wir Dr. Gogo Müller-Kuales in Hamburg zu danken haben. Die Herkunft und die Schicksale der Goten sind, anders wie zum Teil bei den Burgunden, durch die geschichtlichen Quellen und die archäologischen Befunde wohl völlig geklärt. Ihre Urheimatgebiete waren Gotland und die schwedischen Landschaften Öster- und Westergötland. Jahrhunderte lang haben sie an der unteren Weichsel gesessen. Wenn Müller-Kuales freilich nach Kossinnas Vorgang auch Ostpreußen als Siedlungsgebiet der Goten bezeichnet, so ist dazu zu bemerken, daß die ost- und westpreußischen

Forscher heute schon anderer Ansicht sind. Nur die westlichen Teile der Provinz Ostpreußen gehörten noch zum Siedlungsbereich der Goten und Gepiden. Im Samland aber kann höchstens von einer gotischen Herrenschicht die Rede sein. Die letzten Untersuchungen Gaertes, Carl Engels und R. Schindlers haben den klaren Nachweis erbracht, daß die östliche Grenze an der Passarge-Alle-Linie lag. Das ist auch im ersten Teil des Atlas der ost- und westpreußischen Landeskunde und in dem Erläuterungsbande „Völker und Kulturen im alten Preußenlande" von Engel und La Baume klar erwiesen. Leider ist dieses vortreffliche Werk, auf das wir Ost- und Westpreußen wohl mit Recht stolz sein dürfen, weder in Müller-Kuales' sonst sehr reichem Schrifttumsverzeichnis, noch sonst in dem ganzen Werke außer in La Baumes „Wikingern" in den Literaturverzeichnissen aufgeführt, trotzdem es doch schon 1936/37 erschienen ist.

Die Bewohner Ostpreußens waren seit der jüngeren Steinzeit die Vorfahren der baltischen Prußen, die von Tacitus und späteren Schriftstellern als Aistier oder Esten bezeichnet werden Gerade weil diese Balten Jahrtausende hindurch sich von der Kultur ihrer westlichen Nachbarn, der verschiedenen germanischen Stämme, gern und nachhaltig haben beeinflussen lassen, konnte schließlich zeitweise der Glaube aufkommen, daß auch Ostpreußen zum größten Teil ein germanisches Siedlungsgebiet gewesen sei, trotzdem selbst Tacitus noch die Aestier von den Germanen streng unterscheidet. Es wäre aber gerade deshalb, weil die Aestier in ihrer Kultur so stark von den Germanen beeinflußt waren, vielleicht doch ganz angebracht gewesen, wenn auch die baltischen Stämme Ostpreußens in einem Werke über die Vorgeschichte der deutschen Stämme mit einer besonderen Darstellung, etwa aus der Feder Carl Engels, vertreten gewesen wären, zumal auch die Urbalten in ihrer Blutmischung den Germanen aufs engste verwandt sind. Bedeuten sie doch für Ost- und Westpreußen noch weit mehr, als die Wikinger, die als Nordgermanen nur vorübergehend im Lande ansässig waren, haben sie doch dem urdeutschen Ostpreußenlande ganz besonders den Stempel ihrer Eigenart aufgeprägt, die nicht zum mindesten gerade auch ein Ergebnis „germanischer Tat und Kultur auf deutschem Boden" ist. Vielleicht findet diese Anregung für eine zweite Auflage des Werkes Beachtung.

Auch hinsichtlich der Masurgermanen, die im baltischen Bereich Ostpreußens im 6. Jahrhundert u. Ztr. plötzlich mit einer hochstehenden Kultur in Erscheinung traten, steht die Annahme des Verfassers, daß es gotische Rückwanderer gewesen seien, nicht so unbedingt fest. Für uns ist diese Frage noch nicht entschieden. Auch Eric C. G. Graf Oxenstierna bezeichnet sie in seiner Abhandlung „Die Prachtfibel von Grobin" in der Götze-Festschrift (Mannus, 32. Jahrgang, 1940, S. 249) als noch nicht genügend geklärt, obgleich er an die Hreidgoten als die Träger der masurgermanischen Kultur denkt. Der hohen Bedeutung der gotisch gepidischen Besiedlung des westpreußischen Weichsellandes und der angrenzenden westlichen Teile Ostpreußens ist Müller-Kuales sonst voll gerecht geworden. Er hat die wichtigsten Forschungsergebnisse in eingehender Darstellung richtig gewürdigt. Nur hätte wohl unser bedeutendstes germanisches Gräberfeld, das von Willenberg bei Marienburg, als das größte bisher aus Altpreußen bekannte erwähnt werden können, auch wenn die abschließende Veröffentlichung noch nicht vorliegt.

Waren hinsichtlich dieser germanischen Glanzperiode unseres Heimatgebietes einige berichtigende Hinweise und Wünsche erforderlich, so verdient die weitere Darstellung der Gotengeschichte uneingeschränkte Anerkennung Aus Siebenbürgen stammend, war der Verfasser besonders dazu berufen, Tat und Kultur der Goten-Gepiden in ihren weiteren Heimatgebieten, die sie nach ihrer allmählichen Abwanderung von der unteren Weichsel aufsuchten, eingehend zu würdigen. Wir verdanken seiner Feder endlich eine umfassende Schilderung, was die gotisch-gepidische Kultur einst für die Länder Südeuropas bedeutet hat. Die Kapitel über die Ostgoten in Südrußland, über die Krimgoten, die noch bis ins 18. Jahrhundert in der Krim ihre Eigenart bewahrt hatten, über die Westgoten in Siebenbürgen, die Ostgoten in Italien, die Westgoten in Spanien, die Gepiden in der Bukowina und im weiteren Siebenbürgen, wo der herrliche, etwa um 400 vergrabene Schatz von Szilagy-

Somlyo geborgen werden konnte, wo auch nordische Vorhallenhäuser derselben Art, wie sie die Gepiden einst im Weichselmündungsgebiet erbaut hatten, in größerer Zahl nachgewiesen werden konnten — alle diese Kapitel lassen unser Herz hier in Westpreußen höher schlagen. Der Forscher aber findet hier, abgesehen von der eingehenden Darstellung, zumal auch in dem überaus reichen, bisher noch sehr wenig bekannten Bildermaterial die Möglichkeit, zu vergleichen, was die Goten-Gepiden aus ihrer alten Heimat an der Ostsee mitgebracht, was sie in fernen Ländern unter der Einwirkung einer südlichen Sonne und nachbarlicher Kulturen neu geschaffen haben, und wie sie andererseits auch mit ihren in der alten Heimat zurückgebliebenen Volksgenossen weiter in Verbindung geblieben sind und diese wieder in ihrer kulturellen Entwicklung beeinflußt haben.

Wir kommen zum letzten Abschnitt, den „Wikingern" aus der Feder unseres Wolfgang La Baume. Nach einem einleitenden allgemeinen Kapitel über die Bedeutung der Wikingerbewegung für Deutschland schildert der Verfasser die besonderen Verhältnisse in den einzelnen Landschaften, wie sie sich aus den schriftlichen Quellen und den Ausgrabungsergebnissen haben ermitteln lassen. In Nordwestdeutschland war ein besonderer Mittelpunkt Haithabu bei Schleswig, wo in den letzten Jahren vom Kieler Museum unter Leitung von Schwantes und Jankuhn eine bedeutende Wikingerstadt ausgegraben ist. Hier waren die Siedler abwechselnd Dänen und Schweden. In Mecklenburg ist die Lage des Handelsortes Rerik noch nicht einwandfrei festgestellt, trotzdem viel für die Vermutung von Robert Beltz spricht, daß es mit dem Burgwall Alt Gaarz identisch sei. Dagegen haben die Ausgrabungen auf Wollin zur Aufdeckung einer wikingisch-slawischen Großstadt geführt. In Haithabu wie auf Wollin sind wichtige Aufschlüsse über den wikingischen Hausbau im 9. und 10. Jahrhundert und über die Bedeutung des Wikingerhandels möglich gewesen. Daß wir es in Wollin mit dem alten Jumna-Vineta zu tun haben, ist nach den neuesten Veröffentlichungen Kunkels und Wildes, die La Baume bei der Abfassung noch nicht bekannt waren, kaum noch zu bezweifeln. Aus dem Weichsellande bespricht der Verfasser außer Kleinfunden aus der Wikingerzeit besonders die Wikingerboote, die die Anwesenheit der Wikinger im Weichselgebiet nachdrücklich bezeugen. Dann wird eingehend über die neuen Elbinger Ausgrabungen berichtet, die zur Aufdeckung eines großen prußischen und eines bedeutenden Wikingerfriedhofs im Weichbilde der Stadt selbst führten. wodurch die Lage Trusos nun endgültig festgestellt ist. Zum Schrifttumsverzeichnis ist hier zu bemerken, daß ich meinen Rigaer Truso-Vortrag nicht 1930 auf dem 2. Kongreß Baltischer Archäologen gehalten habe, wie dort irrtümlich angegeben ist, sondern erst 1937 auf dem 1. Baltischen Historiker-Kongreß in Riga. Auch in Ostpreußen hat sich, nach den reichen Funden auf dem großen Wikingerfriedhof bei Wiskiauten zu schließen, eine ansehnliche Wikingerkolonie befunden. Aus Brandenburg, Posen und Schlesien liegen nur wenige Wikingerfunde vor. Die Ausgrabungen in Haithabu sind durch eine große Anzahl vorzüglicher Abbildungen veranschaulicht. Leider fehlt es an entsprechenden Abbildungen von den ebenso bedeutenden Ausgrabungen auf Wollin. Westpreußen ist mit Abbildungen zu den Bootfunden und solchen von einer Anzahl von Kleinfunden, so auch aus der Elbinger Gegend, gut berücksichtigt. Die neuesten Elbinger Wikingerfunde konnten bei der Abfassung in den Abbildungen wohl nicht mehr berücksichtigt werden. Hier sind aber besonders die ganz frühen gotländischen Funde bemerkenswert. Die wichtigsten Funde aus Wiskiauten sind auf mehreren prächtigen Tafeln abgebildet. La Baumes Darstellung der Wikinger bildet einen würdigen Abschluß des schönen Werkes.

Nur die Verzeichnisse müssen wir noch erwähnen. Abgesehen von den ausführlichen, im ganzen über 40 Seiten umfassenden Schrifttumsverzeichnissen am Schlusse jedes größeren Abschnitts, die von fast allen Verfassern bis 1940 durchgeführt sind, haben wir am Schlusse des Werkes allein auf 90 Seiten ein sehr sorgfältiges Verzeichnis der Textabbildungen und Tafeln und auf weiteren 40 Seiten des großen Formats auf je 3 Spalten ein ausführliches Namen-, Orts- und Sachverzeichnis, das von stud. praehist. Fr. Heuwinkel sehr anerkennenswert bearbeitet ist. Diese genauen Verzeichnisse erleichtern ungemein die Be-

nutzung des umfangreichen Werkes. In den Schrifttumsnachweisen wird vor allem der Forscher den erforderlichen Anhalt für weitere Studien finden.

Der Durchblick durch das Werk, der ja nur einen kleinen Bruchteil der vielen Ergebnisse berücksichtigen konnte, dürfte gezeigt haben, welcher Schatz hier dem Deutschen Volke vom Reichsbund für deutsche Vorgeschichte, der Reichsleitung, dem Herausgeber, den Verfassern und dem Verlag geboten wird. Alle Beteiligten haben mit großer Freudigkeit ihr Bestes hergegeben, um dem Werk den Erfolg zu sichern. Diese „Vorgeschichte der deutschen Stämme" ist eine Ehrenurkunde, ein Ehrenstammbaum für das deutsche Volk. Wir können stolz sein, blut- und artgemäß einem Volke anzugehören, das auf eine solche Ahnenreihe seiner Stämme zurückblicken kann.

Aber wir können und sollen aus dieser Vorgeschichte auch vieles lernen. Die Westgermanen sitzen zum großen Teil noch heute in ihren alten Stammsitzen, die meisten ihrer alten Stammesnamen haben sich bis zur Gegenwart in Landschaftsnamen lebendig erhalten. Anders steht es mit den Ostgermanen. Sie räumten bis auf geringe Reste ihre alte Heimat im östlichen Deutschland und ermöglichten so eine allmähliche Einwanderung der Slawen, während sie selbst nach kühnen Heldentaten und der Gründung großer Staaten schließlich doch für das Deutschtum verloren gingen. Erst die Westgermanen haben dann den verloren gegangenen Volksboden wieder zurückerobert. Aber auch sie haben ihre Kraft oft genug in Bruderkämpfen gegeneinander zermürbt.

So soll das herrliche Werk für uns wohl eine Quelle stolzen Hochgefühls, zugleich aber auch eine Mahnung sein. Es darf wohl in keiner größeren Bibliothek fehlen. Dem Forscher wird es eine große Fülle von Anregungen geben. Es wird das gegebene Handbuch für Lehrer aller Schularten sein. Auch den Führern in der Partei wird es die Wege weisen für eine Volkserziehung im vaterländischen Sinne. Es wird nicht zum wenigsten auch in den Familien, die es sich anschaffen können, als wertvollster Hausschatz angesehen werden.

B. Ehrlich.

Dr. Hedwig Bohne-Fischer, Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit. Eine vorgeschichtliche Landeskunde. (Schriften der Albertus-Universität. Herausgegeben vom Ostpreußischen Hochschulkreis. Naturwissenschaftliche Reihe, Band 2). Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr) und Berlin, 1941. 156 Seiten. Mit 44 Abbildungen und Karten. Halbleinen 7.50 RM.

Die Verfasserin beschreitet mit diesem Buche, das aus ihrer Doktorarbeit hervorgegangen ist, einen neuen methodischen Weg, der von Prof. Engel, Dr. Groß u. a. für Ostpreußen schon angebahnt worden ist. Die Vorgeschichte Ostpreußens einschließlich des ehemaligen Regierungsbezirks Westpreußen wird hier vornehmlich vom Standpunkt des Siedlungsgeographen aus dargestellt. Wie der Mensch in seiner physisch-seelischen Eigenart durch Blut und Boden bedingt ist, so ist die Siedlungsmöglichkeit und die Siedlungsart wesentlich abhängig von der Landschaft, d. h. vor allem von Klima, Bodenbeschaffenheit und den Möglichkeiten der Ernährung.

Die Verfasserin spricht im „Allgemeinen Teil" zunächst von den Oberflächenformen der ostpreußischen Landschaft, wie sie sich unter der Einwirkung der Vereisung und später des Abschmelzens des Eises gestaltet haben. Dann wendet sie sich der Betrachtung der Bodenarten und ihrer Eignung für Besiedlung durch den vorgeschichtlichen Menschen zu. Wir sind heute darauf angewiesen, jedes Stück Land der Siedlung und Bewirtschaftung nutzbar zu machen. Das hatte der Mensch der Steinzeit noch nicht nötig. So siedelte er sich besonders auf leicht zu bearbeitendem und wasserdurchlässigem Sandboden oder auf lehmigem Sande an, während er eine Ansiedlung auf reinem Lehmboden oder gar auf Ton vermied. Auch der Waldboden war für eine Siedlungsanlage durchaus geeignet. Der Wald in der älteren und mittleren Steinzeit war mit unseren Wäldern nicht zu vergleichen. In der Späteiszeit entwickelte sich erst ganz allmählich aus den Tundren und Steppen ein lichter

Wald aus Birken, Espen, Lärchen und Kiefern mit sehr reichem Haselunterwuchs. Erst in der Nacheiszeit erfolgte die Einwanderung der wärmeliebenden Bäume, der Ulme, Erle, Linde und Eiche. In der mittleren Steinzeit (seit etwa 8000 v. Zw.) beginnt die Herrschaft des Eichenmischwaldes. Erst gegen Ende der Jungsteinzeit (um 2000 v. Zw.) breitet sich allmählich auch die Weißbuche aus. Der Wald der Steinzeit war nicht ein Urwald in tropischem Sinne, sondern licht und luftig. So konnte der Mensch auch in ihm siedeln und ihn auch als Viehweide nutzen.

Pflanzenwuchs und Tierbestand waren durch das Klima bedingt. Auch über dieses in seinem mehrmaligem Wechsel unterrichtet das Buch in eingehender Weise. Unsere Kentnis darüber beruht besonders auf den pollenanalytischen Untersuchungen, die hier in Ostpreußen sehr erfolgreich von Dr. Groß, Allenstein, durchgeführt sind. Dem noch recht kühlen Klima der ersten Nacheiszeit folgten allmählich wärmere Perioden. In der mittleren wie in der jüngeren Steinzeit herrschte in Ostpreußen zeitweise sogar ein nicht unwesentlich wärmeres Klima als das gegenwärtige. So war nach den Ergebnissen von Groß das Klima in Ostpreußen vom Ende der Mittelsteinzeit (um 4000 v. Zw.) bis in die zweite Hälfte der Jungsteinzeit (um 2300 v. Zw.) recht feucht und warm, dann folgte eine kurze Trockenheit, nach der die Feuchtigkeit erneut zunahm.

An die Stelle der Tierwelt der Späteiszeit, des Mammut, des Wollhaarnashorns, des Riesenhirsches, des Ren u. a., deren Reste vielfach in ostpreußischen Kieslagern, so auch in der Elbinger Gegend gefunden sind, traten allmählich die Tierarten, die ein wärmeres Klima verlangen. Nur das Ren hat sich neben dem Urstier noch einige Zeit gehalten. In den ersten lichten Wald nach der Eiszeit wandert der Elch ein, der heute als letzter und einziger Nachkomme der alten Tierwelt Ostpreußens sorgsam gehegt wird. Mit den ersten wärmeliebenden Holzarten halten dann auch die Waldtiere ihren Einzug in Ostpreußen. Die zunehmende Walddichte begünstigt ihre Ausbreitung. Auch der Bär und das Wildpferd, das in Herden schon die Steppenlandschaft der Nacheiszeit durchstreifte, gehörten zu den Bewohnern des jungsteinzeitlichen Waldes, ebenso fehlte es aber auch nicht an Raubwild. Die Zucht von Haustieren läßt sich erst ganz gegen Ende der Jungsteinzeit nachweisen. Nur der Hund war schon früher der treue Gefährte des Menschen.

Erst in den letzten Jahren ist der Nachweis geglückt, daß der Mensch auch schon in der Späteiszeit in Ostpreußen gelebt hat. Wenn auch bisher Reste des späteiszeitlichen Menschen noch nicht gefunden sind, so doch von Menschenhand bearbeitete Knochengeräte, die nach den pollenanalytischen Untersuchungen der Späteiszeit angehören. Das Seßhaftwerden der steinzeitlichen Bevölkerung erfolgte in Ostpreußen unabhängig von Ackerbau und Viehzucht. So läßt der Fundreichtum einzelner mittelsteinzeitlicher Fundplätze darauf schließen, daß schon der mittelsteinzeitliche Sammler an günstigen Plätzen lange Zeit seßhaft gewesen sein muß. Rassisch und völkisch ist dieser mittelsteinzeitliche Mensch bisher noch nicht zu fassen. Die ältesten erhaltenen menschlichen Schädelreste gehören schon der Jungsteinzeit an. Sie deuten zum geringen Teil auf eine ostbaltische, zum überwiegend größeren Teile dagegen auf die nordische Rasse.

Der zweite Hauptabschnitt des allgemeinen Teiles handelt von der wirtschaftlichen Kultur der Steinzeit. Bis in die jüngere Steinzeit hinein, wo allmählich Ackerbau und Viehzucht herrschend wurden, standen die Bewohner Ostpreußens noch auf der Stufe der Sammler, d. h. sie lebten von dem, was die Natur von selbst an Tieren und Pflanzen bot. Die Männer betätigten sich als Jäger und Fischer, während die Frauen durch Sammeltätigkeit für weitere Nahrung sorgten. So sammelten sie an den Küsten Muscheln und kleine Seetiere, zu Lande Schnecken, Frösche, Krebse, Schildkröten usw. Daneben wurde mehr und mehr auch die Pflanzennahrung von Bedeutung. Waren es zunächst nur die Gräser und Kräuter, die wild auf den Steppen wuchsen, so bot später auch der Wald allerlei Nahrung an Beeren, Pilzen, Kräutern und Früchten. Wichtige Nahrungsmittel waren die Haselnuß, die eine Art Brotfrucht darstellte, und die Eicheln, die wohl auch zu

Mehl gemahlen, dann aber auch geröstet verwendet wurden. Stellenweise sehr verbreitet war auch die heute nur noch selten zu findende Wassernuß, die in der Ernährung wohl eine ähnliche Rolle spielte, wie heute die Kartoffel. Der Wald bot dem Menschen, als er gegen Ende der jüngeren Steinzeit zur Siedlung in festen Holzhäusern überging, auch den erforderlichen Baustoff in Hülle und Fülle. Zur Schaffung geeigneter Ackerflächen wird der jungsteinzeitliche Mensch auch hier und dort den Wald gerodet haben. So sind auch unter der ältesten Kulturschicht von Succase Reste alten Waldbodens festgestellt worden. Die Weide für das Vieh aber fand der Mensch im Walde selbst, der in seiner lichten Form vorzügliche Weidemöglichkeiten und Nahrung für das Vieh, vor allem die Eicheln für die Schweinemast bot.

Nach einer Übersicht über Handel und Verkehr, die ja damals erst von geringer Bedeutung waren, geht die Verfasserin im „Besonderen Teil" zur Betrachtung der einzelnen Lebensräume der Steinzeit über. Dieser Teil stützt sich im wesentlichen auf die schon bekannten Ergebnisse der vorgeschichtlichen Archäologie, betrachtet dieselben aber immer unter dem Gesichtspunkt des Siedlungsgeographen. In dieser scheinbaren Einseitigkeit liegt aber gerade der Wert der vorliegenden Arbeit.

Es werden nacheinander nach ihrer landschaftlichen Abgrenzung das Seengebiet des Preußischen Landrückens, die mittelostpreußische Grundmoränenlandschaft, die Memel-Niederung, die Kurische Nehrung, das Samland, das Küstengebiet des Frischen Haffs und das Nogat-Gebiet behandelt. Für die Siedlungsverhältnisse am Frischen Haff, die uns besonders interessieren, sind die im Elbinger Gebiet aufgedeckten Siedlungen die bedeutendsten. Nach einer Schilderung der Landschaft werden die einzelnen Siedlungen, so vor allem Succase, Wieck-Luisental und Tolkemit besprochen.

Die Abbildungen im Buche bringen entsprechend der Zielsetzung der Verfasserin natürlich nur die Lage und die landschaftliche Form der einzelnen Siedlungsplätze zur Veranschaulichung, sind aber gerade in dieser Beziehung sehr wertvoll. Freilich muß die Fantasie des kundigen Beschauers sich die Vegetation der Steinzeit hinzudenken. Auf zwei Karten ist die Verbreitung der steinzeitlichen Funde veranschaulicht. Im Anhang befindet sich ein ausführliches Schrifttumsverzeichnis und ein weiteres Verzeichnis der auf den beiden Karten unter Nummern eingetragenen steinzeitlichen Fundplätze. Den Schluß bilden zwei ganz besonders zu begrüßende Tafeln, auf denen nach H. Groß in Tabellenform die späteiszeitliche und nacheiszeitliche Entwicklung Ostpreußens in anschaulichen Übersichten dargestellt sind.

Der eigenartige Wert dieses Buches besteht vor allem darin, daß hier zum ersten Male eine vorgeschichtliche Landeskunde geboten wird, die auf den neuesten erdkundlichen, pollenkundlichen und vorgeschichtlichen Forschungsergebnissen beruht. Gerade aus der Schau, die das Buch vermittelt, werden sich viele Anregungen für die weitere Forschung ergeben. Es ist hier ein erfreulicher Schritt vorwärts getan auf dem heute mehr denn je als notwendig erkannten Wege einer Gemeinschaftsarbeit verschiedener Wissenschaften zur Erreichung ein und desselben Zieles. Aber nicht nur der Wissenschaftler wird dieses Buch zu würdigen wissen, sondern auch der Laie, der den Wunsch hat, seine Heimat immer gründlicher kennen zu lernen, wird von der Lektüre des Buches, das in leicht verständlicher Form geschrieben ist, großen Gewinn für sich buchen können. B. Ehrlich.

Wikinger

Otto Scheel, Die Wikinger. Aufbruch des Nordens. — Hohenstaufen-Verlag, Stuttgart 1938. 354 Seiten.

Der Kieler Historiker Prof. Dr. Otto Scheel stellt in seinem Wikingerbuch, das die Frucht langjähriger wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Wikingerfrage ist, die Wikingerforschung auf eine viel breitere und tefere Grundlage, als es bisher geschehen ist. Das zeigt schon der Untertitel des Buches „Aufbruch des Nordens", das zeigen auch die Anfangssätze desselben: „Die Germanen sind Weltvolk, und ihre Leistung ist Weltgeschichte. Durch sie tritt das nördliche Mittelmeer Europas, das wir heute Nord- und Ostsee nennen, mit gleichem geschichtlichem Rang neben das südliche Mittelmeer unseres Kontinents." So sieht Scheel, dessen Interesse für die Wikingerfrage besonders durch die Ausgrabungen der Kieler Vorgeschichtsforscher in der Wikingerstadt Haithabu bei Schleswig angeregt worden ist und der auch sonst eingehend die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung berücksichtigt, in den Wikingerzügen die letzte, für den Norden noch vorgeschichtliche Auswirkung einer schon vor Beginn unserer Zeitrechnung, d. h. mit den ersten Zusammenstößen der Germanen mit den Römern unter Marius und Julius Caesar einsetzender Auseinandersetzung zwischen dem Norden und Süden Europas, zwischen der „Welt Midgards" und der Kultur des Abendlandes.

Der befreienden Tat des Arminius folgten in der geschichtlichen Völkerwanderungszeit, in der die Weltmacht Rom zusammenbrach und um das Mittelländische Meer herum bedeutende Staaten der Ostgermanen gegründet wurden, im Westen und Nordwesten Europas die Befreiung der noch im römischen Besitze befindlichen Küstengebiete Galliens und Britanniens und der Rheinmündungen, ja auch die Gründung eines germanischen Reiches in Britannien durch westgermanische Stämme. Auch in diesen frühen Seefahrten der Germanen zeigte sich nach Scheel schon der Wikinggeist. Er spricht daher geradezu von „chaukischen Wikingern" und läßt die Wikingzeit nicht erst mit der Zerstörung der Klöster Lindisfarne und Jona beginnen.

Diesen glänzenden Erfolgen der Ost- und Westgermanen folgten aber bald Rückschläge. Die germanischen Reiche der Ost- und Westgoten, der Vandalen und Langobarden zerfielen, das germanische Blut versickerte in fremdstämmigem Blute, und an Stelle der politischen Weltmacht Rom trat das päpstliche Rom als Feind der Germanen auf. In diesem Kampfe aber unterlag die Welt Midgards, zumal da die Franken sich der Sache Roms anschlossen. Die Sachsen und ihr tapferer Führer Widukind mußten die Waffen strecken, und unaufhaltsam drangen römischer Glaube und mit ihm auch römische Kultur weiter nach Norden vor. Zugleich aber erfolgte von Westen her der Einbruch der Slawen in die von den Ostgermanen zum Teil geräumten Gebiete Norddeutschlands von der Weichsel bis zur Elbe und zum Main.

In diese kritische Zeit fällt ein neuer Aufbruch des Nordens. Dieses Mal waren es die Nordgermanen, die Dänen, Norweger und Schweden, die sich noch ihren alten heidnischen Glauben und ihre germanische Kultur rein erhalten hatten: die eigentliche Wikingerzeit Europas begann. Unter sorgsamer und vorsichtiger Abwägung der geschichtlichen Quellen

und der bisherigen Literatur und unter eingehender Berücksichtigung auch der vorgeschichtlichen Untersuchungen, an denen besonders die Deutschen und die Schweden stark beteiligt sind, entwirft Scheel nun ein anschauliches Bild von den mehrere Jahrhunderte hindurch ganz Europa ihren Stempel aufdrückenden kühnen Fahrten und Unternehmungen dieser Nordgermanen. Er zeigt, wie ihr Wagemut sie über alle damals bekannten Meere führte. Überall an den Küsten und auf Inseln der Nord- und Ostsee, des Atlantischen Ozeans und des Mittelländischen Meeres gründeten sie ihre Handelsniederlassungen oder auch größern Staaten. Sie setzten sich besonders an den Mündungen der großen Ströme Europas fest und drangen von hier aus in Handels-, Beute- oder auch Eroberungsfahrten tief ins Innere der Länder hinein. Sie wurden auch die Entdecker Amerikas.

Der Raum verbietet es, auf einzelne Unternehmungen und deren Darstellung in Scheels Buch besonders einzugehen. Das ist von meiner Seite schon 1939 in einer ausführlichen Besprechung in Nr. 50 der „Elbinger Zeitung" geschehen. Wir wollen hier nur auf einige zum Teil neue Gesichtspunkte hinweisen, die vom Verfasser besonders betont werden. Sie betreffen den Wikingergeist, der sich in ihren Unternehmungen bekundet, ferner Planmäßigkeit und Erfolg der Wikingerzüge.

Was trieb die Wikinger zu ihren abenteuerlichen Fahrten? Es war nach Scheel nicht, wie man bisher vielfach angenommen hat, Landnot infolge Übervölkerung, die sie in die Ferne trieb. Wohl aber suchten sie durch ausgedehnten Handel aus fernen Ländern Waren zu erwerben, die ihnen in der Heimat fehlten oder die ihnen eine gehobene Lebensführung ermöglichten, und dazu schufen sie sich auch Handelsstützpunkte, wie ein solcher ja auch bei Truso am Drausensee geschaffen wurde. Dazu kam dann aber ein den Germanen von jeher und allgemein innewohnender Drang nach Kampf und Abenteuern. Im Kampf mit den Elementen, wie mit bewaffneten Gegnern fühlte sich der Wiking erst richtig wohl. Nie waren sie feige Piraten, die wehrlose Schiffe und Siedlungen überfielen und ausplünderten. Andererseits liebten sie es, Beute zu machen, aber stets im Kampf unter Einsetzung des eigenen Lebens. Wenn sie aber bei ihren Kriegsfahrten einmal auch Heiligtümer zerstörten, so trafen sie damit wohl stets zugleich die politischen Mittelpunkte des feindlichen Gebietes. Und in ihren Neugründungen von Siedlungen und größeren Staaten zeigten sie sich durchaus als Vertreter und Hüter von Ordnung und Zucht. So wird Scheels Darstellung zu einer wohltuenden und voll berechtigten Ehrenrettung der Wikinger. Eine ideale Verherrlichung dieses Wikingergeistes finden wir z. B. in der Sage von den Jomswikingern.

Was ist nun aber über eine Planung bei den Wikingerunternehmungen zu sagen? Sicherlich lagen den einzelnen Unternehmungen der Dänen, Norweger und Schweden bestimmte Pläne zugrunde, ob es sich nun um einfache Handels- und die sogenannten Sommerfahrten handelte, oder gar um Anlage von neuen Siedlungen in fremden Ländern oder auch um Begründung größerer Staaten. Sie hatten wohl immer ihr bestimmtes Ziel und auch ihren bestimmten Zweck. Ja, wie Scheel besonders hervorhebt, sogar in seiner Gesamtheit könnte das sich über einen großen Teil von Europa erstreckende Wirken der Wikinger wie aus einem Guß und aus einem einheitlichen Plan hervorgegangen erscheinen. Denn in der Tat hielten sie mit ihren Fahrten und Gründungen ganz Europa wie mit einer Zange umschlossen. Solch ein einheitlich-strategischer Plan lag aber natürlich nicht vor. Man könnte m. E. wohl von einem Zeitgeist sprechen, der sich in gleichgearteten Unternehmungen in ähnlicher Weise bekundete, wie z. B. einige Jahrhunderte später im Zeitalter der Entdeckungen, denen auch kein einheitlicher Plan zugrunde lag.

Nun zu den Erfolgen, Scheel bezeichnet es als eine tiefe Tragik, das die großangelegten Staatengründungen der Wikinger zum größten Teil keinen langen Bestand hatten, daß sie sehr bald verfielen und daß das germanische Wikingerblut sich in dem Blute artfremder Völker verlor. Die Gründe dafür sind ganz ähnliche, wie die für den Verfall der ostgermanischen Staatengründungen der Völkerwanderungszeit. Es fehlte an dem erforderlichen Nachschub aus den Heimatgebieten, um es der völkischen Minderheit zu ermöglichen, auch

weiterhin als Herrenschicht die Herrschaft auszuüben. Es fehlte dann aber wohl meist auch an den geeigneten Führern, die im Geiste der einstigen Staatengründer den Willen und die Kraft besaßen, germanischen Glauben und germanische Kultur auch in der Minderheit rein zu erhalten.

Andererseits weist Scheel aber darauf hin, daß doch auch einige nachhaltige Erfolge für die Wikinger zu buchen sind. So ist zunächst Britannien als von den Wikingern gegründetes Reich dem Germanentum dauernd erhalten geblieben. Dann aber haben die Wikinger mit der Gründung des großen Normannenreiches in Unteritalien und Sizilien der semitisch-afrikanischen Herrschaft der Sarazenen über die Insel ein Ende bereitet. Sie haben damit vom Mittelländischen Meere eine Gefahr für Europa abgewendet, die etwa ein Jahrtausend vorher schon zur kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Rom und Karthago geführt hatte. So waren sie hier erfolgreich die Vorkämpfer der arisch-europäischen Welt.

Was aber das siegreiche Vordringen der abendländischen Kultur in die altgermanischen Gebiete betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß hier auch der Zeitgeist sein Machtwort gesprochen hat. Mit der Annahme des Christentums auch durch die nordischen Mutterstaaten selbst ging in Erfüllung, was die Germanen in ihrem Mythos von der Götterdämmerung und dem Untergang der alten Götter schon geahnt hatten. Die Tragik liegt, wie ja auch Scheel betont, nur darin, daß es nicht ein arteigenes Christentum wie das arianische der Westgoten, sondern das artfremde der römischen Kirche war, womit auch ein verhängnisvoller Einbruch in das germanische Kulturleben verbunden war.

Scheels Buch, das der Forschung manche neuen Wege zeigt und das es in jeder Beziehung verdient, ein Buch des deutschen Volkes, nicht zum wenigsten auch der reiferen deutschen Jugend zu werden, fordert auch zu einem vergleichenden Blick auf das gegenwärtige Weltgeschehen auf. Der Aufbruch des Nordens, wie er in den Wikingerzügen in Erscheinung trat, war schon eine große kolonisatorische Tat, wenngleich diese damals nicht von Völkern ohne Raum ausging, wie etwa gegenwärtig Deutschland und Italien der Kolonien bedürfen. Ihnen selbst in der Idee wohl noch unbewußt, haben dann aber die Wikinger und auch die Vorwikinger schon eine Verbindung des Nordens mit dem Süden Europas angebahnt, die dann im ersten deutschen Kaisertum unter den Karolingern, Sachsen und Hohenstaufen schon zur Bildung eines starken Mitteleuropas führte und die jetzt in der Achse Berlin-Rom ihre ideale Vollendung gefunden hat.

Bruno Ehrlich.

Haithabu, Wollin, Truso

1. Haithabu

Herbert Jankuhn, Haithabu. Eine germanische Stadt der Frühzeit. Karl Wachholtz Verlag. Neumünster in Holstein, 1937. 140 S. mit 145 Abbildungen und 2 Plänen.

Haithabu, Jumne-Vineta, Truso — vor einigen Jahrzehnten waren ihre Namen noch Klänge aus einer Welt mehr der Sage als der Geschichte. Heute stehen wir, dank der gemeinsamen, emsigen Forschertätigkeit von Geschichts- und Vorgeschichtsforschern bei allen drei vor wohl endgültig gelösten Problemen, wenngleich die Untersuchungen überall noch nicht abgeschlossen sind. Das Vineta der Sage ist, wenn auch nicht aus den Fluten des Meeres aufgetaucht, von dem es einst verschlungen worden sein sollte, so doch aus dem Schoß der Insel Wollin neuerstanden; wir wissen heute, wo Truso gelegen hat, und so ist auch Haithabu, nachdem es neun Jahrhunderte lang verzaubert im Dornröschenschlaft gelegen hatte, durch die befreiende Tat des „Ritters Spaten" wieder erlöst worden und zu neuem Leben erwacht.

Wir feiern jetzt das Gedenken an den vor 50 Jahren entschlafenen Heinrich Schliemann, der Troja, Tiryns, Mykenä und Ithaka, die alten Stätten der Ilias und der Odyssee des

„blinden" Sängers Homer, aus dem Schutte der Jahrtausende befreit hat. Als eine Nachwirkung der genialen bahnbrechenden Forscherarbeit dieses großen Deutschen haben wir jetzt auch die Aufdeckung dieser alten Stätten anzusehen, die Zeugnis ablegen von dem Leben und Treiben jener germanischen Helden, deren kühne Wikingerfahrten für uns Deutsche ebenso viel bedeuten, wie einst den alten Griechen die abenteuerlichen, sagenumwobenen Seefahrten eines Odysseus oder eines Jason mit seinen Argonauten.

Das Buch Jankuhns ist, wie er selbst sagt, ein Rechenschaftsbericht über das durch die Forschung in Haithabu bisher Erreichte. Jankuhn ist Ostpreuße, hat auch zeitweise an unsern Elbinger Ausgrabungen teilgenommen, und so ist es eine seltsame Fügung des Schicksals, daß gerade er an den Ausgrabungen in Haithabu so erfolgreich mitwirken konnte, von wo einst jene denkwürdige Fahrt des Wikingers Wulfstan nach unserm Truso im alten Estenlande ausging, unserm Truso, das gerade in dem denkwürdigen Berichte Wulfstans zuerst und allein mit Namen erwähnt wird.

Die wissenschaftliche Erforschung Haithabus setzte erst Anfang dieses Jahrhunderts ein, nachdem der dänische Vorgeschichtsforscher Sophus Müller erneut die Aufmerksamkeit auf diese Wikingerstätte gelenkt hatte. Die ersten Untersuchungen bis etwa 1915 fanden unter Fr. Splieth, F. Knorr und dem Historiker E. Rothmann statt. Größere planmäßige Ausgrabungen sind aber erst seit 1930 vom Museum Vaterländischer Denkmäler in Kiel unter Leitung von Prof. G. Schwantes und Dr. Jankuhn ausgeführt worden. Als Historiker stand diesen beiden Vorgeschichtlern besonders der Kieler Prof. Otto Scheel zur Seite. Auch Dr. Peter Paulsen hat sich im Schrifttum bei seinen Wikingerforschungen wiederholt erfolgreich mit dem Haithabu-Problem befaßt. In der jüngsten Zeit haben auch die Schweden ihr Interesse für Haithabu bekundet, indem Holger Arbman, der Erforscher der Wikingerstadt Birka am Mälarsee, den bei Haithabu gelegenen sogenannten Königshügel ausgrub.

Nach einem Überblick über die Entstehung und Frühgeschichte der Germanen spricht Jankuhn in seinem Buche zunächst von der Geschichte und Kultur der Wikingerzeit allgemein, um dann zu Haithabu selbst überzugehen. Die Gründung der Stadt erfolgte im Jahre 808 durch den dänischen Wikingerfürsten Göttrik, nachdem wohl schon kurz vorher die Grundlage zu dem später zu einer bedeutenden Festungsanlage ausgebauten Dannewerk gelegt war, das noch im Schleswig-Holsteinschen Kriege 1864 eine Rolle gespielt hat. Die ältesten Siedler waren die von der zerstörten Stadt Rerik in Mecklenburg nach der neugegründeten Siedlung verpflanzten Bewohner dieser Stadt. Der älteste Name der Stadt an der Schlei war Sliesthorp, d. h. Dorf an der Schlei. Auch der Name Schleswig haftete, wie Otto Scheel jüngst nachgewiesen hat, ursprünglich an Haithabu.

Haithabu erinnert in seiner Lage durchaus an die von Jumne-Vineta auf Wollin, von Truso und auch von dem schwedischen Birka. Alle diese Wikingerplätze liegen nicht unmittelbar am Meere, sondern weiter landeinwärts an geschützten Buchten oder Flußläufen, die bei guter Verbindung mit der offenen See in gleicher Weise gegen das Toben des Meeres wie gegen überraschende Angriffe Schutz gewährten. Mit Truso läßt sich Haithabu auch darin vergleichen, daß beide Plätze an der Kreuzung von zwei bedeutenden Welthandelsstraßen lagen. Haithabu war vor allem der gegebene Umschlaghafen für den Handelsverkehr zwischen der Ost- und Nordsee, der bisher in der Hauptsache noch auf den weiteren Seeweg über Kap Skagen angewiesen war, während Haithabu nicht weit von Hollingstedt lag, von wo über die Treene und Eider eine gute Wasserstraße zur Nordsee führte. Abgesehen von seiner an sich schon günstigen Lage war Haithabu auch noch durch einen eine Holzerdmauer tragenden Wall geschützt, der sich im Halbkreis um das weite Areal der Stadt herumzog, mit seinen beiden Flügeln bis an das Hadebyer Noor, wie die in die Schlei mündende Bucht heißt, heranreichte und nur an einigen Stellen durch Tore und einen Bachlauf unterbrochen war. Dieser mächtige Wall, der die Trümmer der einstigen Mauer in sich birgt, hat noch heute die stattliche Höhe von 6 — 12 Metern. Die Untersuchung hat bis zu neun Bauperioden festgestellt. Auch die sich im Norden über die Stadt erhebende Hoch-

burg hatte wohl anfangs die Bestimmung, die Stadt zu schützen und den Bewohnern in Zeiten der Gefahr als Zuflucht zu dienen, während sie später zur Aufnahme von 30 — 40 Hügelgräbern gedient hat. Weniger dem Schutze der Stadt selbst als der Sicherung als Landesgrenze gegen etwaige Angriffe der Sachsen-Franken diente wohl das gewaltige Dannewerk, das sich unmittelbar im Westen an die Stadtmauer anschließend bis nach Hollingstedt an der Treene erstreckte und im Laufe der Jahrhunderte mehrfache Erweiterung und Erneuerung erfahren hat.

Zur weiteren Geschichte der Stadt ergibt sich nach Jankuhns Ausführungen folgendes. Von den Dänen gegründet und anfangs in deren Besitz, ging die Stadt um 900 in schwedischen Besitz über. Auf ihren Eroberer, den König Olaf, ist wohl die erste Anlage der Stadtmauer und ebenso der neue Name Haithabu an Stelle des alten Sliesthorp zurückzuführen. Die Herrschaft der Schweden dauerte nicht lange. Im Jahre 934 wurden die Schweden von dem deutschen Kaiser Heinrich I verjagt, und Haithabu wurde deutsche Nordmark. Unter Otto II fielen die Dänen vom Reiche ab. Der Kaiser zog 983 mit einem großen Heere gegen Haithabu. Die Kämpfe verliefen unentschieden. Erst Konrad II hat 1025 in aller Form auf die deutschen Ansprüche im Schlei- und Eidergebiet verzichtet. Die 50 Jahre unter deutscher Herrschaft waren nach Jankuhn eine Glanzzeit für Haithabu. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts etwa hören wir nur noch wenig von der Stadt. Zwischen 1070 und 1134 etwa muß die Umsiedlung nach dem heutigen Schleswig erfolgt sein. Wenn freilich Jankuhn darauf hinweist, daß auch im Elbinger Gebiet eine ähnliche Verlagerung vom Gebiet des alten Truso am Drausensee an den heutigen Platz der Stadt Elbing erfolgt sei, so ist diese Annahme durch die neuen Ergebnisse der Elbinger Forschung hinfällig geworden. Die Stadt Elbing wurde 1237 an derselben Stelle gegründet, wo einst Truso lag.

Nun zu den Ausgrabungen, die in ihrem gewaltigen Umfange nur durchgeführt werden konnten, nachdem zu den bescheidenen örtlichen Mitteln noch erhebliche Beihilfen des Reichs hinzugekommen waren. Zunächst wurden mächtige Suchgräben durch das ganze Gelände gezogen, dann erst wurde der Spaten zu umfangreichen Flächenfreilegungen angesetzt. Die Forscher hatten das große Glück, daß sich die Holzteile der Häuser in den unteren Teilen der Stadt am Noor infolge der dort herrschenden Feuchtigkeit des Bodens ebenso gut erhalten zeigten, wie es z. B. in den Siedlungen am Federsee in Süddeutschland, am Dümmer Moor und in andern Moorgebieten der Fall ist. So war es ein wichtiges Ergebnis der neuen Untersuchungen, daß sich sehr gute Aufschlüsse über den Wohnbau des germanischen Nordens im 9. und 10. Jahrhundert gewinnen ließen. Denn man konnte das ganze Gefüge der Holzfundamente und -Wände, sowie den Aufbau des Daches genau ermitteln. Überall aber, so auch in den höher gelegenen Teilen der Stadt, traten die Grundrisse klar hervor, ließen sich, wie ich auch persönlich bei meinen wiederholten Besuchen in Haithabu beobachten konnte, selbst mehrfache Überschneidungen von Häusern aus den verschiedenen Zeiten der Bebauung klar erkennen. Letzteres ist ja auch bei uns im Sand- und Lehmboden, in dem die Reste der vorgeschichtlichen Siedlungen liegen, recht gut möglich, während z. B. der Aufbau der Wände und Dächer sich in Einzelheiten nur in seltenen Fällen klar erkennen läßt, da die Holzteile fast restlos verwest und nur an der dunkleren Färbung des Bodens noch kenntlich sind. Die Rekonstruktionen sind in Haithabu durch den Dipl.-Ing. M. Rudolph erfolgt, der sich in dieser Beziehung zum Spezialisten entwickelt und schon mehrfach auch an andern Ausgrabungsstellen als solcher bewährt hat. Er hat in Haithabu, und zwar als gleichzeitig nebeneinander, Häuser im Stabbau, der auch in den nordischen Ländern sehr verbreitet war, im Ständerbau und im Schwellenbau festgestellt. Die Abbildungen in Jankuhns Buch veranschaulichen mehrere solcher Wiederherstellungen Rudolphs.

Zwar ist es bisher noch nicht möglich gewesen, die ganze bauliche Entwicklung der Stadt klarzustellen. Doch lassen sich auch nach den bisherigen Ergebnissen schon mehrere Perioden der Planung genau erkennen. Schon ist ein Teil des Straßennetzes bekannt. Wir hören

auch von einem Friedhof in der Stadt. Besonders bemerkenswert sind die Kammergräber, die zu beiden Seiten einer Straße liegen und uns mit ihrer Anlage und den reichen Beigaben die vorchristliche Glaubenswelt der Wikinger widerspiegeln. Die Stadt hatte auch ihr besonderes Handwerkerviertel, wie solche ja auch in andern mittelalterlichen Städten vorhanden waren und sich noch bis in die Gegenwart in den alten Straßennamen bekunden.

Abgesehen von den wertvollen Aufschlüssen über die Anlage der Stadt haben die Ausgrabungen aber auch ein ungeheures Material an wertvollen Fundgegenständen ergeben, das einen tiefen Einblick in das geistig-kulturelle Leben ihrer einstigen Bewohner vermittelt. Außer prächtigen Waffen und Geräten des täglichen Lebens sind auch reiche Erzeugnisse des Kunstgewerbes zutage getreten. Wunderbare Spangen, Beschläge und Anhänger aus Bronze, Silber und auch Gold gehören zu den edelsten Arbeiten in Edelmetall, die wir aus jener Zeit haben. Ich verweise in dieser Beziehung noch besonders auf Jankuhns Abhandlung im Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst über das Kunstgewerbe in Haithabu", (1935). Ein großer Teil der bei den Ausgrabungen geborgenen Geräte und Schmucksachen ist, wie z. B. Gießerformen und Handwerksgeräte aller Art zeigen, in Haithabu selbst hergestellt worden. Das gilt z. B. auch für die Thorshämmer und die „Odin"gruppe, die zugleich auch die hohe Verehrung bezeugen, die beide Gottheiten damals noch genossen, wenngleich wir daneben auch schon das Kreuz des Christentums finden, das 934 durch die zwangsweise Bekehrung Knubas als Staatsreligion eingeführt wurde. Die Verehrung Thors wird für jene Gegend auch durch den berühmten Moorfund von Thorsberg bezeugt, aus dem Jankuhn den silbernen Prunkhelm in einer Abbildung zeigt (Abb. 80).

Viele andern Gegenstände sind dann auch durch den Handel nach Haithabu gelangt. Wenn auch ein großer Teil der Handelsware, soweit er aus vergänglichen Stoffen bestand, nicht erhalten ist, so ist doch noch genug übrig geblieben, um die bedeutendsten Handelsverbindungen erkennen zu lassen. Sehr viele Funde weisen nach dem Rhein und dem Reich der Karolinger, das ja auch als Einfuhrland für Schweden von Bedeutung war, wohin die Waren wahrscheinlich über Haithabu als Umschlagshafen gelangten. Die Handelsbeziehungen zu den nordischen Ländern waren natürlich an sich sehr eng, andererseits spielten auch solche mit Britannien und dem Orient eine beträchtliche Rolle. Daß aber auch das Weichselland mit Haithabu in Handelsverbindung stand, wird schon durch den Reisebericht des Wulfstan zur Genüge bewiesen. Die Bedeutung Haithabus im damaligen Welthandelsverkehr erhellt nicht zum mindesten aus dem Umstande, daß die Stadt zeitweise sogar eigene Münzen prägte.

Alle diese Verhältnisse werden in Jankuhns Buch in anschaulicher, fesselnder Darstellung klargelegt. Es ist eine Freude, dieses schöne Buch unseres ostpreußischen Landsmanns zu lesen. Wir dürfen hoffen, daß das Dreigestirn Schwantes, Jankuhn und Scheel mit der Fortsetzung seiner Forschungen den wissenschaftlichen Himmel Haithabus, der alten Wikingerstadt an der Schlei, auch weiterhin erhellen wird. B. Ehrlich.

2. Wollin-Vineta.

Karl-August Wilde. Zum Stand der Wollin-Forschung. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 16. Jahrgang. 1940. Heft 8—9. S. 200—215.

Dem Gebiet der Odermündungen ist schon seit langer Zeit im Zusammenhang mit der Wikingerforschung und dem Vineta-Problem die Aufmerksamkeit der Geschichts- und Vorgeschichtsforscher zugewandt. Von seiten der Geschichtsforscher hat in den letzten Jahren besonders der Greifswalder Historiker Adolf Hofmeister in seiner Greifswalder Universitätsrede „Der Kampf um die Ostsee vom 9. — 12. Jahrhundert" (1931) viel zur Klärung der verschiedenen Fragen beigetragen. Wir haben ihm vor allem eine sehr sorgfältige kritische Sichtung der Quellen zu danken. Weniger konnte er sich damals freilich auf Ergebnisse der

Vorgeschichtsforschung stützen. Zwar hatten auch schon vor 1930 Ausgrabungen auf Wollin stattgefunden. So hat schon der bedeutende Anatom und Anthropologe Prof. Rudolf Virchow, der auch als Altertumsforscher einen Ruf hatte und sich u. a. auch an Heinrich Schliemanns Ausgrabungen in Troja beteiligt hat, im Jahre 1872 bei Wollin sowohl Siedlungsstellen wie Gräber untersucht, später haben dann Ernst Friedel und vor allem der Museumskonservator Stubenrauch Ausgrabungen vorgenommen, die auch schon beachtenswerte Ergebnisse hatten und besonders Stubenrauch auch schon zur Überzeugung brachten, daß nach allem das sagenumwobene Vineta nur auf Usedom oder Wollin zu suchen sei. Aber die entscheidenden Ausgrabungen haben, nachdem bei der Gründung der Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen Wehranlagen 1927 in Kiel schon ihre Notwendigkeit anerkannt worden war, doch erst seit 1934 richtig eingesetzt, sind dann aber unter Leitung von Museumsdirektor Dr. Kunkel, Stettin und seinen Mitarbeitern, besonders Dr. Wilde, regelmäßig und, durch staatliche Mittel reich unterstützt, mit großem Erfolge durchgeführt worden. Nachdem die Ergebnisse schon wiederholt in den Erwerbungs- und Forschungsberichten des Pommerschen Landesmuseums Stettin und im Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit in Berichten von Kunkel und anderen bekannt gegeben worden sind, hat nun Dr. Wilde, der örtliche Grabungsleiter in Wollin, von dem auch eine Doktor-Dissertation über „Die Bedeutung der Grabung Wollin 1934" vorliegt, im Nachrichtenblatt 1940 einen ausführlichen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Wollin-Forschung erstattet. Gleichfalls im Jahre 1940 hat dann auch Prof. La Baume in dem großen Werke „Vorgeschichte der deutschen Stämme" (herausgegeben vom Reichsamtsleiter Prof. Reinerth) in dem von ihm bearbeiteten Teilabschnitt „Die Wikinger" (III Band, S. 1277—1360), der allerdings die letzte Veröffentlichung nicht mehr berücksichtigen konnte, den Ausgrabungen in Wollin eingehende Beachtung geschenkt.

Während die Geschichtsforscher schon seit längerer Zeit ihrer Überzeugung Ausdruck verliehen haben, daß das durch die Sage allgemein bekannt gewordene Vineta, das Jumne oder Jumneta der Geschichtsquellen, auf Wollin gelegen habe, haben sich die Vorgeschichtsforscher, besonders auch Kunkel, bis zur jüngsten Zeit immer noch abwartend verhalten. Wie wir nun aus Wildes letztem Berichte ersehen, hat jetzt auch die Stettiner Vorgeschichtsforschung ihre Bedenken in dieser Hinsicht, wenn auch noch nicht restlos, fallen lassen.

Die kritische Untersuchung der historischen Quellen stand, wie bei so vielen mittelalterlichen Berichten, vor großen Schwierigkeiten, da wir es ja in jenen frühen Zeiten mit einer Geschichtsschreibung in modernem Sinne noch nicht zu tun haben. Es galt da sehr oft, den reinen geschichtlichen Kern aus der umhüllenden Schale der sagenhaften Zusätze herauszuschälen. Es steht mit der deutschen mittelalterlichen Überlieferung ja nicht anders, wie z .B. mit den griechischen Geschichtsschreibern vor Herodot, dem „Vater der Geschichte", oder mit den sogenannten Annalisten der Römer, bei denen eine in unserem Sinne wissenschaftliche Geschichtsschreibung auch erst im 1. Jahrhundert v. Zw. einsetzte. Erschwerend für die Untersuchung war auch noch der rein sagenhafte Bericht über die Jomsburg und die Jomswikinger in den Sagas, der manche Verwirrung veranlaßt hat.

Die vorgeschichtlichen Untersuchungen haben im wesentlichen das Bild ergeben, das auch die Historiker als wahrscheinlich gezeichnet haben. Schon Stubenrauchs Grabungen ließen erkennen, daß es sich auf Wollin um eine für mittelalterliche Verhältnisse sehr ausgedehnte Siedlung handelte. Die neueren Ausgrabungen begannen 1934 auf dem Marktplatze von Wollin. Hier wurde eine große Fläche mitten auf dem Markte bis zu 6—8 Meter Tiefe in horizontalen Schichten abgedeckt und untersucht Schon diese erste planmäßige Ausgrabung größeren Stils ließ im wesentlichen eine klare Folge der Schichten von der Neuzeit bis zur ersten Anlage einer frühgeschichtlichen Siedlung hinunter erkennen. Die einzelnen Schichten konnten schon auf Grund der bei früheren Bodenuntersuchungen, so auch bei Kanalisationsarbeiten und ähnlichen tiefergehenden Erdbewegungen gezeitigten Ergebnisse zeitlich gut eingeordnet werden. Durch Ausgrabungen in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt,

so besonders durch Untersuchungen auf dem nördlich von der Stadt gelegenen Silberberge und durch eine Anzahl größerer Suchgräben konnten dann die in der Stadtmitte ermittelten Kulturschichten auch in ihrem weiteren Verlauf und ihrer Ausdehnung verfolgt werden. Die Ausgrabungen auf dem Markte selbst haben aber weit klarere Ausgrabungsbilder ergeben, als die in der Umgebung der Stadt. Dafür waren sie aber auch um so schwieriger, weil sie inmitten dicht bebauten Geländes stattfanden, das nicht gefährdet werden durfte, und weil gerade hier in der obersten Schicht auch noch die Fundamente und andere Baureste des mittelalterlichen Rathauses der Stadt lagen. Die Grabungen auf dem Marktplatze sind auch in den folgenden Jahren noch im Anschluß an die 1934 freigelegte Fläche fortgesetzt worden. Die unter den jetzt bebauten Teilen der Altstadt noch liegenden Reste der älteren Anlagen konnten freilich nicht mehr erfaßt werden. Immerhin sind nach Wildes Bericht bei der Marktplatzgrabung D/E in den 15 übereinanderliegenden Bau- und Schuttschichten schon etwa 40 Hausgrundstücke aus den verschiedenen Siedlungsperioden untersucht worden.

Zur Lage der Stadt ist folgendes zu sagen: Sie liegt zwischen dem Stettiner Haff und dem Meere am linken Ufer der Dievenow, der östlichsten Odermündung, an einer Stelle, wo die beiden Ufer sich besonders nahe gegenüberliegen. Die wendisch-wikingischen Kulturschichten erstrecken sich, wie wir Kunkels Bericht im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 10. Jahrgang, 1934, Heft 8 entnehmen, in wechselnder Stärke und Breite etwa 3 Kilometer an der Dievenow entlang. Sie sind auch auf mehreren die Stadt beherrschenden Höhen, dem Galgenberg im Süden, dem Silberberg und dem Mühlenberg im Norden, nachweisbar Auf dem Silberberg, der seinen Namen von einer großen Zahl dort schon seit dem 17. Jahrhundert gefundener wikingisch-wendischer Silberschätze hat, sind durch die neuen Ausgrabungen starke Befestigungen mit Holzerdemauern verschiedener Bauperioden ermittelt worden, die wohl meist der Sicherung der mittelalterlichen Städte dienten, die sich bis dorthin zogen. Auf dem Galgenberg und dem Mühlenberg befanden sich die alten Begräbnisstätten.

Nach dem Befund der Ausgrabungen, die u. a. auch durch Pläne, Abbildungen und Tabellen in Wildes Bericht veranschaulicht werden, liegen in den 15 Schichten übereinander zwei nordisch-wikingische Städte, die noch wieder durch eine Zwischenschicht getrennt sind, darüber eine slawische Siedlung und über dieser dann erst die mittelalterliche deutsche Stadt. Die ältere und die jüngere wikingische Stadt haben sich weit über die Grenzen der heutigen Stadt Wollin hinaus erstreckt. Sie werden daher mit Recht als Großstädte bezeichnet. Die auf Grund der Bodenfunde von seiten der Archäologen errechneten zeitlichen Begrenzungen für den Siedlungsablauf entsprechen nun in überraschender Weise den geschichtlichen Überlieferungen, die über Jumne oder Jumneta — und später über Julin-Wolin vorliegen, so daß es in der Tat, obgleich Wilde selbst noch davor warnt, die Aufgabe im wesentlichen schon als gelöst anzusehen, kaum noch bezweifelt werden kann, daß die unter der heutigen Stadt Wollin und in ihrer nächsten Umgebung aufgedeckten Siedlungsreste wirklich die Überreste des geschichtlich bezeugten Jumne oder Julin sind. Vineta ist aber, wie schon längst erkannt worden ist, durch eine Textverderbung aus dem handschriftlich überlieferten Jumneta entstanden.

Es ergeben sich nunmehr nach Wildes Übersicht für die Geschichte von Jumne-Vineta-Wollin folgende Perioden. Die älteste Großstadt ist nicht vor 900 n. Zw. gegründet worden. Sie ist im 11. Jahrhundert durch Brand zerstört worden. Noch in demselben Jahrhundert ist dann die jüngere Großstadt über der zerstörten älteren erbaut worden. Sie wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts von den Dänen angegriffen und in Brand gesteckt. Über den beiden Großstadtschichten entstand dann im 13. Jahrhundert ein slawisches Dorf. Aber schon Ende des 13. Jahrhunderts wurde dann über dieser slawischen „Altstadt"-Siedlung die deutsche Stadt Wollin gegründet, deren Stadtrecht 1279 bestätigt wurde.

Die Bevölkerung der beiden Großstädte ist zweifellos nordisch-germanisch gewesen. Läßt sich nun ihnen gegenüber in der darüber lagernden slawischen Siedlung ein völliger Kulturwechsel feststellen, so bestehen andererseits doch auch zwischen den beiden Großstadtsiedlungen

manche kulturelle Verschiedenheiten. Sie zeigen sich nicht nur in den Kleinfunden, die aus beiden in großer Menge vorliegen, also der Keramik, den Waffen, den Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, sondern auch in der Bauweise. Während in der älteren Großstadtzeit Stab- und Rahmenbau üblich waren, ist die jüngere mehr durch Pfostenbau gekennzeichnet. Gegenüber diesen beiden nordisch-germanischen Großstadtsiedlungen zeigt das slawische Dorf in seiner Bauweise die einfacheren Formen eines Flechtwerkbaus ohne stärkere Tragpfosten oder eines Blockbaus aus roh behauenen Rundstämmen. Auch lassen die beiden Großstadtsiedlungen, deren drei Bauformen auch in Haithabu vorkommen, planmäßige Anlagen erkennen. Die Häuser stehen regelmäßig und eng geschlossen, teils Wand an Wand gebaut, teils schmale Gassen zwischen sich lassend, und die Grundstücksgrenzen sind bei erforderlicher Erneuerung eines verfallenen oder durch Feuer zerstörten Hauses stets beibehalten. Die kleinen slawischen Häuser aus dem 13 Jahrhundert stehen aber unregelmäßig, und die Baustellen haben nach jedem Brand gewechselt.

Auf die Fundgegenstände geht Wilde in diesem Bericht nicht näher ein.

Es sei aber an dieser Stelle vermerkt, daß die Museen in Stettin und Wollin, wie ich schon gelegentlich einer Besichtigung der ersten großen Marktgrabung feststellen konnte, reiche Sammlungen bergen, die ein anschauliches Bild einer hochstehenden Kultur der beiden Großstädte vermitteln, in denen großer Wohlstand geherrscht haben muß.

Für die Einzelheiten der romanhaften Jomsburgerzählung haben die Ausgrabungen, wie Wilde zum Schlusse bemerkt, keinerlei Anhaltspunkte ergeben. Die Silberbergfestung kommt für ihre Siedlung nicht in Frage.

Die Ausgrabungen in Haithabu und Wollin sind Großtaten der Vorgeschichtsforschung Wir haben in diesen beiden durch den Spaten aufgedeckten Städten unser deutsches Pompeji, unser deutsches Troja. Als bescheidene Schwestern stehen neben ihnen Truso-Elbing im Weichselmündungsgebiet und Wiskiauten im Samland, die zwar auch in der Wikingerzeit für den Handel ihre hohe Bedeutung gehabt haben, bisher aber noch nicht die zu den großen Friedhöfen gehörigen Wikingersiedlungen aufweisen können. B. Ehrlich.

3. Truso.

Karl Langenheim, Nochmals „Spuren der Wikinger um Truso". Gotiskandza. Blätter für Danziger Vorgeschichte, Heft 1. 1939. S. 52—62.

Mit dem 1. Heft der Zeitschrift „Gotiskandza" beginnt Kurt Langenheim, der Nachfolger des nach Königsberg berufenen Prof. La Baume in der Leitung des Danziger Museums für Naturkunde und Vorgeschichte, eine neue Folge der von seinem Vorgänger begründeten und herausgegebenen Zeitschrift „Blätter für deutsche Vorgeschichte". Der neue Name der Zeitschrift, von der inzwischen schon ein zweites Heft erschienen ist, soll die Erinnerung an die einstige Landung der Goten, von der Jordanes berichtet und die für das Weichselland eine Jahrhunderte lange Zeit hoher Blüte im Gefolge hatte, dauernd wacherhalten, wie auch die Umbenennung des einstigen Gdingen in Gotenhafen, die wir dem Führer zu danken haben, demselben Zwecke dient.

In diesem ersten Hefte nimmt Langenheim, der seinen ersten Aufsatz „Spuren der Wikinger um Truso" in Heft 11 des „Elbinger Jahrbuchs" (1933) veröffentlicht hat, von neuem zur Wikingerfrage Stellung. Er gibt eine neue, ihm nach dem Erscheinen des ersten Aufsatzes erst bekannt gewordene Reihe von Wikingerfunden im Weichselgebiet bekannt. Zunächst weist er auf die inzwischen zum Teil schon veröffentlichten Funde aus Elbing selbst hin, wo seit 1937 mit der Ausgrabung des großen Wikingergräberfeldes auf dem Neustädterfeld, übrigens auch schon seit 1936 mit der des großen prußischen Friedhofs und der prußischen Siedlung in der Scharnhorststraße, für die Trusofrage endgültig entscheidende Feststellungen für die Lage und die Besiedlung von Truso möglich wurden. Er erwähnt auch

das schon von Dr. Otto Kleemann in der Ehrlich-Festschrift (1938) eingehend besprochene Ortband von Meislatein, das noch zum engeren Bezirk von Truso zu rechnen ist. Nach diesen Funden in Truso zählt er dann die aus dem weiteren Weichselgebiet um Truso auf und würdigt ihre Bedeutung für die Wikingerfrage. Es handelt sich dabei um ein nur als Bruchstück erhaltenes bronzenes Ortband und einen bronzenen Schlüssel aus Skiez, Kr. Flatow, die sich im Museum Schneidemühl befinden, um ein in der Waffensammlung der Marienburg aufbewahrtes Schwert aus Techlig, Kr. Rummelsburg, das also schon zu Pommern gehört, ein eisernes Schwert aus Märkisch-Friedland, Kr. Deutsch-Krone, (Museum Danzig-Oliva), das aber nach Langenheims Angabe nicht mehr wikingisch ist, ein Wikingerschwert aus der Weichsel bei Marienwerder (Museum Breslau), um einen Steigbügel aus Westpreußen ohne nähere Angabe des Fundortes (Museum Breslau), um eiserne Axte aus Nakel, Kr. Wirsitz (Museum Breslau), also aus der Provinz Posen, und aus Kulm (Museum Oliva), schließlich um eine Lanzenspitze des Stettiner Museums aus dem Bett der Brahe bei Fordon, also auch schon aus der Provinz Posen. Bei den auf Tafel VI abgebildeten Gegenständen des Schneidemühler Museums decken sich die Hinweise im Text zum Teil nicht mit den auf der Tafel selbst vermerkten Buchstabenbezeichnungen.

Wir sind Langenheim dankbar für diese wertvolle neue Zusammenstellung von Wikingerfunden im Gebiet der unteren und mittleren Weichsel. Sie liefert neue Beweise dafür, daß die Wikinger die Weichselstraße für einen weit landeinwärts führenden Handelsverkehr benutzt haben. Langenheim sucht nun mit diesen neu bekannt gegebenen Wikingerfunden auch seine schon im ersten Trusoaufsatz geäußerte Ansicht zu stützen, daß die Wikinger auch die Herren im Lande an der Weichsel gewesen seien. Er weist dabei auf die auch durch geschichtliche Quellen beglaubigte Begründung des russischen und des polnischen Reiches durch Wikinger hin und führt im besonderen an, daß eine Art germanischen Gefolgschaftswesens, das schon historisch überliefert sei, dort nun auch durch archäologische Funde bestätigt sei. Für unser Weichselgebiet fehlt es aber ebenso an den geschichtlichen Nachrichten dafür, wie auch an den nach Langenheim vor allem beweiskräftigen überwiegenden Waffen und Rüstungsgegenständen. So haben wir auch in dem großen Elbinger Wikingergräberfeld bisher noch kein einziges Wikingerschwert gefunden, ganz anders wie z. B. in Wiskiauten bei Cranz oder in Linkuhnen bei Tilsit, in letzterem allerdings in prußischen Gräbern, wo sie also nur als Handelsware anzusehen sind.

Wir müssen mit der Aufstellung solcher Behauptungen sehr vorsichtig sein, und ich lasse mir daher auch sehr gern Langenheims Andeutung gefallen, daß ich bei der völkischen Auswertung der alten Elbinger Wikingerfunde anfangs sehr vorsichtig gewesen sei. Allerdings möchte ich dazu bemerken, daß es sich, wenn ich diese alten Funde in meinen Veröffentlichungen vor 1933 als wikingerzeitlich, nicht direkt als wikingisch bezeichnet habe, für mich gerade in jenen Abhandlungen besonders um eine neue zeitliche Einordnung der alten Funde im Rahmen einer neuen Aufrollung der Trusofrage auf grund neuer Funde in Benkenstein handelte, so daß mir der Ausdruck „wikinger z e i t l i c h“ voll genügte. Andererseits verstehe ich aber nicht, wie Langenheim in seiner Anm. 4 einen Widerspruch darin finden will, daß ich einmal die Anwesenheit von Wikingern in der Elbinger Gegend für erwiesen hielt, drei Seiten später aber meinte, die Funde genügten nicht als Nachweis, daß Wikinger auch in dem Lande seßhaft gewesen seien. Ich meine doch, ich hätte deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß ich eben zwischen Anwesenheit und Seßhaftigkeit durchaus unterscheide.

Mein Widerspruch gegen Langenheims zu weit gehende Folgerungen richtete sich übrigens gar nicht einmal so sehr gegen seine Behauptungen, daß die alten Funde bei Elbing wirklich aus Wikingergräbern stammten, obgleich das in der Tat auch noch bezweifelt werden konnte, wie ja Langenheim selbst sogar eingesteht, daß er „mit seiner damaligen Behauptung, die aus Brandgräbern stammenden Elbinger Fundstücke entstammten Wikingergräbern, nach dem Stand der Dinge vielleicht etwas zu weit vorgeprellt war“ (Gothiskandza, Heft 1, S. 52). Mein Widerspruch galt nur der noch weiter und nach meiner Meinung z u weit gehenden Behauptung Langenheims, daß die Wikinger die Herren im Weichsellande um Truso ge-

wesen seien, und nur in dieser Hinsicht wies ich auch auf die Stellungnahme des polnischen Vorgeschichtsforschers Prof. Josef Kostrzewski hin, was mir Langenheim zum Vorwurf gemacht hat. Ich halte es an sich für selbstverständlich, daß man auch dem politischen Gegner in wissenschaftlichen Fragen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie ich übrigens zu Kostrzewski stehe, dürfte genügend bekannt sein. (S. z. B. Elbinger Jahrbuch, H. 7, 1928, S. 171 ff). In diesem Falle aber bedurfte ich keiner besonderen Kronzeugen, sondern der Hinweis auf Kostrzewski sollte nur eine Mahnung sein, einen notorischen Gegner nicht noch durch nicht genügend gestützte Behauptungen zu berechtigten Angriffen herauszufordern.

Wenn nun Langenheim aber meinte, daß ich von deutscher Seite, „als einziger festgestellt habe, daß er in seinen Folgerungen zu weit gegangen sei", so befindet er sich im Irrtum. Schon 1937 ergab sich zu Riga in einer Unterredung mit Otto Scheel, als dieser mich vor meinem Trusovortrage auf dem 1. Baltischen Historiker-Kongreß besonders fragte, wie ich mich zu Langenheims Ansicht einer Wikingerherrschaft in Truso stellen würde, in dieser Hinsicht eine völlige Übereinstimmung zwischen uns beiden. Und so schreibt Scheel dann auch in seinem 1938 erschienenen und von mir in diesem Hefte schon eingehend gewürdigten Buche „Die Wikinger. Aufbruch des Nordens" über Truso wörtlich folgendes:

„Ausgrabungen aus jüngster Zeit haben den Streit entschieden, wo dieser durch Wulfstans Reisebericht weithin bekannte Ort gelegen habe. Jetzt ist über jeden Zweifel die Lage Trusos im südöstlichen Randgebiet von Elbing am „ehemaligen Ufer des Drausen" festgestellt. Hier haben, nur 3 Kilometer von einer gleichzeitigen altpreußischen, ebenfalls durch Grabung aufgehellten und als wohlhabend erkannten Siedlung entfernt, nach Ausweis der bis jetzt untersuchten Gräber, die zumeist Frauengräber waren, schon im 7. Jahrhundert gotländische Wikinger sich festgesetzt. Der Handelsverkehr Gotlands mit den baltischen Preußen in frühwikingischer Zeit und eine gotländische Kolonie schon im 7. Jahrhundert sind durch die Elbinger Ausgrabungen sinnenfällig geworden. Das Rechtsverhältnis dieser gotländischen Kolonie zu den Altpreußen bleibt im Dunkel. Von einer Befestigung, die auf Herrschaft hinweisen könnte, erfahren wir nichts. Die Volkskraft der Kolonie war schwach. Das darf gesagt werden, obwohl bisher nur ein Teil des Gräberfeldes aufgedeckt ist. Volksboden zu schaffen, war diese gotländische Kolonie nicht imstande. Dessen auch wäre Gotland allein schwerlich fähig gewesen. Die Funde der jüngeren, schon ins neunte Jahrhundert führenden Gräber weisen allerdings auf die Mälarlandschaft hin. Um diese Zeit also haben mittelschwedische Wikinger sich in Truso niedergelassen. Aber immer noch wird nur eine Handelskolonie sichtbar. Eine weiterreichende volksgeschichtliche und politische Bedeutung kann darum die nordgermanische Siedlung Truso nicht besessen haben, so stark auch Handel und Verkehr gewesen sein mögen." (Die gesperrten Stellen sind von mir gesperrt. E.)

Außer Scheel, dessen Buch ja auch Langenheim bekannt war (vgl. seine Anm. 4 im zweiten Trusoaufsatz), kann ich nun aus allerjüngster Zeit auch noch einen andern deutschen Forscher nennen, der Langenheims Meinung nicht teilt. Wolfgang La Baume schreibt in dem von ihm verfaßten Abschnitt „Die Wikinger" in dem vor kurzem erschienenen, vom Reichsamtsleiter Prof. Dr. Hans Reinerth herausgegebenen großen Sammelwerke „Vorgeschichte der deutschen Stämme" (1940) auf Seite 1344 über Truso u. a. wörtlich folgendes: „Die Altertumsfunde in Elbing und in der Umgebung der Stadt weisen somit eindeutig darauf hin, daß Truso eine altpreußische Ansiedlung von erheblicher Ausdehnung und mit entsprechender Bedeutung für Handel und Verkehr gewesen ist, in welcher den Wikingern eine nicht geringe Rolle zuzuschreiben ist", und weiter mit Hinweis auf K. Langenheims ersten Trusoaufsatz (1933) — den zweiten kannte er bei der Abfassung noch nicht —: „. . so ergibt sich deutlich eine Häufung von Funden wikingischer Art am Südufer des Frischen Haffes, am Westrande der Elbinger Höhe und im Umkreise des Drausensees, was ohne Zweifel auf die Bedeutung

von Truso für die Wikinger hinweist, einerlei, ob dies nun eine frühmittelalterliche Stadt oder ein wirtschaftlich bedeutender Gau gewesen ist." (Die Sperrungen sind von mir. E.). Auch Otto Kunkel hat übrigens im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1940, S. 196 ff. vor einer übertriebenen Wertung der politischen Tätigkeit der Wikinger, deren Heldenmut wir stets bewundern werden, gewarnt.

Abschließend möchte ich nun folgendes sagen. Selbstverständlich liegen die Verhältnisse, was den Stand der Wikingerforschung betrifft, auch für unser Gebiet heute schon ganz anders als 1933. Die Zahl der bekannten Wikingerfunde hat sich, zumal durch die neuen Elbinger Ausgrabungen, wesentlich erhöht. Wir haben auch unsere Kenntnisse erweitert und schätzen dabei auch durchaus, was Kurt Langenheim dazu beigetragen hat.

Aber trotzdem kann ich mich auch heute nicht dazu verstehen, an eine Wikingerherrschaft an der Weichsel zu glauben. Abgesehen von den von mir schon angeführten Bedenken, möchte ich auch darauf hinweisen, daß man wohl nicht ohne weiteres die Verhältnisse in andern Gebieten des Ostens als auch für die baltischen Prußen zutreffend annehmen darf. Die Prußen und überhaupt die Balten standen doch auf einer ganz anderen Kulturstufe als die damaligen Slawen, bei denen man sich wohl eine politische Herrschaft einer geistig überragenden selbst kleinen Minderheit vorstellen kann. Das gilt zumal für die Prußen, die fast zwei Jahrtausende die Nachbarn der Germanen gewesen waren, der Ostgermanen, die aber trotz ihrer Überlegenheit, abgesehen von den Randgebieten, doch nur kulturell ihren Einfluß auf die baltischen Stämme in Ostpreußen geltend machen konnten. Denken wir doch nur daran, was für schwere Kämpfe selbst die Ordensritter mit ihren für die damalige Zeit modern ausgerüsteten großen Heeren zu bestehen hatten, um sich dieses hochstehende, tapfere Volk zu unterwerfen. Selbst in Wiskiauten und in Grobin bei Libau, wo auch Scheel eine Wikingerherrschaft als vorhanden ansieht, waren doch recht starke Wikinger-Kolonien erforderlich, um sich zu behaupten. Was bedeuten aber schließlich selbst die jetzt schon bekannten Wikingergräber in Westpreußen, aus denen man doch nur auf eine recht dünne Besiedlung des Landes durch Wikinger schließen kann, gegenüber der einst vorhandenen großen Zahl von starkbevölkerten Siedlungen der Ostgermanen, von denen man in der Tat sagen kann, daß sie zu ihrer Zeit die Herren im Lande waren. Ja, wo die Ostgermanen saßen, finden wir überhaupt kaum Spuren von Gräbern anderer Völker. Wie ganz anders zur Zeit der Wikinger! In Warmhof bei Mewe lagen die beiden bisher gefundenen, allerdings reich ausgestatteten Wikingergräber auf einem slawischen Friedhofe. So sagt Bernt v. Zur-Mühlen in seiner Abhandlung „Die Wikinger in Ostpreußen" (Der Ostpr. Erzieher. Germanen und Balten in der Vorzeit Ostpreußens 1936): „Der Umstand, daß diese beiden Gräber auf einem slawischen Friedhofe sich befinden, bekräftigt unsere Vermutung aufs stärkste, daß hier neben den ortsansässigen Slawen noch handelstreibende Wikinger lebten." In Elbing finden wir nachbarlich nebeneinander die Siedlungen der Prußen und der Wikinger. Ich kann mir das Verhältnis zwischen den Siedlern der beiden Volksteile nur als ein rein freundschaftlich-nachbarliches vorstellen, wobei allerdings die Wikinger als die kulturell und wohl auch geistig Überlegenen eine führende Rolle gespielt haben werden. Nichts läßt auf Feindseligkeiten zwischen ihnen schließen, trotzdem Wulfstan sagt, da sei viel Krieg unter den Esten. Die Esten wehrten sich gegen die Slawen, wie ja schließlich auch die Polen sich genötigt sahen, den Deutschen Ritterorden gegen sie zu Hilfe zu rufen. Von Kämpfen gegen die Wikinger ist aber nichts bekannt. Aus Wulfstans Bericht selbst aber geht meiner Ansicht nach nur hervor, daß die Esten die Herren des Landes waren. So schildert er auch seinen Landsleuten in Schleswig-Haithabu und Dänemark die Sitten dieses Volkes, in dessen Gebiet eben Truso lag. Wir hören in dem Berichte außer von den Esten auch noch von den Wenden, die als Nachbarn der Esten westlich der Weichsel siedelten und die natürlich auch für den Handelsverkehr der Wikinger, die in Truso wohnten oder nach Truso kamen, von Bedeutung waren. Eine politische Herrschaft von Wikingern wäre in solchem doch recht eingehenden Bericht kaum mit Stillschweigen übergangen worden. Es wäre natürlich mißlich, lediglich ex silentio einen solchen Schluß zu ziehen. Aber es spricht ja auch sonst, wie gesagt, bisher noch viel zu wenig

für eine politische Herrschaft der Wikinger im Weichsellande. Ich sagte bisher. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß weitere Entdeckungen zu Ergebnissen führen, welche die Rolle, die die Wikinger im Weichsellande gespielt haben, in einem andern Lichte erscheinen lassen. Die Untersuchungen werden in Elbing weiter geführt werden, wo die Ausgrabungen seit 1939 nicht viel Neues gebracht haben; sie müßten nun auch endlich bei Mewe wieder aufgenommen werden, um dort das Verhältnis zwischen Wikingern und Slawen weiter zu klären. So lange solche weiteren Ergebnisse von ausschlaggebender Bedeutung für Langenheims Annahme einer politischen Wikingerherrschaft nicht vorliegen, werden wir wohl bei der Ansicht verbleiben müssen, daß die Wikinger im Weichsellande wohl den Handel beherrscht haben, wohl eine Herrschaft des überragenden Geistes ausgeübt haben — aber auch nicht mehr.

B. Ehrlich.

B Anderes Schrifttum

Schumacher, Bruno: Geschichte Ost- und Westpreußens. (Ostpreußische Landeskunde in Einzeldarstellungen. Begründet von Oscar Schlicht) VIII. und 294 S. Gräfe und Unzer, Königsberg Pr, (1937).

Zu den besonders wertvollen Geschichtswerken, die das 700. Jubeljahr der Stadt Elbing gebracht hat, muß das vorliegende gerechnet werden. Der Verfasser widmete es der Elbinger Altertumsgesellschaft „als Zeichen des Dankes für die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft."

Wonach seit mehr als einem Jahrhundert die altpreußische Geschichtsschreibung sich sehnte: nach einer gediegenen, ernsthaft wägenden Gesamtgeschichte der altpreußischen Lande vom Beginn der Urzeit bis zur Gegenwart, hier wurde es Wirklichkeit. Viele Schwierigkeiten stellten sich einem solchen Werk entgegen. Wohl hat die Zeit der Ordensherrschaft immer wieder zu zusammenfassender Darstellung gereizt. Neben Voigts grundlegendem Werk steht da die überragende Arbeit von Töppen in den Akten der Ständetage. Ihnen folgten Lohmeyer, der nur bis zum 1. Thorner Frieden gelangte, und Krollmann, dessen treffliche „Politische Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen" (auch in der oben genannten Sammlung erschienen) den Leser für unsere große Vergangenheit zu begeistern vermag.

Die Folgezeit aber harrte vergeblich der Bearbeitung. Besondere Widerstände für die Abfassung einer gesamten altpreußischen Geschichte treten gerade bei der Nachordenszeit auf. Denn nunmehr fehlt es an großen, zusammenfassenden Arbeiten, auf die der Geschichtsschreiber einer Gesamtdarstellung sich stützen könnte. Mühsam muß er sich durch viele Untersuchungen über einzelne Gebiete und einzelne Ereignisse durcharbeiten, auf Neuland sich selber die Pfade bahnen, und Sorge tragen, daß er über das Einzelne hinaus zu den großen Leitlinien gelange. Das Jubiläumswerk unserer Provinz: „Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande" bildet deutlich diese Widrigkeiten ab. Seine einzelnen Abschnitte wurden unter verschiedene Verfasser aufgeteilt, sie entbehrten damit naturgemäß des straff einheitlichen Standpunkts, und es mußte zudem — was besonders zu bedauern war — wider Willen auf die Darstellung des Schicksals Altpreußens von 1466—1772/93 ganz verzichtet werden. Damit fiel aber der seit 1918 politisch wichtigste Abschnitt unserer Landesgeschichte aus, ein Abschnitt, über den in der deutschen Öffentlichkeit leider noch heute bedauerliche Irrtümer im Umlauf sind. Einer polnischen Propaganda ist es darum leicht gemacht, ihre deutschfeindliche Auffassung zu verbreiten. Ihr gegenüber müssen wir für unser preußisches Weichselland die Einheit im weitesten Sinne herausheben, wie sie auch unsere Vorfahren schon empfanden. Für die Zeit des Deutschen Ritterordens von 1309—1466 springt diese Einheit ebenso leicht erkennbar in die Augen wie für die Jahre 1772—1918. Daß sie aber auch für die Zeit von 1466—1772/93 gilt, das zu erweisen, muß heute ganz besonders die Aufgabe jeder zusammenfassenden Darstellung sein. Dazu bedarf es vor allem klarer staatsrechtlicher Vorstellungen für die Vergangenheit und zahlreicher Kenntnisse, die aus vielen Einzeluntersuchungen und ergänzender eigener Arbeit gewonnen werden müssen.

Der Tod nahm unserm großen Max Töppen die Feder aus der Hand, als er sich, gerüstet wie kein anderer, zu diesem Werk anschickte. Seine altpreußische Geschichte wäre aus der eingehenden Kenntnis der Vergangenheit des gesamten Landes entsprungen; sie hätte verhindern können, was die Folgezeit bis auf unsere Tage brachte, daß nämlich die preußische Landesgeschichte unter dem engen Gesichtspunkt der Geschichte der beiden heutigen Hauptstädte, unter dem Gesichtswinkel Danzigs und Königsbergs, gesehen wird. Denn immer wieder haben die einsichtigen Stadtverwaltungen dieser beiden Orte dafür Sorge getragen, daß zusammenfassende wissenschaftliche Darstellungen ihrer Geschichte — ein schwacher Ersatz für die fehlende Landesgeschichte — neben umfassenden Einzeluntersuchungen zum Druck gelangten. Bei Wertungen wurde dadurch mittelbar dem übrigen Lande oft Unrecht zugefügt, weil nur das Wirken der Politik der beiden gezeigt wurde. Unsere Landesgeschichte aber ist ohne die Geschichte der Adelsstände, ohne die Geschichte aller Großen Städte ebensowenig denkbar, wie ohne die der Ordensritter und der Kirchenfürsten. Thorn und Elbing, die beiden größten Rivalen der späteren Landeshauptstädte, mußten leider seit 1842 (Wernicke) bzw. seit 1870 (Rhode) größerer wissenschaftlicher Darstellungen ihrer Gesamtgeschichte entbehren. Bei solchen Lücken begrüßen wir eine Zusammenfassung, wie Schumacher sie bietet, mit besonderer Freude.

Eine altpreußische Geschichte bedarf heute der Gliederung unter dem Gesichtspunkt der Einheit des Landes. Die älteren Forscher sahen den Haupteinschnitt beim Jahre 1525. Lengnich begann mit diesem Jahre seine Geschichte der Preußischen Lande Königlich-polnischen Anteils, Voigt und Töppen, wie auch die Scriptores rerum Prussicarum führten die Quellen und Darstellungen bis zu diesem Zeitpunkte. Und doch bedeutet der 2. Thorner Friede (1466) den größeren Einschnitt in unserer Geschichte. Der König von Polen — er ist selten polnischer Abkunft — jedoch nicht (wie oberflächliche Schreiber immer wieder es aussprechen) der polnische Staat, wird damals erwählter Oberherr Altpreußens, das sich in viele, recht selbständige Herrschaften gliedert: in das Preußen des Hochmeisters, in das Preußen mit dem Gubernator an der Spitze, in das Preußen der geistlichen Fürsten und in die Gebiete der Großen Städte, also des führenden Bürgertums. Durch den König-Großherzog blieb die Einheit Altpreußens gewahrt mindestens doch bis zum Olivaer Frieden (1660). Ja, die ostpreußischen Stände verteidigten noch viele Jahre darüber hinaus, wie Schumacher verständnisvoll darlegt, diese Verfassung gegen den Großen Kurfürsten. Die Zusammenarbeit der Gubernatoren mit den Hochmeistern, die enge politische Fühlung des ältern Achaz von Zehmen mit Herzog Albrecht, die tiefe kulturelle Verbundenheit beider Teile etwa durch Persönlichkeiten wie Gnapheus, Comenius und im aufgehenden 19. Jahrhundert Süvern, dessen Elbinger Schüler Peter Kawerau bei Schumacher neben dem Königsberger Zeller genannt zu werden verdiente, — das sind Beispiele, die zeigen, eine wieviel höhere Wertung gewisse Personen und Ereignisse erlangen, wenn die Einheit Altpreußens in den Vordergrund der Betrachtung gerückt wird, höher als es bei der bisherigen Einteilung, die das Trennende hervorhob, geschehen konnte.

Schumacher hat sich bewußt die Aufgabe gestellt, Ost- und Westpreußen als diese Einheit zu schildern. Er ist mit heißem Bemühen daran gegangen, die Beweise dafür herbeizuschaffen, und er hebt die Einheit von Land und Bevölkerung immer wieder hervor. Seit Jahrzehnten steht er in der Forschung an führender Stelle. Ihm fließen die Quellen zur politischen, zur Kultur-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, deren Darstellung er uns bietet. Er kennt die Streitfragen und setzt sich mit ihnen kritisch auseinander. Überall weiß er anzuregen, fällt Urteile und bietet dem Leser den notwendigen Stoff zur eigenen Urteilsbildung dar. Er stellt aber auch hohe Anforderungen, bevorzugt eine kühle, klare Sachlichkeit. Er macht die Durcharbeit nicht leicht und erwartet, daß der Leser sich die bildhafte Anschauung zu den Darlegungen selbst beschafft. Darum verzichtet er auf die Beigabe von Bildern, Karten und Plänen. Um so bedauerlicher ist es, daß der Verlag

nicht wenigstens den Raum für ein ausführliches Register und vor allem für weiterführende Anmerkungen bereitstellte. Ich habe ein gleiches schon bei Krollmanns „Politischer Geschichte" bemängelt. Jetzt muß das noch mehr hervorgehoben werden. Ein reines Aufzählen von Büchertiteln allerdings wäre dabei nicht am Platz. Der Verfasser muß die Möglichkeit bekommen, das Wichtigste zu nennen und zu werten, ja seine etwa abweichende Auffassung kurz zu begründen. So allein kann sein Buch auch der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses für unsere Landesforschung dienstbar werden. An Kräften fehlt es nicht. Aber diese sehen sich bei dem Mangel einer, mit wissenschaftlichem Rüstzeug ausgestatteten Gesamtdarstellung in ihrer Arbeit schwer gehemmt. Wer heute wissenschaftlich arbeiten will, muß deshalb nach wie vor zu den großen Städtegeschichten greifen, von denen augenblicklich allein die Simsonsche über Danzig und die neue über Elbing seinen Forderungen nach einem Überblick über Quellen und Forschungen entgegenkommen. Der Verlag möge sich also entschließen, des Verfassers Wunsch nach Druck von Anmerkungen zu erfüllen. Er wird dadurch den Wert des Werkes beträchtlich erhöhen.

Dieser Wert liegt auf den verschiedensten Gebieten. Von ihnen seien einige herausgehoben. Zunächst der rein wissenschaftliche. Der Forscher wird jetzt, ganz gleich, welcher Sonderfrage er sich zuwendet, immer durch Schumacher sogleich den großen Zusammenhang sehen können. Und wenn auch der Verfasser sich einem neuen Vorschlag zur Einteilung der Geschichte (auf Grund der Einheit Preußens) verschloß und die überlieferte Einteilung beibehielt, so wird seine Hervorhebung dieser Einheit doch fortan hoffentlich Gemeingut zumindest der deutschen Forscher werden. Es wird dann auch noch stärker als bisher gelingen, dem Westpreußen der Zeit nach 1466 seine wichtige Stellung in Altpreußen wiederzugeben. Auch das Bestreben Schumachers, sich von der Königsberger und Danziger Stadtgeschichte zugunsten der gesamten Landesgeschichte freizumachen, wird für die Zukunft gute Früchte bringen, zumal heute schon wertvolle Unterlagen dafür vorliegen.

Der vielleicht höchste Wert des vorliegenden Schuhmacherschen Werks liegt darin, daß die volkstümliche Literatur von ihm maßgebend Befruchtung empfangen muß. Auf diesem Gebiete sind wir ja nicht gerade verwöhnt. Es gehört heute für manchen Verleger zum guten Ton, Werke über den deutschen Osten herauszubringen. Das Ergebnis ist geradezu kläglich. Schnell fertig mit dem Urteil, mit wenig oder gar keiner Sachkenntnis belastet, so zeigen sich im allgemeinen die Verfasser solcher Werke, besonders wenn sie auf das Ende der Ordensherrschaft zu sprechen kommen. Da wird durch Schumacher Wandel geschaffen. An seinem Buch kann kein Verfasser achtlos vorübergehen. Er räumt mit eingewurzelten Irrtümern auf, wie etwa dem, daß die Ordensritterschaft schon vor 1410 verderbt gewesen sei. Er zeigt die Not, in die die Bewohner Altpreußens durch die Zwietracht im Deutschen Orden nach Plauens Sturz kamen. Er hat Verständnis für die Empörung gegen eine Herrschaft, die das Land nicht mehr zu führen vermag, also für die Ereignisse vor 1454. Er ist nicht der Versuchung erlegen, Johann von Baysen zum Verräter zu stempeln, wie es gerne oberflächliche Urteiler tun, und wie es leider kürzlich auch durch Wissenschaftler geschah. Denn es ist vor der Geschichte auch zu prüfen, ob nicht etwa eine Regierung, die unerträglich auf dem Lande lastet, die das Recht vergewaltigt, die Treu und Glauben hintansetzt, ob nicht solch eine Regierung sich schuldig macht, und gar mehr schuldig, als die Untertanen, die zuletzt die Geduld mit ihr verlieren und sich zur Wehr setzen. Die staatsrechtliche Stellung Preußens zu Polen wird meist klar und deutlich gezeichnet. Hier vor allem muß Schumacher mithelfen, die volkstümliche Literatur über den deutschen Osten auf eine höhere Stufe zu erheben, als sie bisher einnimmt.

Ganz besonders begrüßen muß dieses Werk der Geschichtslehrer. Er lerne daraus, unsere altpreußische Geschichte deutsch sehen. Er zeige den Kampf um das Land,

den Streit der Germanen (Deutschen) gegen die Slawen (Polen, späterhin Russen, dann wieder Polen) und die Litauer. Er verweise auf die Einheitlichkeit und auf die Herausbildung eines preußischen Nationalgefühls durch die politische Einigung unter den Hochmeistern. Er zeige dann den einheitlichen Willen des Landes in der Abwehr polnischer Anmaßungen trotz der Teilung des Landes in verschiedene Herrschaften. Er vergesse dabei nicht die erfolgreichen Kämpfe der westpreußischen Stände gegen die unberechtigten Angriffe des polnischen Staates auf die preußische Selbständigkeit (1569 und später), die leider von Schumacher nur gestreift werden, heute aber schon klar vor uns liegen. Er spreche von den Teilungen Preußens 1466, 1660, 1918, nicht von der Teilung Polens 1772, denn in diesem Jahre wurde für uns Alt-Preußen geeinigt. Das ist das wichtige Ereignis, das sich einprägen muß. Er trete der falschen Anschauung entgegen, daß Polen 1466 über Preußen den Zugang zum Meer gewonnen habe. Und es muß als besonders erfreulich gelten, daß auch Schumacher es ablehnt, den Begriff „Polnischer Korridor" auf die Zeit von 1466—1772 anzuwenden. Auch diese Fälschung der Geschichte danken wir nur gewissenlosen „Publizisten". Überreichen Stoff findet der Geschichtslehrer für seinen Unterricht bei Schumacher. Es ist seine nicht leichte, aber unerläßliche Aufgabe, ihn sich anzueignen, ihn in sich zum Leben zu bringen und ihn zum Bildungsgut für die Schüler umzugestalten. Gerade Schule und Lehrerschaft sollten sich dankbar für dies Geschenk erweisen, das Buch erwerben und dem Verfasser eine neue Auflage ermöglichen, die sicherlich die Erfüllung unsrer genannten Wünsche bringen wird. Die wissenschaftlichen Arbeiten zum Elbinger Stadtjubiläum werden es erleichtern, unsere Heimatgeschichte gesamtpreußisch, d. h. deutsch zu sehen.

Wie aus einem Guß steht das Werk eines Mannes vor uns da. Und wenn auch an manchen Stellen noch hier nicht berührte Einzelheiten der Verbesserung harren, wenn auch der nicht immer einheitlich gebrauchte Begriff „preußisch" das Verständnis etwas erschwert, so ist doch insgesamt Schumacher der große Wurf gelungen. Er lehrt uns, Altpreußen nicht nur in sich, sondern auch im Rahmen der Geschichte der Deutschen zu sehen besser, als das irgendein anderer Verfasser bisher getan hat.

Elbing, 10. April 1938. Edward Carstenn.

Dr. Edward Carstenn, Geschichte der Hansestadt Elbing. Verlag Leon Sauniers Buchhandlung Kurt Brunk, Elbing.

Im August 1937 feierte die Stadt Elbing ihr siebenhundertjähriges Bestehen. Der Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing, Dr. Edward Carstenn, kam dem Wunsche der Stadtverwaltung nach und schrieb ein Buch über die Geschichte der Stadt Elbing auf wissenschaftlicher Grundlage. Wer nun annimmt, daß hier ein Werk entstanden sei, das in seiner Bedeutung über einen rein örtlichen Kreis nicht hinausginge, irrt. Schon im Vorworte sagt uns der Verfasser, daß er sich bemüht habe, „Elbings Bedeutung im Rahmen der preußischen Landesgeschichte und der deutschen Geschichte an Ost- und Nordsee zu zeigen." Daraus ergäbe sich, daß das Schwergewicht der Darstellung auf die ältere Zeit hätte gelegt werden müssen; denn seit der Wiedervereinigung Elbings mit dem Staate Friedrichs des Großen im Jahre 1772 ist Elbing eine preußische Landstadt wie viele andere Städte auch, während es vorher ein eigener Stadtstaat gewesen ist, der eine mehr oder minder selbständige Politik getrieben hat. Daß an der Wiege der Stadt Elbing sowohl der deutsche Orden wie die Stadt Lübeck, das spätere Haupt der Hanse, gestanden hat, bestimmt entscheidend den Lebensgang von Elbing. „Deutscher Orden" und „Deutsche Hanse", zwei Vereinigungen, die ihrem Namen bewußt die Bezeichnung „Deutsch" beigefügt haben. Mußte nicht da auch die Stadt, die beider Kind ist, bewußt deutsch werden? Daher läßt sich die Geschichte Elbings von der des Ordens und von der des Hansebundes nicht lösen; Carstenn behandelt sie denn auch in

diesem weit gesteckten Rahmen und wirft fesselnde Schlaglichter auf Orden und Hanse. So erfahren wir z. B., daß Hermann von Salza, der Hochmeister, der die ersten Deutschordensbrüder an die Weichsel schickte, vermutlich im Jahre 1233 selbst im Preußenlande gewesen ist. So hören wir, daß der Orden das Land mit Deutschen und christtreuen Preußen besiedelt hat und daß diese christtreuen Preußen recht zahlreich waren. Diese Preußen „saßen in Ehren auf ihren Gütern und nahmen teil an der hohen deutschen Kultur, die ihnen ihre Eigenart in Sprache, Recht und Sitte ließ, soweit sie sich nicht gegen Gott, den Orden und das Land richtete." Das beeinträchtigte natürlich in keiner Weise die Deutschwerdung des Landes an der Weichsel. Die Deutschen machten vielmehr aus der Naturlandschaft in emsiger Arbeit eine hochentwickelte Kulturlandschaft bäuerlich-städtischer Art. Und wenn auch dem deutschen Ritter zuerst der deutsche Städter und erst später der deutsche Bauer gefolgt ist, so muß bedacht werden, daß damals bürgerliches Dasein sehr eng mit Ackerbau und Viehzucht zusammenhing. Dabei verfügte Elbing über das größte Landgebiet, das je eine preußische Stadt erhielt. Trotzdem wollte Elbing in erster Linie eine Handelsstadt sein und entwickelte sich zum Seehafen des westpreußischen Landes, während Thorn die Binnenschiffahrt beherrschte. Lagen doch damals die natürlichen Bedingungen für Elbing viel günstiger als heute. Die Schiffe hatten nicht den Tiefgang der jetzigen und brauchten nicht bis zum Pillauer Tief zu fahren, um in die Ostsee zu gelangen. So wehte die Elbinger Flagge nicht nur in der Ostsee, sondern auch in der Nordsee, und den Schiffen von Elbinger Kaufleuten begegnen wir immer wieder im Gefolge der Mutterstadt Lübeck. Verbanden doch die Elbinger mit den Lübeckern auch die Bande des Blutes; denn die meisten Elbinger Geschlechter sind ihrer Herkunft nach Lübecker, ihrer Abstammung nach allerdings Westfalen. Ungefähr um die gleiche Zeit wie der deutsche Orden seinen Staat an der Ostsee begründet, entsteht auch der große Städtebund Norddeutschlands, der seine Tätigkeit vornehmlich auf der Ostsee betreibt, die deutsche Hanse. Und so ist es nicht verwunderlich, daß Elbing, doch zugleich Gründung des deutschen Ordens und Lübecks, Mitglied der deutschen Hanse wird. Vorwiegend Lübecker Geschlechter erhoben die Stadt Elbing in achtzig Jahren aus dem Nichts zur bedeutendsten Siedlung Preußens und zu einem langen Hebelarm des Handels auf den beiden deutschen Meeren, der Ostsee und der Nordsee. Der Deutsche Orden aber hatte die Gunst der strategischen Lage Elbings und die militärische Kraft der Elbinger Bürger dadurch gewürdigt, daß er die Stadt zur Hauptstadt Preußens erhob. „Das gleiche nordische Blut, das mit seinem weltstürmenden Tatendrang in der Folgezeit Lübeck zum Vorort der gesamten deutschen Seestädte und dann auch der Hanse erhebt, dies gleiche nordische Blut wirkte sich auch in Elbing aus, begnügte sich nicht mit Betätigung im engen Preußenland, sondern drang von hier wieder hinaus in die Welt und schloß sich politisch eng der Führung der Mutterstadt an. Diese sandte die Söhne ihrer besten Familien auf Vorposten aus, und sie schuf damit eine vorbildliche Pflanzstätte deutscher Art und nordischer Haltung. Nie ist diesen Führern der Gedanke gekommen, unser Land als eine Stätte anzusehen, wohin man Verbrecher verbannen könne, als ein Land minderer Art. Sie arbeiten vielmehr an Preußen, um es zu erheben, um es noch schöner und herrlicher zu gestalten als das deutsche Mutterland im alten Reich, um es zu einem vorbildlichen deutschen Land zu machen." Ob Elbing diese Stellung behaupten wird? Oder werden die jüngeren Städte Danzig und Königsberg nicht Elbing den Rang ablaufen? Zunächst hatte Elbing die schönste und stärkste Ordensburg. Dann aber siedelte der deutsche Orden ganz nach Preußen über und erbaute an der Nogat die Marienburg, und wenn auch die enge Verbindung zwischen dem Landesoberhaupt und der Stadt Elbing nicht verloren ging und Elbings Komtur als Oberstspittler des deutschen Ordens zu den gegebenen Ratgebern des Hochmeisters gehörte, so waren den Elbingern doch ernste Nebenbuhler erwachsen, und es bedarf einer geschickten, klaren und zielbewußten Politik, um sich nicht das Wasser

abgraben zu lassen. So hat sich die Stellung Elbings gestaltet, als der deutsche Orden in den Kampf um sein Bestehen eintreten mußte. Ein polnischer Herzog hatte einst die deutschen Ordensritter ins Land geholt, weil er nicht imstande gewesen war, sich der Preußen zu erwehren. Aber sehr bald bereuten die Polen diesen Schritt und wollten die Deutschen wieder abschütteln. Die Gegnerschaft gegen die starken Deutschen fand besonders in der polnischen Geistlichkeit einen Halt, weil diese mit Neid bemerkte, daß die führenden Stellen und die lohnendsten Landstriche mit Deutschen besetzt wurden. Doch was half es den Polen? Sie blieben zunächst auf viele Jahrzehnte dem Orden und dem Deutschtum gegenüber machtlos. Erst die Vereinigung Polens mit Litauen um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts gab den Gegnern des Ordens den notwendigen Auftrieb, und bei Tannenberg entschied sich am 15. Juli 1410 das Schicksal des deutschen Ordens. Wie stellte sich in diesem Kampfe die Stadt Elbing ein? Elbing hatte für die entscheidende Schlacht 216 Dienstpflichtige gestellt, darunter 180 Reiter. Der größte Teil der Elbinger Mannschaft kam in der Schlacht um; die drei Elbinger Banner fielen in die Hand der Polen und wurden im Dome von Krakau aufgehängt. Und nun vergleicht Carstenn die Wirkung der Schlacht mit den Folgen der Schlachten von Jena und Auerstedt für das Preußen von 1806. Wie in der Schlacht von 1806 nicht nur ein Heer besiegt wurde, sondern über das Schicksal des Staates Friedrichs des Großen der Entscheid fiel, so unterlag bei Tannenberg nicht nur ein Ordensheer, sondern der Ordensstaat Winrichs von Kniprode. Schon drei Tage nach der Schlacht, am 18. Juli 1410, versicherten die Elbinger dem Polenkönige Jagel, daß sie ihm ergeben wären, wofür ihnen von den Polen weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden. Da schien sich das Schicksal des Ordens noch einmal zu wenden, als Heinrich von Plauen nach der heldenmütigen und erfolgreichen Verteidigung der Marienburg zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt wurde. „Der kühl wägende Verstand", nicht das „Empfinden dafür, daß der Deutsche zum Deutschen zu halten habe", bestimmte die Elbinger zum sofortigen Frontwechsel. Der Elbinger Rat ließ Heinrich von Plauen ein Schreiben vorlegen, in dem er erklärte, daß er wider Willen zur Huldigung gegenüber König Jagel gezwungen worden wäre; Burg und Stadt wurden übergeben. Im Gegensatz zu Danzig und Thorn zeigte sich Elbing gegen den Hochmeister sehr willfährig und wurde dafür auf kurze Zeit zum einzigen Weichselhafen in Preußen gemacht. „Seit diesem 1411ten Jahre spielt Elbing noch oft in der Geschichte die Rolle eines vom Landesherrn gegen Danzig als Nebenbuhler begünstigten Wettbewerbers. Es hat seinen verbleichenden Wohlstand in solchen Zeiten dann immer neu vergolden können." Der Hochmeister Heinrich von Plauen war nicht nur der Sieger von Marienburg; er wollte auch der Erneuerer des deutschen Ordensstaates werden und Orden und Einwohnerschaft zu einer verantwortungsbewußten Schicksalsgemeinschaft zusammenknüpfen. Deshalb schuf er aus Land und Stadt den Landesrat und ließ ihn zum erstenmal am 28. Oktober 1411 in Elbing sich versammeln. „Die Handelsbelange sind stärker als die Blutszusammenhänge" lesen wir bei Carstenn auf Seite 103. Und diese Handelsbelange bestimmten die Haltung der Hansestadt Elbing. Auf den regelmäßigen Tagungen der Hansestädte fehlten die Elbinger Ratsherren selten. Auch die Elbinger Flagge zeigt die Zugehörigkeit zur Hanse an und die enge Verbindung mit der Hanse Oberhaupt Lübeck. Spätestens seit 1367 hat die Elbinger Flagge die lübischen Farben (die deutschen Grenzlandfarben Weiß und Rot) mit den Ordenskreuzen in umgekehrter Färbung. Besonders betätigten sich die Elbinger Kaufleute auf dem flandrischen Markte; aber auch nach England, Norwegen und Schweden fuhren Elbinger Koggen, und an der deutschen Ostseeküste außerhalb Preußens sah man die Elbinger Flagge vornehmlich in Stralsund, Rostock und am meisten in Lübeck. Da die Ostsee nicht immer eisfrei ist, der Handel aber auch im Winter nicht ruhte, so wurde der Seeweg durch eine Landstraße ergänzt. Diese Straße, die auch gern von Sendboten zu Pferde benutzt wurde, ging von Lübeck längs der Küste über Wismar, Rostock, Usedom, Wollin, Treptow an der

Rega, Kolberg, Köslin, Stolp nach Danzig. Hier spaltete sie sich in zwei Teile, den unmittelbaren Weg nach Elbing und den Umweg über Dirschau und Marienburg. Von dort aus ging sie weiter bis nach Kowno und Wilna, sowie bis nach Riga, Dorpat und Nowgorod, wo der Petershof den deutschen Kaufmann empfing und an die Straße nach Moskau anschloß. Der Handel dagegen mit Schlesien lag ebenso wie der mit Polen nicht in Elbings, sondern in Thorns Hand. — Die Schlacht von Tannenberg hatte infolge der tatkräftigen Führung, die dem deutschen Orden in Heinrich von Plauen beschert wurde, noch nicht unmittelbar den Untergang des Ordensstaates zur Folge; da aber Heinrich von Plauen ein kleines Geschlecht vorfand, das ihn nicht verstand und ihn nicht ertragen konnte, war die entscheidende Stunde nur hinausgeschoben worden und sollte als Ergebnis des Krieges von 1454—1466 schlagen. Wie hat sich die Stadt Elbing in diesem Kampfe gestellt? „In Zeiten politischer Erregung, sagt Carstenn, kommt nur zum Ziel, wer sich auf den äußersten Flügel stellt; die gemäßigte Mitte wird zermahlen." Kulm und Thorn wollten vom Orden nichts mehr wissen und standen entschlossen auf polnischer Seite. Die Stadt Marienburg, die zu Füßen des Hauptschlosses des deutschen Ordens lag, gehörte zu der treuen Gefolgschaft des Hochmeisters. Elbing und Danzig aber nahmen eine vermittelnde Haltung ein und verhandelten mit dem Hochmeister, um für sich herauszuschlagen, was sie herausschlagen konnten. Sie dachten auch eine Zeitlang an den König von Dänemark als ihren Herrn. Als das sich zerschlug, suchten sie festzustellen, was der König von Polen ihnen gewähren würde, und da der Pole der freigebigste war, so konnte Kasimir von Polen schon im ersten Kriegsjahre in Elbing einziehen und sich von der Stadt huldigen lassen. Ein Krieg kostet Geld, und das forderte nun der König von Polen auch von Elbing. Das paßte jedoch den Elbingern schlecht, und daraus ergaben sich neue Schwierigkeiten, die schließlich überwunden wurden und dem Könige von Polen die Anerkennung als Großherzog von Preußen auf die Dauer nicht entzogen. In diesem Kriege hat die Stadt Elbing ihre Burg eingebüßt, und zwar sind die Elbinger selbst die Zerstörer gewesen. Am 12. Februar 1454 hatte die Ordensbesatzung der Burg gegen freien Abzug sie den Elbingern übergeben. Statt des Ordensadels würde, das fürchtete der Elbinger Rat, der heimische preußische Adel in der Burg sich häuslich einzurichten suchen; die Elbinger Bürgerschaft aber glaubte, damit vom Regen in die Traufe zu gelangen. „Darum entschloß sich der Rat, nach vierzehntägigem Besitze die Burg schleifen zu lassen. Maurer, Steinknechte und Tagelöhner wurden angesetzt, um Mauern, Türme und Bauwerke d e s Schlosses zu schleifen, das nach der Marienburg das schönste in Preußen genannt wurde. Besonders der Untergang der prächtigen Schloßkapelle ist dabei zu betrauern." Daß die Danziger Bürger dem Beispiele der Elbinger gefolgt sind und sich auch ihrer Burg beraubt haben, ist wahrhaftig nur ein schwacher Trost. Den Elbingern der damaligen Zeit schwebte eben ein anderes Ziel vor wie denen von heute, die den Verlust der Burg bedauern müssen, weil ihrer Stadt das ehrwürdigste und schönste Denkmal aus ihrer frühesten Zeit verloren gegangen ist. So hing auch ihre endgültige Stellungnahme zu Polen, dem Orden, zu Dänemark und Schweden davon ab, wer der Stadt die größten Freiheiten und Vorrechte zugestehen würde. Und erst als Elbing das große Privileg vom Könige der Polen bestätigt erhielt, erneuerte es die Verbindung mit ihm. Vor allem wichtig war für Elbing die Erweiterung seines Territoriums durch weite Gebiete, die bis dahin dem Orden gehört hatten. Der Umfang des Territoriums erweiterte sich damit von 3,5 auf 8,6 Quadratmeilen. Die Art, wie Elbing sein Territorium erworben hat, wird wichtig werden für den Streit zwischen Staat und Stadt nach Einverleibung von Elbing in den Staat Friedrichs des Großen. Das Jahr 1466, das den zweiten Thorner Frieden brachte, gab die Neuregelung im Ordenslande für die kommende Zeit. Und wenn auch von nun an zwischen einem königlichen und einem hochmeisterlichen Preußen unterschieden wird, so sollte doch die Einheit des preußischen Landes nicht verloren gehen. „Am 11. Mai 1488 wurde zu Peterkau auf gemeinsamer Tagfahrt

beider Preußen ein sehr wichtiger Beschluß herbeigeführt: Fortan sollte nämlich der allgemeine Richttag von beiden Teilen zusammen abgehalten werden, in einem Jahre im Königlichen Preußen — und man bestimmte dazu den 3. Juli 1488 und als Ort Christburg —, im andern Jahre im Hochmeisterlichen Teil. Die Einheit Preußens sollte so gekennzeichnet werden. Elbing als der überlieferte Ort für den allgemeinen Richttag war ja schon 1469 aufgegeben worden." Damit unterstreicht Carstenn auch hier die häufig nicht genügend beachtete Tatsache, daß Preußen als Einheit auch nach 1466 bestehen blieb und daß von einer Einverleibung der Gebiete an der Weichselmündung, also von Westpreußen mit Danzig, Elbing und Marienburg, in Polen nicht die Rede sein kann. Daß die Polen wieder und wieder versucht haben, den zweiten Thorner Frieden umzufälschen und aus der Personalunion widerrechtlich eine Realunion zu machen, verändert den Rechtsbestand selbstverständlich nicht. Und noch ein anderer Punkt, der oft nicht beachtet wird, ist klar aus der Darstellung von Carstenn erkennbar. Im zweiten Thorner Frieden hat man sich darüber hinweggesetzt, daß Preußen seit dem Privileg Kaiser Friedrichs II. des Hohenstaufen für den Hochmeister Hermann von Salza ein Teil des deutschen Reiches war. Der Friede hätte also der Bestätigung durch das Reich bedurft, und eine solche Bestätigung ist jetzt und auch späterhin nicht nachgesucht und nicht erteilt worden. Gewiß hatte das Reich den Orden in seinen Kämpfen mit den Polen im Stiche gelassen, die verpflichtenden Folgen aus der Zugehörigkeit Preußens zum Reiche also nicht gezogen, man hat zunächst auch nicht von Reichs wegen gegen den zweiten Thorner Frieden Einspruch erhoben; aber Kaiser Maximilian I. erinnerte sich dessen, nahm die Heeresfolge der Preußen für sich in Anspruch und forderte u. a. Elbinger vor sein Gericht. „Die Stadt Elbing aber lehnte das kaiserliche Gericht ab und verwies auf den König von Polen als den Oberherrn Preußens. Dasselbe tat übrigens Danzig. Darauf tat Kaiser Maximilian I. Danzig und auch Elbing in die Reichsacht. Das bedeutete, daß in den Reichsgrenzen kein Bürger von beiden unangefochten sich aufhalten konnte." Weil Elbing Mitglied der Hanse war, machte sich das in seinem Handel sehr geltend. Elbing aber hielt an seiner Verbindung mit dem Könige von Polen fest. Ladungen zu deutschen Reichstagen leitete es jedesmal an den König von Polen weiter. Das bedeutete aber nicht, daß man sich als Teil des Königreichs Polen fühlte. Wenn von den Polen, wie z. B. von König Siegmund I. zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der Versuch gemacht wurde, alle Kronländer zu einem einzigen einheitlichen Reiche zu verschmelzen, schloß Elbing lieber einen mageren Vergleich mit Danzig, um die Geschlossenheit Preußens dem Polen entgegenzustellen, als daß es solchen Wünschen des Polen nachkam. Damals wurde Elbing in einen ernsten Streit zwischen dem deutschen Orden und Polen hineingezogen. Der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern wollte seinem Oheim, dem Könige von Polen, Westpreußen wieder entreißen. In dem Kampfe stellte sich Elbing gegen den Hochmeister ein; ja, das polnische Hauptquartier war zeitweilig in Elbing. Der große Anlauf, den der Hochmeister am 8. März 1521 unternehmen ließ, wurde abgewehrt. So trat für Elbing keine Änderung in der politischen Lage ein, als der Ordensstaat im Jahre 1525 in ein weltliches Herzogtum als Lehnsland der Krone Polen umgewandelt wurde. Trotzdem ist die Reformation Martin Luthers auch an Westpreußen nicht vorübergegangen, sondern Luthers Lehre hat hier festen Fuß gefaßt; war doch das Land ein deutsches Land geblieben. Aber es ist in Elbing nicht so schnell gegangen wie in Ostpreußen, und einige Zeit hindurch pilgerten die Elbinger, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen wollten, nach Pr. Mark oder nach Pr. Holland. Zum wahren Reformator Elbings wurde Wilhelm Gnapheus, der erste Rektor des im Jahre 1535 in Elbing gegründeten Gymnasiums. Am 13. März 1538 reichte Sebastian Neubauer in der Marienkirche in Elbing zum erstenmal das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Aber schon zwei Jahre vorher war der schärfste Vertreter der Gegenreformation, Stanislaus Hosius, Bischof des Ermlandes geworden; er, der sich als Katholik und Pole fühlte, entwickelte eine fieber-

hafte Kampftätigkeit. Auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, daß die Pfarrkirche in Elbing, die Nikolaikirche, bis auf den heutigen Tag den Katholiken verblieben ist. In der gleichen Zeit wagte der König von Polen den gewaltigsten Vorstoß gegen die preußische Selbständigkeit. Im Lubliner Dekret vom Jahre 1569 verkündete er: „Somit gebieten und befehlen wir als höchster und einziger Ausleger aller Gesetze und Privilegien kraft dieses unseres Dekrets den preußischen Landesräten, daß sie auf diesem Reichstag ihre Plätze unter den Reichssenatoren einnehmen; gleicherweise den preußischen Landboten, daß sie sich zu den polnischen Landboten verfügen und gemeinsam mit ihnen ratschlagen." Der Widerstand gegen diesen Gewaltakt wurde vor allem von den großen preußischen Städten, also auch von Elbing, geleistet und verstummte hier nicht bis zur Wiedervereinigung der beiden Teile von Preußen im Jahre 1772. Wenn nur die großen Städte einig gewesen wären und einig geblieben wären! Polen wählte sich seinen König, und so wählten auch die Bewohner des „Königlichen" Preußen ihren Großfürsten. Bei der Wahl von 1575 nahmen die beiden Städte Elbing und Danzig eine verschiedene Stellung ein, und es kam deshalb zu kriegerischen Verwicklungen zwischen beiden Städten, durch die Elbing Stadt und Land sehr mitgenommen wurden, wie überhaupt in dieser Zeit Danzig endgültig Elbing aus seiner führenden Stellung unter den preußischen Städten verdrängt hat. Im großen und ganzen aber blieben doch die großen Städte gegenüber dem haltlosen Adel die Verteidiger der preußischen Selbständigkeit und die Träger des Deutschtums. So setzte Elbing im Jahre 1587 durch, daß preußische Erlasse in Preußen nur in deutscher Sprache veröffentlicht werden durften. Dagegen widersetzten sich Elbing wie Danzig einer Vereinigung mit dem deutschen Reiche, weil ihrem Handel dann das Hinterland fehlen würde; denn auch in dieser Zeit der politischen und religiösen Gegensätze sind die Handelsbelange für die großen Städte Preußens ausschlaggebend geblieben und haben z. B. Danzig und Elbing wegen des Handels mit den Engländern in ernsten Streit gebracht. Daß der Dreißigjährige Krieg Elbing berühren mußte, versteht sich von selbst. Lag doch Elbing im Kampfgebiet. Die Front des Krieges war im wesentlichen eine nord-südliche, und in vier Wellen suchte sich der kriegerische Katholizismus nach Norden vorzuschieben, am Rhein, an der Weser, an der Elbe und an der Weichsel, wo im Bunde mit Habsburg das katholische Polen an die Ostsee drängte, dem das evangelische Schweden unter seinem heldenmütigen Könige Gustav Adolf entgegentrat. Gustav Adolf ist selbst eine Zeitlang in Elbing gewesen, und als er dann sein Hauptquartier in Dirschau hatte, weilte sein großer Kanzler Axel Oxenstierna in Elbing. Unter Gustav Adolfs Leitung hat Elbing seine Befestigungen verstärkt. Als aber nach Gustav Adolfs und Wallensteins Tode das Kriegsglück immer wechselnder wurde, machte Elbing schon im Jahre 1635 seinen Frieden mit Polen, in feierlicher Weise wurden die Boten König Wladislaus IV. eingeholt. Elbing glaubte eben in Verbindung mit dem schwachen Polen am leichtesten seine staatliche Selbständigkeit behaupten zu können. Gleiche Beweggründe bestimmen die Stellung Elbings zum Großen Kurfürsten, der die Unabhängigkeit im Herzogtume und eine Verbindung zwischen Brandenburg und Ostpreußen erstrebte. „Nichts blieb den Preußen", so sagt Carstenn, „so verhaßt wie ein großer Herrscher, eine stete Gefahr für die Selbständigkeit des Landes. Deshalb hielten sie es mit den schwachen Polenfürsten." Wenn nun aber Carstenn fortfährt: „Sie kämpften um die Selbständigkeit Preußens und damit um die Erhaltung des Deutschtums darin", so ist das nicht recht einzusehen. Warum hätte denn eine Verbindung des ganzen Preußenlandes unter der Führung des Großen Kurfürsten eine Gefährdung des Deutschtums in Preußen bedeuten müssen? Wir wissen, daß allen Plänen des Großen Kurfürsten in Pommern und auch in Preußen der französische König Ludwig XIV. entgegengetreten ist. Auch in Elbing hat zeitweilig eine Truppe unter französischem Befehle gestanden; der Große Kurfürst behauptete nur seine Selbständigkeit im herzoglichen Preußen; seine übrigen Wünsche erfüllten sich jedoch nicht. In den kommenden Jahrzehnten zogen Truppen Friedrichs III. von Brandenburg in Elbing ein, waren während des nordischen Krieges erst der Schwedenkönig Karl XII. und dann Zar

Peter der Große in Elbing. Den großen politischen Aufgaben dieser Zeit zeigte sich Elbing in keiner Weise gewachsen, wie Carstenn auf Seite 398 seines Buches zusammenfassend auseinandersetzt. Geradheit, Ehrlichkeit, Opferbereitschaft gingen verloren; eine Mißwirtschaft ohnegleichen, eine wirklich „polnische Wirtschaft" machte sich breit. „Man besetzte nicht das Amt mit dem Mann, sondern mit Durchbringern und Müßiggängern. Das Katzbuckeln wurde auch bei Elbings Spitzen Brauch. Die alte Elbinger Aufgabe „Eintreten für deutsche Art" wurde vergessen und einmal sogar in polnischer Sprache gestimmt, ohne Not. Die Unfähigkeit des Rats barg sich unter hochmütiger Maske. Keine Entscheidungen treffen, durch Verhandlungen alles hinausschieben, das machte die politische Kunst der damaligen Regenten Elbings aus. Sich ernsthaft zur Wehr setzen? Nein! Vielleicht könnte der eigene Besitz gefährdet werden. Der Soldatengeist, der einst Elbings Bürger beseelte, war den herrschenden Kreisen fremd geworden." Und das ist Elbing im 18. Jahrhundert. Was war aus der Stadt, die einmal die führende unter den preußischen Städten gewesen war, die als ein Hort des Deutschtums und des Luthertums gegolten hatte, geworden? Die katholische Kirche, die sich stets im deutschen Osten als Freundin des Polentums gebärdet hat, machte beträchtliche Fortschritte. Und das war in der Zeit, in der ein Großer Kurfürst, ein Friedrich Wilhelm I. und ein Friedrich der Große den Geist von Potsdam schufen und ihre „Untertanen" zu ihrer Schöpfung des „Preußentums" erzogen. So ist das wegen seines Selbständigkeitsdranges zum schwachen Polen neigende Elbing durch diese gesunde Schule nicht hindurchgegangen. In solcher Geisteseinstellung erlebt Elbing den Siebenjährigen Krieg und hat unter der Russennot schwer zu leiden. Es zeigte sich, daß der polnische Staat seinem Untergange mit Riesenschritten entgegenging. Elbing hielt noch zu ihm. „Dem König von Polen zu Ehren, der in seiner Residenz von Bewaffneten angefallen war, veranstaltete Elbing am 17. November 1771 ein rauschendes Dankfest mit Kirchenmusik auf besonderen Text, Lobpredigten, Te Deum mit Pauken und Trompetenschall, Festmusik vom Pfarrturm und 60 Kanonenschüssen." „Es wurde ein glänzender Abschied", fährt Carstenn fort; „denn man ahnte bereits das kommende Schicksal." Und man ahnte richtig. Am 13. September 1772 fand der Übergang der Stadt von König Stanislaus Poniatowski an König Friedrich den Großen statt, und am 27. September 1772 leisteten die Elbinger den Huldigungseid. Am 6. und 7. Juni 1773 war König Friedrich der Große selbst in Elbing. Der König förderte Elbing in jeder Weise. Da Danzig damals noch nicht ein Teil des Hohenzollernstaates wurde, sollte Elbing zum Haupthafen des Weichsellandes erhoben werden. Neue Industrieunternehmungen entstanden. Aber mit dem Stadtstaate war es vorbei; durch das Reglement vom 10. September 1773 wurde Elbing eine einfache preußische Provinzstadt. Die Stadt wurde fortan unter die Leitung eines königlichen Beamten gestellt, der dem Vereinigten Magistrat vorstand. Die Aufnahme Danzigs in den preußischen Staat am 4. April 1793 und die Einführung der preußischen Städteordnung des Freiherrn vom Stein änderten das Bild. Mit der Stellung Elbings als Haupthafen des Weichsellandes war es vorbei; aber auch die Bevormundung der Stadtverwaltung durch königliche Beamte hörte auf. Christoph Jakob Marenski wurde der erste Oberbürgermeister von Elbing. Am meisten aber schmerzte die Elbinger der Anspruch der Regierung auf das Elbinger Territorium, zumal die Franzosenzeit von der Stadt erhebliche Geldopfer verlangte. Die Stadt hat schließlich nachgegeben; aber der Stachel blieb und hat mit dazu beigetragen, daß „die Elbinger den Weg zum hohenzollernschen Königshause nicht fanden und daß Bestrebungen, die den preußischen Königen entgegen waren, hier auf guten Nährboden stießen". Und dabei ist der Hinweis Carstenns sehr belehrend, daß nach der Steinschen Städteordnung man unter 19 984 Einwohnern im ganzen nur 1506 Bürger zählte und daß erst die Städteordnung von 1853 den Schritt von der Bürgergemeinde zur Einwohnergemeinde brachte. Die Carstennsche Darstellung geht, je mehr wir uns der Neuzeit nähern, aus der Ausführlichkeit in das Skizzenhafte über; die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung stand, war eben zu kurz und Vorarbeit noch sehr wenig getan; aber eine ein-

gehende Darstellung lohnt sich vielleicht auch nicht in einem Buche, das sich die Aufgabe gestellt hat, nicht eine engrahmige Stadtgeschichte zu sein, sondern auf breiterer Grundlage aufzubauen. So bleiben die Einstellungen der Elbinger zu den großen Fragen der Zeit auch in dem Schlußkapitel nicht unerörtert. „Man dachte in Elbing deutsch und nicht eng brandenburgisch-preußisch", lesen wir auf Seite 430. Kein Wunder bei einer Stadt, die die größte Zeit der brandenburgisch-preußischen Geschichte nicht mitdurchlebte und auf ihr Deutschtum durch ihre enge Verbindung mit einem nichtdeutschen, ja im Grunde deutschfeindlichen Staate hingewiesen wurde. Daß man in Elbing für den Freiheitskampf der Griechen gesammelt hat, bleibe nicht unerwähnt. Ebenso wird darauf hingewiesen, daß unter den Göttinger Sieben ein Elbinger gewesen ist und daß von Elbing aus versucht worden ist, die Berufung von Professor Albrecht an eine preußische Universität zu erlangen. Darauf erhielten die Elbinger vom preußischen Innenminister Rochow die Antwort, aus der die Elbinger die Formel vom beschränkten Untertanenverstande gemacht haben. Für die Berliner Märzgefallenen veranstaltete Oberbürgermeister Adolf Phillips eine Trauerfeier auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz, und für die Angehörigen der Gefallenen wurde wieder gesammelt. Sehr erklärlich ist, daß die Elbinger an der deutschen Polenschwärmerei nicht teilnahmen; hatte man doch durch seine eigene Geschichte gelernt, was „polnische Wirtschaft" ist. Als dann die Zeit der Revolution durch die Reaktion abgelöst wurde, blieb der Liberalismus doch in Elbing kräftig und zog einen seiner bedeutendsten Führer, Max von Forckenbeck, von Mohrungen nach Elbing, wo sich dieser Gegner Bismarcks als Rechtsanwalt und Notar betätigte. Im Bismarckschen Verfassungskampfe tobte sich in Elbing wieder der Liberalismus aus und ging soweit, „daß für die Durchreise des Kronprinzenpaares am 7. Juni 1863 Magistrat und Stadtverordnete die Ausschmückung des Bahnhofs ablehnten und daß Damen der Stadt diese Aufgabe erfüllen mußten." Die Bismarckschen Erfolge bewirkten dann erst auch in Elbing, daß man mit der Regierung Frieden machte. Selbstverständlich fehlen in einer Geschichte Elbings die Namen Schichau und Komnick nicht und damit die Entwicklung zur ausgesprochenen Industriestadt, wozu die Fabrik von Loeser und Wolff ebenfalls beiträgt. Die Zeit von 1914 ab wird nur als Ausklang gestreift. Unter den Lasten des Weltkrieges hat Elbing wie jede andere Stadt seufzen müssen; der Zerfall in der Weimarer Zeit hat die Industriestadt Elbing besonders hart getroffen. Aber dafür nimmt Elbing jetzt reichen Anteil an dem deutschen Aufschwunge unter Adolf Hitler. So gibt uns das Buch von Carstenn einen tiefen Einblick in ein Stück deutscher Geschichte. Es ist auf eingehender wissenschaftlicher Arbeit aufgebaut und liest sich gut. Vielleicht würde sich das Buch noch einen größeren Leserkreis erwerben, wenn eine gekürzte Ausgabe erschiene, die für den Geschichtsforscher bestimmte Einzelheiten wegließe und sich auf die Wiedergabe der großen Züge beschränkte.

Zahlreiche Quellennachweise, ein sorgfältig geführtes Nachschlageverzeichnis und gut ausgewählte Abbildungen erhöhen den Wert des Buches. Dr. Kurt Gerstenberg

Bruno Th. Satori-Neumann. Dreihundert Jahre berufsständiges Theater in Elbing. Die Geschichte einer ostdeutschen Provinzialbühne. Band I 1605—1846. Mit 32 Tafeln. Danziger Verlagsgesellschaft. Danzig 1936 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. Herausgegeben vom Westpreußischen Geschichtsverein. Band 20).

Der Verfasser, unsern Lesern und weiteren Kreisen schon durch sein Buch „Elbing im Biedermeier und Vormärz" (Elbing 1933), das von der Elbinger Altertumsgesellschaft als Band II der „Elbinger Heimatbücher" herausgegeben wurde, als Darsteller Elbinger Kulturgeschichte bestens bekannt, behandelt in dem 1936 erschienenen Band I seines auf zwei Bände berechneten Werkes „Dreihundert Jahre berufsständiges Theater in Elbing" die Theaterverhältnisse in Elbing von 1605 bis 1846, d. h. bis zu dem für Elbings Theatergeschichte besonders bedeutsamen Jahre, in dem in Elbing ein besonderes Theatergebäude

entstand. Auch dieses Buch zeigt die Vorzüge, die schon an dem Buche „Elbing im Biedermeier und Vormärz" zu rühmen waren: Umfassende Beherrschung und Auswertung des Quellenmaterials und fesselnde Darstellung.

Das Buch bietet mehr, als es der eng umschreibende Titel verrät. Es macht den Leser nicht nur mit den Elbinger Theaterverhältnissen in dem angegebenen Zeitraum bekannt, sondern es stellt die Elbinger Theatergeschichte in den weiteren Rahmen der provinzialen, ja auch allgemein der preußischen Theatergeschichte. Wie der Verfasser selbst in seinem Geleitwort sagt, beschreitet er hier einen neuen methodischen Weg, indem er, damit sich die Gestaltung einer Ortstheatergeschichte lohne, die Rinnsale der örtlichen Quellen hineinleiten will „in das breitere Bett allgemein kultur- und bühnenhistorischer Betrachtung des altpreußischen Lebensraums." Das ist ihm auch in meisterhafter Weise gelungen, und das verleiht diesem Werk, das der Verfasser seinem Freunde, unserem Archivdirektor Dr. Kownatzki, gewidmet hat, auch seinen ganz besonderen Wert und seinen eigenartigen Zauber, von dem sich wohl jeder gern in seinen Bann schlagen lassen wird

Das Buch gliedert sich im ersten Bande in drei große Hauptteile, von denen der erste das Elbinger Theater während der Freistaatlichen Zeit (1605—1772) behandelt, während in den beiden folgenden Hauptteilen die Theatergeschichte Elbings während der Friederizianischen und Napoleonischen Zeit (1772—1818) und während der Biedermeierzeit (1818 bis 1846) dargestellt werden. Die beiden ersten Hauptteile sind noch in mehrere Abschnitte gegliedert.

In jedem Abschnitt spricht der Verfasser zunächst über die Geschichte der Stadt und ihre Bewohner in den betreffenden Zeitabschnitten. Dann geht er zur Darstellung der Theaterverhältnisse über. Den Ausgangspunkt dafür bilden in der Regel die entsprechenden Verhältnisse in andern deutschstämmigen Gebieten, insbesondere seit 1773 im Friderizianischen und dem späteren Preußen. So handelt ein Kapitel von der „deutschen Schaubühne im Zeitalter der Gottsched-Neuberschen Bühnenreform", andere Kapitelüberschriften lauten „Der preußische Staat und die Schaubühne" und „Obrigkeitsstaat und Theatralische Kultur im Biedermeier". Erst nach solchen einführenden Abhandlungen wendet sich der Verfasser der Darstellung der besonderen Theaterverhältnisse in Elbing zu und zwar meist auch im Zusammenhang mit denen in Danzig und Königsberg, von wo die meisten Theatertruppen nach Elbing kamen. Er spricht von den verschiedensten Theatergesellschaften, unter denen die der Carolina Schuch und ihrer Nachfolger, später die der Direktoren Daniel und Johann Huray, Adolph Schröder, Kohler und seit 1842 Friedrich Genée als besonders erfolgreich hervorgehoben werden können. Die Musik bei Singspielen und Opern stellten meist die Elbinger Stadtkapellen, so die von Christian Urban.

Auch mit den namhafteren Elbinger Darstellern macht Satori-Neumann in zum Teil sehr eingehenden Lebensbeschreibungen bekannt. Er spricht von den Rollen, in denen sie auftraten, druckt Kritiken ab und läßt sie uns auch in einer stattlichen Reihe von guten Bildern nach Zeichnungen, Aquarellen usw. zum Teil in ihren Rollen vor Augen treten. So werden auch die berühmtesten Gäste, wie Sophie Schröder, Ludwig Devrient, Wilhelm Kunst in Wort und Bild eingehend gewürdigt. Sehr ausführlich unterrichtet das Buch auch über die aufgeführten Stücke. Für viele Jahre liegen die vollständigen Spielpläne noch vor. Wir ersehen daraus, daß die Elbinger Bürger stets auf gediegene Stücke Wert legten. So finden wir auch immer wieder neben unbedeutenden Schauspielen, die bald in Vergessenheit gerieten, die unsterblichen Dramen unserer Klassiker und der Romantiker. Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Körner, Kleist; aber auch Kotzebue und Iffland mußten immer wieder gespielt werden. Auch das Singspiel und die gute Oper fanden in Elbing eine gute Pflegestätte. Der Elbinger Bürger galt schon damals, wie Satori-Neumann besonders hervorhebt, als musikliebend und musikverständig. Wenn auch die Singspiele von Dittersdorf gern gehört wurden, so begeisterte sich der Elbinger doch mehr

an den Opern Mozarts. Außer Mozart beherrschten das Programm Karl Maria von Weber, Boieldieu, Auber, Bellini, Marschner, Lortzing; Flotow; auch Beethoven.

Solche auch von der zeitgenössischen Kritik anerkannten Leistungen sind umso höher zu werten, als die äußeren Theaterverhältnisse, wie wir sie bei Satori-Neumann zu den verschiedenen Zeitabschnitten geschildert finden, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für die darstellenden Künstler alles andere als angenehm waren. Lange Zeit verhielt sich der Rat der Stadt Elbing gegen die Veranstaltung von Schauspielen durchaus ablehnend. Die Geistlichkeit aber bekämpfte von der Kanzel herab die Schauspiele sogar als sündhaft. So las der bekannte pastor primarius Daniel Rittersdorff 1747 eine Stelle aus einem Kirchenschriftsteller vor, in der es u. a. hieß: „In den Schauspielen ist gewissermaßen ein Abfall von Gott und seinen Sakramenten, eine Todsünde." In dieser Hinsicht besserten sich freilich allmählich die Verhältnisse. Das Bild aber, das der Verfasser von den Bühnenverhältnissen entwirft, blieb sich fast die ganze Zeit bis 1845 ziemlich gleich. In elenden Scheunen und Schuppen mußten die Theatergesellschaften spielen, nur selten standen bessere Säle zur Verfügung. Auch das sogenannte „Zeughaus" war nichts anderes als eine elende Bretterbude, in der das Publikum, wenn es regnete, sogar die Schirme aufspannen mußte. So sah sich auch August von Kotzebue 1804 veranlaßt, in der Berliner Zeitung „Der Freimüthige" diese Zustände aufs schärfste zu brandmarken. Der Aufsatz beginnt mit den Worten: "Ich bitte den Musen die Sünde ab, daß ich diese Bude, diese Scheune, auch nur vel quasi ein Theater nenne. Für Affen, Bären und dergleichen Bestien, oder für Marktschreier und ihre Hanswürste, mögt' es noch hingehen. Nur der gemeinste Pöbel sollte in einem solchen Lokal sich versammeln." Und zum Schluß heißt es daselbst u. a.: „Die Dekorationen sind elend. Ich sah da unter anderem, als Cariatide, eine schiefbeinige Viehmagd, die sich das Hemd aufhob .... Und wo steht dieses Theater? — In Elbingen! In der berühmten, reichen Handelsstadt Elbingen! Die vormals mit Danzig rivalisierte! — Ei, ei, Mercur! Der Beutel in deiner Hand sei noch so voll und straff, ein wenig mehr Ehrfurcht vor den neun Schwestern würde dich dennoch nicht verunzieren."

Erst in der Biedermeierzeit besserten sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse, da in dieser Zeit die Aufführungen der Schauspielgesellschaften in dem sogenannten „Schauspielhause in der Herrenstraße" stattfinden konnten, wo der Gastwirt Stahlenbrecher an den Saal seines Gasthofes zum „Deutschen Hause" eine kleine Bühne hatte anbauen lassen. So konnten auch häufiger Winterspiele stattfinden, die früher kaum möglich gewesen waren.

Eine grundlegende Wandlung zum Bessern erfuhren aber die Elbinger Theaterverhältnisse, als endlich nach manchen vergeblichen Versuchen der Elbinger Bürgerschaft, ein den Anforderungen einer Stadt wie Elbing entsprechendes Theatergebäude zu erhalten, in den Jahren 1845 und 1846 das „Neue Schauspielhaus" erbaut wurde. Am 1. September 1846 wurde dasselbe mit einer Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm" durch die Danziger Schauspielgesellschaft des Direktors Friedrich Genée feierlich eröffnet. Damit begann ein neuer Abschnitt im Theaterleben Elbings, über den uns Satori-Neumann im zweiten Bande dieses interessanten Werkes berichten wird, den wir mit Spannung erwarten.

B. Ehrlich.

Ignatz Grunau und George Grunau 1795—1890. Ein Beitrag zur Geschichte Elbings im neunzehnten Jahrhundert. Von Axel Grunau. Preußenverlag Elbing, 1937, 432 S. Mit 35 Bildtafeln.

Das Jubiläumsjahr 1937 unserer lieben Stadt Elbing hat erfreulicherweise auch zu manchen wertvollen literarischen Gaben angeregt. Edward Carstenn hat der siebenhundertjährigen Jubilarin seine „Geschichte der Hansestadt Elbing" auf den Geburtstagstisch gelegt, Bruno Th. Satori-Neumann erschien pünktlich als Gratulant mit dem 1. Band seiner Theatergeschichte Elbings, und die Elbinger Altertumsgesellschaft überreichte in einem in zwei Teilen erschienenen stattlichen Festband des „Elbinger Jahrbuchs" einem Strauß von

wertvollen Abhandlungen, zu dem sich eine größere Anzahl Elbinger und auswärtiger Forscher vereinigt hatte. So hat auch die altehrwürdige St. Georgenbrüderschaft, die auch schon im Mittelalter gegründet wurde, zur 700-Jahr-Feier der Stadt einen sehr erfreulichen „Beitrag zur Geschichte Elbings im neunzehnten Jahrhundert“ aus der Feder ihres Mitgliedes, des Amtsgerichtsrats Axel Grunau, beigesteuert, der in der äußeren Form eines Lebensbildes von Ignatz Grunau und George Grunau erscheint.

Professor Edward Carstenn schreibt im Vorwort zu seiner „Geschichte der Hansestadt Elbing“ über sein eigenes Buch: „Dies Werk möchte in jedem Elbinger den Stolz wecken auf die große Vergangenheit. Es versucht, soweit das dem Verfasser erreichbar war, die handelnden Führer vergangener Zeiten zu lebensvollen Gestalten zu bilden, daß sie dem Leser nicht nur Namen ohne Form und Inhalt bleiben.“ So werden heute auch an den deutschen Schulen die führenden Persönlichkeiten des deutschen Volkes in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtungen gestellt, und so hat es auch seine volle Berechtigung, wenn Männer, die in einer Stadt von besonderer Bedeutung gewesen sind, in den Mittelpunkt stadtgeschichtlicher Betrachtungen gestellt werden, wie es für die Zeit von 1795 bis 1890 in Axel Grunaus Buch geschieht.

Gewiß setzt hier der Verfasser seinen von ihm verehrten Ahnen, seinem Urgroßvater und Großvater, auf die er mit Recht stolz sein kann, setzen die St. Georgenbrüder ihren einstigen Mitgliedern und Senioren mit diesem Buche ein Denkmal, aber mindestens ebensosehr, ja noch mehr ist dieses Buch ein wohlberechtigtes Denkmal für zwei hochverdiente Elbinger Bürger, deren Verdienste auch von den Historikern Elbings, so in jüngster Zeit gerade auch von Edward Carstenn und von Bruno Satori-Neumann voll anerkannt und gewürdigt werden.

So nehmen in Axel Grunaus Buch die Darstellungen der Familienverhältnisse und der persönlichen Beziehungen der beiden Männer auch nur einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein, wogegen ihr Leben und Wirken in der Öffentlichkeit, im Dienste der Stadt und der Volksgemeinschaft in eingehendster Weise und, wie wir sagen dürfen, ohne zu weit gehenden Lokal- oder gar „Familien“-Patriotismus geschildert wird. Was der Verfasser zum Lobe und zum Ruhm seiner Ahnen sagt, deckt sich durchaus mit dem Urteil, das auch sonst über diese beiden Männer gefällt worden ist. Beide werden von Carstenn anerkennend erwähnt. Eingehender werden sie natürlich, entsprechend dem engeren Rahmen des Buches, von Satori-Neumann in seinem Buche „Elbing im Biedermeier“ gewürdigt. So muß seiner Ansicht nach Ignatz Grunau „als der schaffensfreudigste, weitestblickende und vielseitigste, — ja geradezu als der bedeutendste Handels- und Fabrikherr Elbings in der Biedermeierzeit bezeichnet werden“, und auch der vielseitigen verdienstvollen Tätigkeit George Grunaus, die ja freilich zum großen Teil erst in die Zeit nach dem Biedermeier fällt, gedenkt er wenigstens in einer längeren Anmerkung (Anm. 196). Ganz eindeutig sind aber die vielen Zeugnisse, die Axel Grunau in einer großen Anzahl von amtlichen Anerkennungen und Ehrungen und Beweisen unbedingten Vertrauens auch seitens der Provinzialbehörden und des Ministeriums bekannt gibt.

Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, in der vorliegenden Besprechung auf Einzelheiten näher einzugehen. Vielleicht findet sich später noch einmal ein Elbinger Historiker, der die Arbeit des Verfassers kritisch würdigt. Meine Bemühungen nach dieser Richtung hin hatten leider noch keinen Erfolg, da mir von verschiedenen Stellen, an die ich deswegen herantrat, für die Gegenwart Überlastung durch andere Arbeiten als Hinderungsgrund angegeben wurde. So soll von meiner Seite nur kurz zusammengefaßt werden, was wir in dem Buche über die Tätigkeit der beiden Grunaus in ihrem Berufe und im öffentlichen Leben erfahren.

Ignatz Grunau gründete 1818 im „Gänschen“ in der Schmiedestraße ein Geschäft zum Verkauf von Getreide, Grütze usw. und trat der Kaufmannschaft bei: Sehr bald schon arbeitete er sich aber zum Großkaufmann und Besitzer mehrerer großer Mehl- und Öl-

mühlen empor. Er war der erste, der auch in gößerem Maßstabe Dampfmaschinenbetrieb einführte. Auch besaß er die meisten Speicher in der Stadt und unterhielt mit den zuerst in England gekauften, dann auch in Elbing erbauten Dampfschiffen und Segelschiffen der eigenen Rhederei einen ausgedehnten überseeischen Handelsverkehr. So wurde er mit der Zeit der führende Kaufmann in Elbing und erwarb ein Vermögen, das nach unsern Verhältnissen Millionenwert hatte. Schwere Rückschläge blieben ihm während der kritischen Jahre, die Elbing 1848/49 und später noch durchzumachen hatte, nicht erspart. Zwar gelang es ihm mit zäher Energie, sich zeitweise wieder emporzuarbeiten. Doch kam es schließlich 1846 zu einer Konkurseröffnung.

Vom Vertrauen seiner Mitbürger getragen, wurde er Stadtverordneter, später auch Stadtrat und hat in diesen Ehrenämtern in vielen Kommissionen erfolgreich und zum Teil führend mitgearbeitet. Auch im Provinziallandtage und im „Vereinigten Landtage" in Berlin vertrat er als Abgeordneter der Stadt Elbing die Interessen derselben.

Er gehörte mit W. Haertel zu den Begründern des Seebades Kahlberg und eröffnete eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit diesem Badeorte. Ebenso war er an der Gründung des Gewerbevereins beteiligt und förderte in diesem die Ausbildung des jungen Ferdinand Schichau, der ihm später die Maschinen für seine Fabriken und Schiffe lieferte. Er setzte sich tatkräftig für den Bau der Eisenbahn und des „Neuen Schauspielhauses" ein.

Für seine Arbeiter und Angestellten hatte er ein warmes Herz. So gründete er für sie eine eigene Krankenkasse. Später beteiligte er sich dann an der Gründung einer Kranken- und Sterbekasse für die arbeitende Volksklasse der Stadt Elbing.

George Grunau hat nicht ganz die Bedeutung, die sein Vater gehabt hat. Doch hat auch er sich um seine Vaterstadt große Verdienste erworben und genoß wie jener die volle Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger. Nach längeren Auslandsreisen zur kaufmännischen Ausbildung trat er in den Betrieb des Vaters ein. Auch er betrieb neben dem Getreide- und Mehlgeschäft, das ihm sein Vater 1850 übergab, die Rhederei, hatte dabei aber auch manche Verluste. Als der Oberländische Kanal gebaut wurde, begründete er mit andern Unternehmern eine auch staatlich unterstützte Schiffahrtsgesellschaft zum Verkehr über denselben. Seine Vermögenslage wurde infolge schwerer Verluste so kritisch, daß auch er 1883 den Konkurs anmelden mußte. In seinem öffentlichen Wirken zeigte er große Regsamkeit. Schon 1846 wurde er der erste Vorsteher des neu gegründeten „Vereins der jungen Kaufmannschaft zu Elbing". Seit 1847 gehörte er auch dem Vorstande der in demselben Jahre gegründeten „Elbinger Liedertafel" an, ebenso dem „Komitee" des 1. preußischen Sängerfestes, das für Elbing ein großes Ereignis war. Auch in andern Vereinen betätigte er sich sehr rege. 1849 wurde er zum Stadtverordneten, 1859 zum Stadtrat gewählt. Infolge eines Konfliktes lehnte er 1865 eine Wiederwahl ab, wurde aber 1867 wieder zum Stadtverordneten gewählt und bekleidete von 1876 bis 1883 das Amt eines stellvertretenden Stadtverordnetenvorstehers. Auch im Provinzallandtage vertrat er öfters die städtischen Interessen. Der St. Georgenbrüderschaft gehörte er seit 1848, zuletzt als deren Senior an. Um das Seebad Kahlberg, auch um Vogelsang hat er sich sehr verdient gemacht. Besonders rege war sein Interesse für die Kunst. Als Stadtverordneter war er einige Zeit auch Kustos der Altertumssammlung, und er besaß auch selbst eine wertvolle Sammlung. Als er 1890 starb, legten ehrenvolle Nachrufe Zeugnis ab von der hohen Verehrung, deren er sich bis an sein Lebensende erfreuen durfte.

In den Rahmen der beiden Lebensabrisse fügen sich nun die sehr eingehenden Darstellungen ein, die über die politisch-geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Stadt im neunzehnten Jahrhundert unterrichten. Eine große Anzahl bisher nicht veröffentlichter Urkunden verleiht dabei dem Buche besonderen Wert. Eine sehr erfreuliche Beigabe bilden die vorzüglichen Abbildungen von Porträts, altehrwürdigen Bürgerhäusern, Mühlen und Speichern, vor allem auch von den ältesten Dampfschiffen, die einst den

Grunaus gehört haben und in ihrem Dienste für den Handel und Personenverkehr von Bedeutung gewesen sind. Diese Abbildungen nach Zeichnungen, Stichen und Aquarellen werden durch Axel Grunaus Buch zum großen Teil erstmalig der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Sehr dankenswert sind dann aber auch die 33 Beilagen im Anhang des Buches, in denen neben statistischen Übersichten, Urkunden, Bilanzen usw. auch Lebensbilder von angesehenen Elbinger Bürgern veröffentlicht werden, die mit den beiden Grunaus zusammen im Dienste der Stadt gewirkt und an ihrem Wohl und Wehe teilgenommen haben. Ich nenne nur die Namen Jacob v. Riesen, Haertel, Alsen, Wegmann, Carl Abramowski, Adolph Phillips und August Wernick.

So ist das Buch in vielen Beziehungen als eine erfreuliche Ergänzung zu den Geschichtsdarstellungen von Edward Carstenn und Bruno Satori-Neumann zu werten und als solche dankbar zu begrüßen. B. Ehrlich.

Ringleb, Paul. Die Entwicklung des niederen Schulwesens in Elbing Stadt und Land in der Zeit vor der preußischen Besitzergreifung. 63 S. Elbing 1940.

Wer die Geschichte des mittelalterlichen Bildungswesens in den deutschen Landschaften, soweit sie bisher dargestellt worden sind, verfolgt, wird feststellen, daß das alte Ordensland Preußen jeden Vergleich rühmlichst bestehen kann. Das haben wir der verständnisvollen Wirksamkeit des Ordens im Bunde mit der Kirche und den Städten zu verdanken. Unter der Herrschaft der Deutschherren ist die Schule hierzulande entstanden, gefördert und zur ersten Blüte herangereift. Sich über diese schöne Seite der kulturpolitischen Tätigkeit des Deutschen Ordens zu unterrichten und sie in Wort und Schrift weiteren Kreisen der Bevölkerung vor Augen zu führen, müßte daher von der gesamten Lehrerschaft in Ost- und Westpreußen als nationale Ehrenpflicht empfunden werden. Dann würde auch die Kenntnis von dem mit Bewunderung erfüllenden Schaffen einer längst entschwundenen Zeit in Preußen zum geistigen Gemeingut aller werden und nicht bloß eine nur wenigen bekannte, interessante geschichtliche Erinnerung sein und bleiben, sondern bei den Nachkommen lebendigen Gegenwartswert erhalten.

Auf diese Wirksamkeit des Ordens im I. Teil seiner wertvollen Arbeit erneut hingewiesen zu haben, ist Ringlebs Verdienst. Er gibt damit der von ihm betreuten Lehrerschaft in Elbing Stadt und Land für dieses Gebiet einen zuverlässigen, sich vorzugsweise auf Quellennachrichten stützenden Führer in die Hand, der sicherlich mit Dank begrüßt werden wird. In seinem Buche weist er nach, daß auch in diesem Bezirk so manche Schule ihren Ursprung bis auf die Ordenszeit zurück verfolgen kann, und vertieft auch sonst das uns vertraute Bild der mittelalterlichen Schule durch manchen kleinen Einzelzug. Die Schulchroniken der in Frage kommenden Orte, die auf S. 15 genannt sind, werden durch entsprechende Hinweise bereichert werden können. Die einschlägige Literatur hat der Verfasser gleichfalls herangezogen. Mit besonderer Anerkennung und Freude muß hierbei hervorgehoben werden, daß er nur das übernimmt, was vor seinem vorsichtig abwägenden Urteil und kritischen Auge bestehen kann. Bemerken möchte ich zu der Toeppen aufgefallenen Bezeichnung scolae für die Altstädtische Pfarrschule (Ringleb S. 10), daß man unter der Mehrzahl scolae (Schulen) in früherer Zeit nicht verschiedene Schulanstalten in unserem heutigen Sinne, sondern Klassen oder Abteilungen verstand. Wenn also an der Altstädtischen Pfarrschule ein Schulmeister und mehrere Schulgesellen beschäftigt waren, so bestand die Anstalt aus mehreren „Schulen". (S. z. B. den Anhang zu Bd. II meines Werkes: Das Kirchliche Bildungswesen in Ermland, Westpreußen und Posen, besonders S. 308, wo die Nomina Scholarum der höheren Schule als Classis rhetorica, humanitas, grammatica usw. angegeben werden).

Im II. Hauptteil seines Buches, der die Zeit der Personalunion mit der Krone Polen 1454—1772 umfaßt, bemerkt der Verfasser richtig, daß auch unter den veränderten staat-

lichen Verhältnissen bis zur Reformation sich zunächst alles in denselben Formen weiter entwickelte. Fortan war es nur in erster Linie die Stadt Elbing selbst, die sich, ähnlich wie die beiden andern großen Städte Danzig und Thorn, ihres Schulwesens fürsorglich annahm. In der Zeit der kirchlichen Umwälzungen fanden dann mancherlei Änderungen statt, die das ganze Bildungswesen auf eine andere Grundlage stellten. Auch diese Entwicklungen und Neugründungen von Schulen schildert Ringleb nach Möglichkeit an der Hand der erhaltenen Akten des Elbinger Stadtarchivs. Wenn ihm dieses infolge des Rathausbrandes von 1777 nicht so reiches Material lieferte, wie mir seinerzeit die Archive der beiden genannten Städte, so ist das sehr bedauerlich. Durch eine kurze Darstellung der allgemeinen Zustände wie Krieg und Pest stellt er die Schulverhältnisse in einen größeren Rahmen und hebt auf S. 30 ff. das besondere Verdienst einzelner Männer um die Förderung der Schule gebührend heraus. Bezüglich der von Fuchs überlieferten Nachricht, daß die Kinder der Einwohner von Grubenhagen und Schiffsholm zu der Schule in Grubenhagen „zwangspflichtig" gewesen seien und daß sonst der Schulzwang in keiner andern Vorstadt eingeführt gewesen sei, bin auch ich mit Ringleb der Meinung, daß es sich nicht um einen Schulzwang im heutigen Sinne gehandelt hat. Vielleicht ist diese Zwangspflicht dahin zu verstehen, daß die Kinder dieser beiden Bezirke, falls sie überhaupt eine niedere Schule besuchen sollten, auf jeden Fall in die Grubenhagener zu gehen hätten. Schickten die Eltern sie aber in eine höhere Schule der Stadt, so hätten sie gleichwohl an den dortigen Lehrer Schulgeld und Naturalien zu entrichten. Wie dem auch sei, für das Elbinger Gebiet fehlt bisher ein sicherer Nachweis über die Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 17. Jahrhundert und bleibt Danzig der urkundlich feststehende Ruhm, sie als erste Stadt Preußens bereits 1601 in ihrem Verwaltungsbereich eingeführt zu haben.

Nach eingehenderer Schilderung der Schulgründungen in der Stadt, die abschließend zu einem günstigen Urteil kommt, wendet der Verfasser sich dem ländlichen Schulwesen zu. Leider standen ihm aus dem 16. und 17. Jahrhundert nur ganz wenig Quellen zur Verfügung. Ich glaube wohl, daß die kirchlichen Visitationsberichte darüber hinaus doch noch einiges enthalten könnten, da in ihnen auch oftmals etwas über die nicht katholischen Schulen gesagt wird. Reichlicher fließen die Quellen des 18. Jahrhunderts. Aus den Ratsrezessen und dem Horn-Engelkeschen Bericht von 1717 werden dann Nachrichten über einzelne Schulen mitgeteilt. In meiner Stoffsammlung aus früherer Zeit finde ich noch einige Notizen, die ich hier zur weiteren Benutzung anführen möchte. Aus Gr. Mausdorf ist mir eine Bescheinigung des Schulmeisters „Caspar Copelius Erphordensis in Maustorff" vom Jahre 1596 bekannt geworden. (Danzig, Reichsarchiv 300, 2 299). Im Kirchenbuch von Fürstenau fand ich Nachrichten über die Schule aus den Jahren 1618 (S. 15), 1713 (Verordnung vom 27. Nov. S. 63) und 1764 (S. 65). Von der Gründung einer Schule in Neukirch (Neuheide) im Jahre 1641 berichtet kurz Harnoch, Agathon. Chronik u. Statistik der evang. Kirchen in den Prov. Ost- u. Westpreußen, Neidenburg 1890. S. 418). Das Dorfarchiv von Oberkerbswalde enthält Nachrichten aus den Jahren 1669 (Ältestes Dorfregister), 1672/73, 1674, 1675 1677, 1703/04, 1707/08, 1721/22 („Schultzen-Buch") 1729, 1737/38, 1740, 1750, 1755/56, 1762, 1768, 1770/71. Nach dem Kirchenbuch von Pomehrendorf war dort im Jahre 1668 „Daniel Schramm von Königßberg auß der Neu Mark Schullmeister." Am 26. Mai 1671 brannten durch ein in der Schmiede ausgekommenes Feuer auch die Kirche und Schule ab. Auch Goldbeck, Joh. Friedr. Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. Königsberg und Leipzig 1785—1789 sowie Rhesa, Ludwig. Kurzgefaßte Nachrichten von allen seit der Reformation an den evangelischen Kirchen in Westpreußen angestellten Predigern. Königsberg 1834. enthalten noch einige Bemerkungen, die man verwerten kann.

Aufs Ganze gesehen, muß man Ringleb für seine eindrucksvolle und sachliche Darstellung der äußeren und inneren Verhältnisse des niederen Schulwesens in Elbing Stadt und

Land herzlichst danken. Durch sie wird vor allem das Bild, das uns die Wirksamkeit der beiden andern großen westpreußischen Städte Danzig und Thorn bisher bot, wenigstens auf diesem einen Gebiete abgerundet und dem künftigen Darsteller des evangelischen Bildungswesens in den östlichen Provinzen die Arbeit wesentlich erleichtert.

Dr. Waschinski.

Hugo Abs, Die Matrikel des Gymnasiums zu Elbing — in Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, Bd. 19, 1. Lieferung (S. 1—240) Danzig 1936, 2. Lieferung (S. 241—320) Danzig 1939.

Zu den ältesten hohen Schulen des Preußenlandes gehört das Elbinger Gymnasium, das bereits 1535 durch den Holländer Wilhelm Gnapheus, einen sehr bedeutenden Humanisten, eingerichtet worden ist. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erlebte es einen neuen Aufschwung unter dem aus Iglau in Böhmen gebürtigen Johannes Mylius. Seit dem Beginn seines Rektorats (1598) liegt auch die alte Matrikel des Gymnasiums vor. In dankenswerter Weise hat Hugo Abs die Veröffentlichung dieser bedeutsamen Schülerliste mit über zehntausend Namen besorgt und, soweit möglich, in mehr oder weniger umfangreichen Anmerkungen wichtige Daten aus der Lebensgeschichte der einzelnen Schüler beigefügt. In zwei Lieferungen liegt diese Matrikel jetzt bis zum Jahr 1786 gedruckt vor. Noch fehlen freilich die Einleitung und vor allem die Register, die ja erst die bequeme Benutzung dieser alten Schülerliste ermöglichen werden.

Aber auch jetzt schon lehrt eine Durchsicht der neuen Veröffentlichung, daß das Elbinger Gymnasium für die Geschichte des geistigen Lebens im gesamten deutschen Osten von sehr erheblicher Bedeutung gewesen ist. Denn die Matrikel enthält nicht nur Namen aus Ost- und Westpreußen, vor allem natürlich aus Elbing und Umgegend, sondern führt darüber hinaus eine beachtliche Anzahl von Schülern auf, die aus dem ganzen ostdeutschen Sprachgebiet stammen: aus Livland, Pommern und Mecklenburg, aus Brandenburg, Sachsen, Meißen und der Lausitz, aus Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn und der Zips. Selbst aus den Ländern des alten deutschen Reiches fanden sich nicht wenige Schüler in Elbing ein: aus Holstein, Westfalen, Braunschweig und dem Harzgebiet, aus Thüringen, Hessen und Franken. Selbst Ausländer haben in nicht geringer Zahl das Elbinger Gymnasium besucht. Wiederholt nennt die Matrikel Holländer, Engländer und Schotten, was zweifellos durch die regen Handelsbeziehungen Elbings zu diesen Völkern bedingt ist — erinnert sei nur an die ansehnliche englische Kolonie, die um 1600 herum in Elbing ihren Sitz hatte. Des öfteren finden sich unter den Schülern auch Söhne polnischer Adelsfamilien, die offenbar zur Erlernung der deutschen Sprache dem Elbinger Gymnasium zugeführt worden sind.

Gerade dieser weit über die Grenzen des alten Preußenlandes hinausgreifende Schülerkreis beweist mit aller Deutlichkeit die große Anziehungskraft, die die hohe Schule der alten Hansestadt Elbing im 16. — 18. Jahrhundert ausgeübt hat. So bildet die Matrikel des Elbinger Gymnasiums eine wichtige Quelle für die Geschichte des ostdeutschen Geisteslebens. Und nicht nur der Familienforscher, was ja selbstverständlich ist, sondern auch der Historiker wird dem Herausgeber für die mühsame und entsagungsvolle Arbeit dankbar sein, die er mit der Veröffentlichung der Matrikel auf sich genommen hat. Hans Schmauch.

Turowski, Ernst: **Die innerpolitische Entwicklung Polnisch-Preußens und seine staatsrechtliche Stellung zu Polen vom 2. Thorner Frieden bis zum Reichstag von Lublin** (1466 — 1569.) Philosoph. Dissertation. Berlin 1937.

Turowski wendet seine Studien einem der schwierigsten Gebiete unserer altpreußischen Geschichte zu, zugleich einem der empfindlichsten. Denn gerade diese Zeit war einst eine Zeit politischer Hochspannung und zähesten Kampfes der Preußen mit den Königen von Polen

und dem polnischen Reichstag um die einst verbrieften und stets neu beschworenen Rechte der Preußen. Das Urteil über die Bewertung dieser Zeit schwankt heute noch sehr. Umso klarer und deutlicher muß jede Untersuchung darüber geführt werden.

Es leidet keinen Zweifel, daß in den ersten hundert Jahren der Personalunion der Preußen mit Polen jenen mancherlei Rechte verloren gingen, weil die Preußen sich untereinander oft befehdeten, und weil der polnische Staat glaubte, daraus Vorteile erhaschen zu können. So hängen die Vorgänge im Innern des Preußenlandes aufs engste zusammen mit der außenpolitischen Entwicklung, der Entwicklung der staatsrechtlichen Stellung zu Polen. Es wurde also die Aufgabe richtig gestellt.

Es untersucht der Verfasser nach einer Einleitung über die Verfassungsentwicklung des Ordensstaates bis zum 2. Thorner Frieden (S. 13—34) zunächst die Lage nach dem Inkorporationsprivileg von 1454 — das wir übrigens mit dem König von Polen vielleicht besser „Hauptprivileg" nennen sollten — als den Übergang vom Lehns- zum Ständestaat, als die Sicherung gegen jede fremde, nichtdeutsche Einmischung, als die Änderung der Staatsverwaltung nach polnischem Muster, sowie die Stellung der Landesbewohner, des Adels, der Einwohner und Bürger, in diesem Staate Preußen.

Dann wird der erste Ansturm des Königs und seines Adels, dessen Sprachrohr der polnische Reichstag ist, auf Preußens Selbständigkeit geschildert, wie eine vielfache Uneinigkeit im Lande und der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft dem Polentum beginnen Vorschub zu leisten. Das macht sich in einer Minderung „des Gesamtinteresses zugunsten der Partikularinteressen" geltend. Dieser Abschnitt führt bis zum Jahre 1476.

In den nächsten 50 Jahren (bis 1526) erlangt der westpreußische Adel politisch die Führerstellung. Er strebt nach der Oberhand im Gerichtswesen, gerät so in Streit mit den Städten, hilft das preußische Gerichtswesen zerstören und bietet dem polnischen Einfluß gerade hier Gelegenheit sich einzuschalten. Das hat auch mancherlei Wirkung auf das Wirtschaftsleben. Die aufgezwungene Landesordnung von 1526 beendet diesen Zeitraum.

Ihm folgt dann der schwere Entscheidungskampf bis zum Lubliner Dekret (1569). Die Könige von Polen und ihre Räte glauben, jetzt das Hauptprivileg für Westpreußen in ihrer Weise auslegen zu können. Sie meinen, daß die Preußen durch mancherlei Maßnahmen so mürbe gemacht seien, daß man ihnen polnische Gesetze aufzwingen könne. Sie glauben, daß der Gesamtadel Westpreußens so starkes Übergewicht über die Städte besitze, daß man seine vermeintliche Polenfreundlichkeit einsetzen könne, um Westpreußen zur polnischen Provinz zu erniedrigen. Sie hatten sich jedoch getäuscht. Denn wenn sich auch wohl Teile des Adels im Kulmer Land und in Pommerellen ihren Wünschen geneigt zeigten, so doch nicht alle. Und gerade nicht die führenden Politiker des Adels und der Großen Städte. Darum kamen die Polen nicht zum Ziel. Die maßgebenden Preußen folgten dem Lubliner Dekret nicht, und so wurde es nicht Landesgesetz.

Leider hat dies Turowski übersehen. Denn so sehr anerkannt werden muß, daß er sich mit großem Fleiß der Aufgabe hingegeben hat, den Stoff gut sichtete, ordnete und klar darbot, so kann das über die Mängel der Arbeit nicht hinwegsehen lassen.

Wer über den wichtigsten Zeitraum der altpreußischen Geschichte mitsprechen will, muß von vornherein drei Voraussetzungen mitbringen, will er nicht zu falschen Urteilen gelangen. Er muß einmal Ost- und Westpreußen als Einheit betrachten, zum andern die staatsrechtliche Lage von 1454 bis 1772, wie sie wirklich war, klar und deutlich überschauen und drittens den hansischen Ostseeraum in Rechnung setzen. Er muß, um Beispiele zu nennen, die bei Turowski kaum angerührt werden, der Frage des „Regnum Poloniae" (der „Krone Polen") und der „Respublica Polona" („des „polnischen Staates") in ihrem Unterschied nachgehen und danach die Urkunden zu deuten versuchen. Es muß untersucht werden, welche Folgen für die Zukunft das Eingehen des Gubernatorenamts, der Übergang seiner Machtbefugnisse auf den Bischof von Ermland und (mit dem Landessiegel) auf die Stadt Elbing hatte? Erlangte der König von Polen dadurch größere Macht in Preußen als vorher? Konnte der Bischof von Ermland als Lan-

despräses (notfalls mit den „verordneten Räten") in gleicher Weise das Land regieren, wie das der Gubernator tat? Gelten Kgl. Dekrete ohne weiteres im Lande? Und wenn nicht, wie tatsächlich der Fall, so ist auch zu prüfen, ob das Lubliner Dekret Geltung hatte. Wer mehr als die beiden ersten Bände von Lengnichs Geschichte der Preußischen Lande durcharbeitet, dem wird die Lage sofort klar, und er muß erkennen, wie das Lubliner Dekret am Widerstand der Preußen zerschellte, weil sie — die obersten Beamten ausgenommen, die zugleich auch Kgl. polnische Räte waren — dem Kgl. Befehl nicht folgten. Selbst noch nach 1569 übte man in Preußen maßgebende Rechte gesondert von Polen aus.

Daß Turowski diese Lage nicht gesehen hat, erkennt man sofort an der Art, wie er Lengnichs Werk, die „Geschichte der Preußischen Lande Königlich Polnischen Anteils", zitiert. Er läßt stets das wichtige Wort „Königlich" fort (S. 12, 111). Durch den ständigen Gebrauch des Wortes Polnisch-Preußen für Kgl. Preußen oder Westpreußen muß beim Leser der unerträgliche Eindruck erweckt werden, als habe man es mit polnischen Preußen zu tun, etwa in der Form „polnisch-preußischer Klerus" (S. 48) oder „nationale Haltung der Polnisch-Preußen" (S. 72). So kommt Turowski gar nicht auf den Gedanken, daß der König zu Landtagsboten Einheimische erwählen könne, wie meist geschah. Wir lesen S. 81: „Vergebens warteten die polnischen Gesandten" (Es müßte heißen „der Kgl. Gesandte") „auf dem Landtag zu Graudenz im Jahre 1535 auf eine entscheidende Antwort....". Aus Lengnich I S. 155 hätte entnommen werden können, daß dieser „polnische" Bote des Königs der Danziger Bürgermeister Johann von Werden war. Der Kardinal Hosius (S. 88 und 105) ist leider nicht polnischer sondern deutscher Herkunft, vertritt aber politisch die polnischen Belange aufs schärfste, weil er der Gegenreformation dient. Die Verquickung von Religion und Politik im Zeitraum 1525—1569 wird aber garnicht berührt. Sie spielt eine besonders maßgebende Rolle. Und wenn es den Preußen, die Großen Städte an der Spitze, gelungen ist, in den Jahren 1557/8, also noch 10 Jahre vor dem Lubliner Dekret, dem König Siegmund II. August die Religionsfreiheit abzutrotzen, so hätte diese politische Stärke schon allein davor bewahren sollen, die staatsrechtliche Stellung so düster zu zeichnen, wie es hier geschah. Es kann der Teil nicht immer für das Ganze gesetzt werden: Kulmer Land ohne Thorn, Pommerellen ohne Danzig bedeuten noch nicht ganz Westpreußen. Es hat auch keine preußischen Münzen mit polnischer Beschriftung gegeben, auch nicht nach dem Münzedikt vom Jahre 1528. Der Gewährsmann für T., Lengnich, nennt I S. 55 die lateinische Umschrift. Ausgerechnet den ermländischen Bischof Nikolaus von Tüngen, einen der polenfeindlichsten Männer seiner Zeit, für das Jahr 1479 als unter „polnischem Einfluß stehend" und so den Landtag leitend zu bezeichnen (S. 74) ist reichlich stark. Die Zeit von Hosius wird hier vorausgenommen. Solch Unsinn ist bei Blumhoff, auf den der Verfasser sich beruft, nicht zu finden.

Ein Wort zum Literaturverzeichnis. Es ist sehr umfangreich, enthält manches, was wirklich nichts mit der Aufgabe zu tun hat, so etwa Strunks Aufsatz über Flurnamenforschung, Schumachers Arbeit über die Kolonisation von Ost- und Westpreußen, Hämpels Tuchmacherei im posenschen und westpreußischen Gebiet oder Neumanns Englische Handelssozietät, aus der höchstens hätte entnommen werden können, daß man um 1600 noch Verträge mit England ohne den König oder gegen seinen Willen schließen konnte. Dagegen fehlen wichtige Arbeiten von Krollmann, vor allem aber die große Monographie (166 S.) von Richard Fischer über Achatius von Zehmen (Zsch. WpGV. 36. 1897), nicht über den Achatius von Zehmen, den Turowski S. 106 nennt, wo er aber dessen Bruder Fabian meint, sondern über beider Vater, den Führer der preußischen Politik seit 1525, der ständig mit Herzog Albrecht in Preußen zusammen daran arbeitet, Eingreifen des Königs in preußische Händel zu vermeiden. Ihn persönlich wirtschaftlich zu treffen, sollte durch Einführung des Gesetzes über die Einziehung der Kgl. Tafelgüter von Polen nach Preußen erreicht werden. Denn Zehmens wirklicher Einfluß beruhte wesentlich auf den Erträgnissen seiner Kgl. Güter, die ihm die politische Wirksamkeit erleichterten. Fischers Arbeit bietet viel Stoff, sie hätte

auch darauf gestoßen, die Einheit der ost- und westpreußischen Politik gegen Polen zu sehen und zu zeigen.

Denn es ist nicht Zufall, daß erst nach dem Tode Zehmens (1565) und Herzog Albrechts (1568) das Lubliner Dekret gewagt wird.

Die vollkommene Vernachlässigung der Hansequellen ließ die Auswirkungen der Streitigkeiten der Großen Städte untereinander und des Adels mit ihnen auf die politische Lage Polen gegenüber nicht ausreichend erkennen: den Nehrungsstreit, Danzigs Vorrücken an die Spitze der preußischen Hansestädte, des Adels hansische Ansprüche, die Jodekesche Streitsache, die Feindschaft zwischen Bürgerschaft und Räten. Die preußische Stellung erlitt hierdurch besondere Einbuße. Aber darum wurden die Westpreußen 1569 doch keine Polen und gerieten nicht unter polnische Verwaltung. Wohl gingen sie bald danach — die Großen Städte ausgenommen — auf die polnischen Reichstage. Aber was dort beschlossen wurde, galt für Preußen erst, wenn der heimische Landtag damit einverstanden war. Man vergleiche nur die Judenduldung in Polen und Judenfernhaltung von Preußen. Ein Pole mußte, um Rechte in Preußen zu erlangen, das Einzöglingsrecht erwerben. Das vergaben die Westpreußischen Räte, nicht der König. So wahrte sich Westpreußen seine Selbständigkeit Polen gegenüber bis 1772, wenn auch gegen 1454/57 in vielem vermindert. Eine polnische Provinz ist es nie gewesen. Daß Turowski dies nicht erkannt hat, beeinträchtigt seine Arbeit. Sie kann zur Ableitung von allgemeinen Sätzen oder Urteilen nicht Verwendung finden. Edward Carstenn.

Schieder, Theodor: Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569—1772/93). (= Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 8). Königsberg (Pr.) 1940. Kommissionsverlag Gräfe und Unzer. 186 S.

Das vorliegende Buch löst bei dem Betrachter unserer Geschichtsforschung das seltene Gefühl erhebender Freude aus. Schieder hat sich einem Stoff zugewendet, der von entscheidender Bedeutung für die Geschichte Altpreußens ist, der in dieser Bedeutung von denen, die sich mit unserer Landesgeschichte befassen, nur selten erkannt und darum meist falsch dargestellt und verkehrt gewertet wurde. Das ausführliche Schrifttum, das am Schluß der Schiederschen Arbeit nachgewiesen wird, ist — heute leider auch eine Seltenheit — wirklich durchgearbeitet, verwertet und in den großen Rahmen der damaligen deutschen Forschung gestellt, so daß wir den deutschen Geist als Führer in Westpreußen unter den Königen von Polen überragend verspüren. Was im Reich auf dem Gebiet der Staatswissenschaften bis auf Gundling in Halle an politischen Anschauungen über den Ständestaat und den Absolutismus sich durchsetzte, es fand in Westpreußen gelehrige Schüler, besonders unter den Gymnasialprofessoren, und es wurde sofort angewendet auf die politische Tageslage des Preußens Königlich-polnischen Anteils. Der politische Gegensatz zum polnischen Staat fand seine wissenschaftliche Stütze hier.

Aus der Geistesarbeit an deutschen Universitäten schöpften die heimischen Politiker (einst erzogen auf unseren Gymnasien in Thorn, Elbing und Danzig) das Rüstzeug für den Abwehrkampf gegen die unberechtigten Ansprüche des polnischen Reiches auf das alte Ordensland. Als Achatius d. A. von Zehmen 1565 und Herzog Albrecht 1568 gestorben waren, des preußischen Adels festeste Säulen gegen polnische Anmaßungen, da stellte fortan Westpreußen dem Lubliner Dekret gewiegte, gut durchgebildete Politiker entgegen, die heldenhaft genug waren, sich für das bedrohte Land gegen Königliche Willkür einzusetzen: die Bürgermeister der Großen Städte. Besonders Elbing und Danzig traten hierin hervor. Und die Namen dieser Kämpfer des führenden Bürgertums stehen heute noch

auf den Blättern der Stadtgeschichten verzeichnet, sie sollten aber auch in den Landesgeschichten nicht vergessen werden.

Mit erfreulicher Deutlichkeit zeigt Schieder den Anteil der preußischen Wissenschaft und Archivforschung in den Großen Städten an dem Prozeß der Westpreußen gegen die Krone Polen um die Kränkung ihrer Gerechtsame. Auf den Gymnasien wurden Geschichtsunterricht und Rhetorik zu politischer Erziehung, wie ja besonders führende Politiker der Westpreußen aus dem Lehrstande hervorgingen.

So haben die Gymnasien in Westpreußen eine hervorragend praktische Aufgabe zu lösen gehabt und gelöst. Und mit Recht weist Schieder darauf hin, daß z. B. bei unserem Elbinger Gymnasium diese Seite noch der besonderen Untersuchung bedarf. Wie es, um die politische Geschichte Westpreußens zu verstehen, notwendig ist, die Verwandtschaft der führenden Geschlechter untereinander zu kennen, so muß man auch das Verhältnis von Lehrer und Schüler zueinander in Betracht ziehen. Die jetzt gedruckte Elbinger Matrikel von Abs bietet uns manche Unterlagen dafür. Gerade die Zeit um 1569, um das Lubliner Dekret, für die die Matrikel fehlt, zeigt uns den Einfluß der Elbinger Schule: Georg Klefeld, der Danziger Bürgermeister, Michael Friedwald, des Königs von Polen „Instigator" gegen die Großen Städte, Andreas Münzer, der Rat Herzog Albrechts, Nikolaus Firley, der führende polnische Adlige, sie alle sind einst Schüler des Elbinger Bürgermeisters Johann Sprengel und des Elbinger Stadtsekretärs Andreas Neander gewesen, wie natürlich auch des ersten Elbinger Rektors Wilhelm Gnapheus. Auf der Schule lernte man die Kunst der politischen Rede; die Festakte der Schulen standen unter dem Einfluß der politischen Kampflage des Landes gegen Polen. Damit hat die Lehrerschaft vollgemessenen Anteil daran, daß das Lubliner Dekret, ein einseitiger willkürlicher Akt, von den Westpreußen nicht anerkannt und darum staatsrechtlich nicht gültig wurde.

Am Danziger Gymnasium lehrte denn auch der Mann, dessen ganzes Lebenswerk fast ausschließlich der wissenschaftliche Kampf um die preußischen Rechte geworden ist: Gottfried Lengnich. Von ihm geht im 18. Jahrhundert noch einmal eine besondere Belebung des politischen Widerstandes gegen die polnischen Anmaßungen aus. Die Großen Städte, längst die einzigen, immerhin noch machtvollen Vertreter der preußischen Selbständigkeit, bedienen sich seiner Sachkenntnis, um ihre Auffassung ausreichend zu begründen und fest zu unterbauen. Wenn dazu auch der westpreußische Adel aus seiner Gleichgültigkeit hierin wieder aufgerüttelt wird, — er besucht ja die Gymnasien, — so ist das ein besonderes Verdienst Lengnichs und seiner klaren beweiskräftigen Werke. Die Gymnasien, in Elbing besonders durch Seyler und Hoffmann, arbeiteten mit Lengnich mit und gaben ihm den nötigen Widerhall. Danzig machte ihn zum Stadtsyndikus und spannte ihn so für die hohe Politik besonders ein. Mit Recht widmet ihm Schieder darum den letzten Hauptabschnitt (fast 40 S.) und setzt ihm das langentbehrte Denkmal der Dankbarkeit seitens der heutigen Forschung.

Schieders Werk erleuchtet unsere altpreußische Geschichte, wie wir es seit Jahren nicht erfahren haben. Es bringt aber auch unserer Elbinger Geschichte neue Erkenntnis, wie ja andererseits die Elbinger Geschichte wieder viel zur Klarheit der Geschichte des Preußenlandes gerade in der vorliegenden Aufgabe beizutragen vermag. Wer fortan über die Geschichte des deutschen Ostens schreibt, wird an Schieders Werk nicht vorübergehen dürfen. Wir begrüßen seine klaren, vorzüglichen Ausführungen und hoffen, daß sie mit dazu beitragen werden, vielen Wust über unsere Vergangenheit aus deutschen Köpfen auszublasen. Es sollte heute nicht mehr möglich sein, zu schreiben und zu lehren, daß unsere Vorfahren von 1466—1772/93 „polnisch" waren, und daß 1454 von ihnen ein

„Verrat am Deutschtum" begangen wurde. Schieder ist uns willkommener Vorkämpfer gegen solche gefährlichen Geschichtslügen.

26. 7. 1940. Edward Carstenn.

Hanserezesse von 1531—1560. IV. Abt. Erster Band. Lief. 1 und 2. Bearbeitet von Gottfried Wentz. Weimar 1937. Hermann Böhlaus Nachf. 160 S. gr. 8° br. 11,80 RM.

Rundstedt, Hans-Gerd von: Die Hanse und der Deutsche Orden in Preußen bis zur Schlacht bei Tannenberg (1410). Weimar 1937. Hermann Böhlaus Nachf. XII und 127 S. 6,50 RM.

Nach Unterbrechung von fast einem Vierteljahrhundert liegt nunmehr der Anfang eines neuen Bandes der Hanserezesse vor. Er eröffnet die IV. Abteilung und behandelt die Jahre 1531—1533. Die 8 Bände der 1. Abt. (1256—1430) gab von 1870—1897 die Historische Commission der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften heraus. Von der 2. Abt. an (seit 1876) übernahm dann der Hansische Geschichtsverein dieses wichtige Quellenwerk, das in 24 großen Bänden bis 1530 abgeschlossen vor uns liegt, ein Quellenwerk, das für die Geschichte Elbings und Altpreußens unentbehrlich ist und noch längst nicht voll dafür ausgeschöpft werden konnte.

Auch durch die beiden Lieferungen des vorliegenden 1. Bandes der IV. Abt. wittert unsere preußische Politik. Es handelt sich zwar in erster Linie um den Kampf Lübecks um die Seele der anderen wendischen Städte, die ihm nicht recht folgen wollen, um die Beherrschung des Sundes durch König Friedrich von Dänemark, was Lübeck haben will, oder durch König Christian, der die Unterstützung seines Verwandten, des Kaisers, genießt. Wir empfinden schon den Aufgang Jürgen Wullenwevers; die Reformation spielt dazu hinein. Aber auch die Preußen sind an der Sundfahrt beteiligt. Und am Rande zeigen sich darum Danzig, das seine Vormachtstellung in Preußen in erster Linie für sich nützt, und Herzog Albrecht in Preußen, dessen Hansestadt Königsberg ja in dieser Zeit mit Danzig im Rangstreit liegt.

In dem Staatsarchivrat Dr. G. Wentz hat der Hansische Geschichtsverein einen Bearbeiter für diese Hanseakten gewonnen, der sich würdig an die großen Vorfahren: Junghans, Koppmann, von der Ropp, Dietrich Schäfer und Techen anschließt, dem es vergönnt sein möge, seine Sachkenntnis, Arbeitskraft und Editionstechnik bis zur Vollendung des Werkes zur Verfügung zu stellen. Für Elbings Geschichte hat die IV. Abt. der Hanserezesse besondere Bedeutung, denn in diesem Zeitraum bereitet sich der Austritt unserer Stadt aus der Hanse vor. Was die Verarbeitung des Stoffes durch den Herausgeber anlangt, so wurde, um den Umfang nicht zu sehr anschwellen zu lassen, von umfangreichen Regesten Gebrauch gemacht besonders dort, wo die Quellen an leicht zugänglicher Stelle bereits gedruckt vorliegen. In dankenswerter Weise wird auch vereinzelt der Finger auf Irrtümer der bisherigen Forschung gelegt. Hoffentlich können wir hier recht bald die weiteren Lieferungen freudig begrüßen.

Von dem anderen großen Quellenwerk des Hansischen Geschichtsvereins her, dem Hansischen Urkundenbuch, kommt Hans-Gerd von Rundstedt. Er bearbeitet augenblicklich dort die Zeit von 1434—1441, die ja für unsere altpreußische Geschichte besonders bewegt ist, und die darum den Verfasser zu seiner Darstellung über „Die Hanse und den Deutschen Orden" bis 1410 anregte. Eine sehr wertvolle Untersuchung ist damit entstanden, die unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete beträchtlich vertieft und erweitert. Ich habe mich an anderer Stelle (HGbll. 63. S. 255 ff.) ausführlich darüber ausgesprochen, die Stärken und die Schwächen dargelegt. Hier mag die Betrachtung vom Elbingisch-

preußischen Standpunkt geschehen. Den ersten Abschnitt (bis 1370) und auch manche Teile der folgenden legt man von diesem Standpunkt aus unbefriedigt aus der Hand. Durch die Urteile bedeutender älterer Hanseforscher hat sich auch von Rundstedt gefangen nehmen lassen und darum leider nicht die Persönlichkeiten gesehen, die die Träger der Politik jener Zeit sind. Dabei gestatten die Quellen sehr wohl die Herausarbeitung. Und es dämmert endlich in dieser Beziehung in der Geschichtsforschung. (Ich erinnere an Hans Koeppens „Führende Stralsunder Ratsfamilien" 1938 und an die Jubiläumsgeschichte Elbings, die beide von Rundstedt nicht kennen konnte). Schon Ernst Daenell wies in seiner „Blütezeit der Deutschen Hanse" 1905 darauf hin, welche Opfer an Gut und Blut führende Hansefamilien zu bringen hatten, so daß man ihr Andenken auch in der Geschichte bewahren und nicht hinter den farblosen Begriffen: „preußische Ratssendeboten", „preußischer Altermann", Danzig u. a. verschwinden lassen sollte, wie auf der Ordensseite ebenfalls nicht hinter den Begriffen „Hochmeister", „Großschäffer", „Beamte" u. ä. Wir vermissen deshalb in der Darstellung die Namen der großen Hansepolitiker Kulms und Thorns, deren man sich heute besonders annehmen sollte, ebenso wie die Elbings. (Nur einmal wird der Elbinger Lifard von Hervorden (1409) auf S. 109 genannt). Geschichte erhält aber erst Leben durch plastische Führergestalten.

Noch an einer anderen Stelle wird die Darstellung gestört dadurch, daß von Rundstedt der Überlieferung ungeprüft folgt. Zwar spricht er Elbing für kurze Zeit die Führung der Hansen in Preußen zu, dann aber läßt er Danzig zur Führung emporsteigen (S. 10) und erweckt damit den Eindruck, daß die preußische Städtepolitik von Danzig gemacht wurde. Dabei vermag er bis 1410 keinen führenden Danziger Politiker herauszustellen, wie auch das „Deutsche Städtebuch I" erst Konstantin Ferber nennt. Hätte er sich die Mühe gemacht, die führenden Kulmer, Thorner und Elbinger bis 1410 dort zu verzeichnen, wo sie in seiner Darstellung handelnd auftreten, ihm wäre nie dieses Fehlurteil unterlaufen, das erst für die Zeit ab 1470 seine Gültigkeit erweist. Die Bedeutung des Hansetages von Elbing 1367 für die Hansische Politik hat der Verfasser deutlich erkannt, deutlicher als die frühere Forschung. Dagegen löst er nicht die Frage, warum in Flandern die Preußen mit den Westfalen zusammengehen, während sie doch in London sich zu den wendischen Städten halten (S. 14 Anm. 4), obgleich das gut möglich ist. Aus Gegensatz zu der gediegenen Wernerschen Dissertation „Stellung und Politik der preußischen Hansestädte" 1915 läßt sich zudem der Verfasser dazu verführen, dem Hochmeister einen Druck auf die Politik seiner Städte in diesem Zeitraum zuzuschreiben, die nicht aus den Quellen herausgelesen werden kann, am wenigsten aus Töppens Akten der Ständetage, die leider nicht beachtet wurden. Der Hochmeister wird gern als Vermittler angegangen, er selbst beauftragt die Städtepolitiker mit der Vertretung der Ordensbelange, z. B. den Elbinger Betke 1385, hält aber gelegentlich, wie vom Verfasser richtig herausgearbeitet wurde, eigene Boten für notwendig. Schließlich geraten die preußischen Hansestädte in seine Abhängigkeit, weil er ihnen bereitwilligst die Geldmittel des Ordens zur Verfügung stellt, und bieten ihm selbst die Hand dazu, sich des Pfundzolls zu bemächtigen, ohne zu ahnen, welch schwerwiegende politische Folgen das haben würde. Diese Folgen zeigt erst der anschließende Zeitabschnitt nach 1410.

Mit Vorteil wird die Rundstedtsche Abhandlung erst **der** verarbeiten, der bei der Ortsforschung zu Gast geht und von ihr die Einzelheiten herholt, die ihn befähigen, Irrtümern aus dem Wege zu gehen. Aber das Werk stellt auch die Ortsgeschichtsforschung vor neue Aufgaben, die sie nur wird lösen können, wenn sie sich eingehendst mit der vorliegenden Arbeit beschäftigt und prüfend wägt, ehe sie ihre Ergebnisse festlegt.

Edward Carstenn.

Paul Gennrich, „Die ostpreußischen Kirchenliederdichter", Gust. Schloeßmanns Verl.-Buchhdlg. Leipzig 1938, 80 S.

Der Verfasser, 1917—1933 Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen, daneben Professor an der Universität Königsberg, bekannter Hymnologe, jetzt in Wernigerode lebend, hat sich mit großer Liebe in die seinem eigenen inneren Wesen verwandte ostpreußisch-kirchliche Art hineingefühlt. Davon zeugt außer seiner dem Unterzeichneten bekannten reichen hauptamtlichen Tätigkeit auch das vorliegende Büchlein, das in Kürze zugleich einen Überblick über die evangelische Kulturgeschichte Ostpreußens vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert darbietet.

Freilich gab es bis zur Reformation und darüber hinaus nicht eine bodenständige, einheitliche, ostpreußische Kultur, also auch noch keine Kunst, Literatur und Wissenschaft. Abseits vom großen Strom deutschen Geisteslebens waren wir Kolonialland, also Empfangende. Das ostpreußische Gebiet im weiteren Sinne, das Land östlich der Weichsel, wurde durch den Deutschen Ritterorden mit Angehörigen fast aller deutschen Stämme besiedelt. Im Lande selbst waren vorhanden die Reste der alten Preußen, dazu im Nordosten Litauer, im Südosten Masuren. Durch immer neue Einwanderungen kamen später Hugenotten, Holländer, Salzburger dazu. Nur allmählich kam es zur Verschmelzung aller dieser Teile, deren Verschiedenheiten noch heute erkennbar sind, und nur allmählich entwickelte sich eine ostpreußische Wesensart. Auch waren die dreihundert Jahre bis zur Reformation von Kämpfen nach außen und im Innern ausgefüllt. Einen bedeutenden Wendepunkt bildete 1511 die Wahl des erst einundzwanzigjährigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach zum Hochmeister des Ordens. Sein Leben wird von Gennrich mit besonderer Liebe geschildert. Er führte 1525 das evangelische Glaubensbekenntnis in seinem Lande ein, das er auf Luthers Rat in ein weltliches Herzogtum umgewandelt hatte. Wenn auch zunächst Landfremder, Franke, hat er in den 57 Jahren seiner Herrschaft die religiösen und kulturellen Verhältnisse des Preußenlandes in den Anfängen gestaltet, das neue Preußenland geschaffen. Albrecht ist auch der erste ostpreußische Kirchenliederdichter. Seine Bedeutung in dieser Hinsicht ist in neuerer Zeit von Friedrich Spitta herausgestellt worden. Freilich haben wir Elbinger diesen frommen Mann und Sänger teilweise in unliebsamer Erinnerung, da er gegen Ende des von ihm gegen den Polenkönig geführten Krieges durch einen mit 2000 Mann unternommenen Handstreich unsere im polnischen Machtbereich befindliche Stadt erobern wollte, wodurch es zu dem allerdings mißlungenen sogenannten „Großen Anlauf" vom 8. März 1521 und zu dem blutigen Kampf um unser Markttor kam. Aber Menschen und Ereignisse müssen ja nicht rückschauend, sondern aus ihrer Zeit heraus betrachtet und verstanden werden. Also freuen wir uns des christlichen Fürsten, der in seinem ganzen Tun auf kirchlichem Gebiet aus persönlicher Anregung durch Luther handelte! Albrecht hat viele Lieder gedichtet und gab 1527 zwei Liedersammlungen für den Gemeindegebrauch heraus. In dem jetzigen evangelischen Gesangbuch für die Ostprovinzen steht leider nur eins seiner Lieder, das bekannte „Was mein Gott will, das gescheh' all' Zeit."

Auch die von Luther zur Durchführung der Reformation zu uns hergesandten bedeutenden Theologen und Dichter Paul Speratus und Johann Poliander (Gramann), von denen im Gesangbuch je ein Lied steht, waren keine Ostpreußen. Erst nach Albrechts Zeit finden wir ostpreußische Liederdichter im engeren Sinne, als ersten Rektor Hagen in Königsberg, gebürtig bei Heiligenbeil, weiter die Königsberger Pfarrer Georg Werner aus Pr. Holland und Georg Weißel aus Domnau.

Mit Recht hebt dann Gennrich aus dem 17. Jahrhundert die große Bedeutung der „Preußischen Dichter- und Tonschule" in Königsberg hervor, deren Gründer der kurfürstliche Rat Robertin und deren bedeutendste Mitglieder der Domorganist Heinrich Albert, Musiker und Dichter zugleich, und der Universitätsprofessor Simon Dach waren. Albert war Sachse,

Neffe des berühmten Heinrich Schütz, Simon Dach stammte aus Memel. Von Albert haben wir zwei, von Dach fünf Lieder im Gesangbuch. Simon Dach war also der erste bedeutende, auf ostpreußischem Boden geborene und verbliebene Dichter. Von Dachs Zeitgenossen und Freunden mögen noch erwähnt werden der Ostpreuße Universitätsprofessor Valentin Thilo, der mit zwei unvergänglichen Liedern bei uns weiterlebt, und der Graudenzer Johann Stobäus, Domkantor und Kapellmeister in Königsberg, Schüler des Königsberger Kapellmeisters Eccard. Während sonst Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg verwüstet wurde, entfaltete sich in Ostpreußen ein reges literarisches und musikalisches Leben, allerdings fast nur in kirchlichen und gelehrten Kreisen Königsbergs.

Zu diesem Königsberger Dichterkreis rechnet Gennrich auch einen Elbinger. Es war dies der Magister Balthasar Voidius, seit 1632 erster Pfarrer und Senior an St. Marien, geboren 1592, gestorben 1654. Auch er war freilich kein Ostpreuße, sondern stammte aus Wernigerode am Harz, fand aber nach vielen Wanderungen im Auslande endlich bei uns eine ihn befriedigende Arbeitsstätte. Kerstan berichtet in seiner Festschrift zum 31. 10. 1917 (Wernichs Buchdruckerei, Elbing) von ihm, daß er ein treuer Seelsorger, bedeutender Kirchenmann und fruchtbarer theologischer Schriftsteller gewesen sei. Nach der Meinung seiner Zeitgenossen war er auch ein großer Dichter, sogar 1644 feierlich zum Poeten gekrönt. Ein anderer Elbinger „Dichter", der von dem bekannten Liederdichter Rist gekrönt worden war, Friedrich Hoffmann, 1667—1673 Rektor des Gymnasiums, verglich unseren Voidius mit dem Ovid, wobei es ihm zweifelhaft war, welcher von beiden der größere wäre! Schon der Name weise ja auf Verwandtschaft, da man bei Voidius nur die beiden ersten Buchstaben umzustellen brauche. Gennrich führt nur ein Gedicht von ihm an, ein schwungvolles Osterlied; in unserem Gesangbuch begegnen wir ihm leider nicht.

Im Abschnitt III (Zeit des Pietismus), nennt Gennrich noch einen zweiten Elbinger, von dem auch ein formvollendetes Lied mit amphibrachischem Versmaß in dem genannten Gesangbuch steht (O Ursprung des Lebens). Dieser Dichter war Christian Jakob Koitsch, allerdings auch wieder kein gebürtiger Ostpreuße, sondern Sachse, geboren in Meißen 1671, Inspektor der Franckeschen Stiftungen in Halle, seit 1705 Rektor unseres Gymnasiums, gestorben am 21. August 1734 (nicht 1735). In unserem städtischen Museum haben wir sein großes Ölbild und im Gymnasium eine Kopie (s. Elbinger Jahrbuch 1937, Heft 14, Teil II, Sete 234). Der Name, wohl wendischen Ursprungs, wurde früher Koitzsch geschrieben.

Studiendirektor Skrey nennt Koitzsch in der Festschrift zur Vierhundert-Jahrfeier des Elbinger Gymnasiums 1935 einen neuzeitlich geschulten Pädagogen mit frommem, starkem Herzen. Er war eben ein Schüler des großen Pietisten und Pädagogen August Hermann Francke. Er hielt, erst 34jährig in sein Amt berufen, 29 Jahre lang bis zum Tode aus, trotz schlimmster wirtschaftlicher Not durch die Verpfändung der Elbinger Einnahmen an den Preußischen König, trotz der Pestzeit und des Nordischen Krieges, der unsere Stadt stark berührte. Seine Lieder zeigen eine sehr gewandte Handhabung der deutschen Sprache.

Schließlich rechnet Gennrich auch Max v. Schenkendorf, geboren 1783 in Tilsit, zu den ostpreußischen Kirchenlieder-Dichtern, wenn er auch nicht einen streng kirchlichen Ton habe; er ist im Gesangbuch mit vier Liedern vertreten.

Abschließend müssen wir nun freilich feststellen, daß die „Ausbeute" an ostpreußischen Liederdichtern nicht groß ist. In unserem Gesangbuch stehen 536 Lieder von 214 Dichtern, darunter aber nur 17 Lieder von nur 9 gebürtigen Ostpreußen, und 7 Lieder von 6 zugewanderten Dichtern. Das ist alles. Und seit Schenkendorf ist überhaupt kein ostpreußischer Kirchenliederdichter zu nennen. Immerhin können wir uns der Zeiten Albrechts und Simon Dachs freuen. Im achtzehnten Jahrhundert schenkten wir dem deutschen Lande Kant und

Hamann, und erst darauf erstatteten wir auf manchen Gebieten deutschen Geisteslebens, was wir in früheren Jahrhunderten empfangen hatten.

Für die Arbeit und die Schrift Gennrichs können wir ihm nur herzlich dankbar sein.

D. Gregor, Elbing.

Otto Heuer. Von den Anfängen der Reformierten Gemeinde in Elbing. Sonderdruck aus dem 47. Hefte der Mitteilungen des Coppernikus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. S. 86 ff.

Die Reformierte Gemeinde in Elbing besitzt leider keine Chronik und nur wenig Akten, die über 1774 zurückweisen, in welchem Jahre die Gemeinde von Friedrich dem Großen einen eigenen Geistlichen zugewiesen erhielt. Daher können sich die Nachforschungen über die Anfänge dieser Gemeinde nur auf die wenigen Quellen stützen, die hier und da in verstreuten Nachrichten aus früherer Zeit vorliegen. Immerhin gaben dieselben doch einen genügenden Anhalt, um unter Hinzuziehung der Quellen, die für die Geschichte der Reformierten Gemeinden besonders in Danzig und Königsberg reichlicher fließen, den Versuch zu unternehmen, auch die Frühzeit der Elbinger Gemeinde aufzuhellen. Ein solcher Versuch liegt in der genannten Abhandlung des Pfarrers Otto Heuer vor, der seit mehreren Jahrzehnten die Reformierten Gemeinden in Elbing und Pr. Holland betreut, nachdem er vorher in Elbing an Heil. Leichnam und St. Annen seelsorgerisch gewirkt hat.

Aus Angaben bei Tolkemit und Hartknoch ergibt sich, daß der Calvinismus in Elbing schon von Schülern Melanchthons eingeführt wurde, der selbst zuletzt der reformierten Lehre vom Abendmahl zugefallen war, und daß damals wie auch später in Elbing Pfarrer wirkten, die teils öffentlich teils heimlich der Lehre Calvins geneigt waren. So gab es jedenfalls schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Elbing viele Anhänger dieser Lehre, außer Deutschen auch besonders eingewanderte Schotten und Holländer. Einen bedeutenden Zuwachs erhielten die Reformierten dann durch Engländer und Schotten zur Zeit der englischen Handelsniederlassung von 1580 an. Aber auch als diese Glanzzeit für Elbing gegen 1630 schon vorüber war, erfolgten noch weitere Zuzüge von Schotten. So gab es schon Anfang des 17. Jahrhunderts eine Bruderschaft schottischer Nation, die Schotten erwarben sich das Bürgerrecht, und wir finden sie bald in Ehrenstellen in der städtischen Verwaltung, in den Kirchen und in den Gilden. Die Namen Ramsey, Nisebeth, Cowle, Achenwall und viele andere haben in der Geschichte Elbings ihren guten Klang. Die Tochter Alexander Nisebeths wurde die Frau von Johann Jungschulz, dem Bürgermeister von Elbing. Die Reformierte Gemeinde besitzt in ihrem Silberschatz eine in Silber getriebene Taufschale, gestiftet 1692 von der Bruderschaft schottischer Nation, und einen Kelch, der anno 1683 der Gemeinde von Wilhelm Duhram verehret ist. Die Engländer und Schotten erwarben auch ein Haus in der Heilig-Geist-Straße für geschäftliche und gesellige Zwecke, das aber auch einen großen Raum als gottesdienstliche Stätte enthielt und daher im Volksmund „die englische Kirche" hieß.

Die Gemeinde wurde dann später seit Ende des 17. Jahrhunderts auch durch einwandernde Hugenotten verstärkt, und auch aus deutschen Gauen erhielt sie immer wieder Zuwachs. Die Lutheraner in der Stadt standen ihnen anfangs duldsam gegenüber, zumal auch mehrere Pfarrer calvinistisch gesonnen waren. Auch der Rat war ihnen durchaus gewogen. So wurde auch Johann Mylius aus Iglau in Mähren 1597 zum Rektor der damals schon berühmten Elbinger Gymnasiums berufen, trotzdem er als Calvinist galt.

Die Reformierten hielten sich, solange sie keinen eigenen Pfarrer hatten, was z. B. nach den erhaltenen Ratsbeschlüssen in den Jahren 1657—1708 bestimmt der Fall war, zu den Lutheranern. Nur das Abendmahl ließen sie sich von reformierten Pfarrern aus Königsberg oder Pr. Holland reichen, was dann wohl in der „Englischen Kirche" erfolgte. Zeitweise aber war das Verhältnis zwischen Protestanten und Reformierten auch

recht gespannt. So waren die Reformierten im 17. Jahrhundert, aber auch im 18. Jahrhundert noch, in ihrer freien Religionsübung oft recht behindert, zumal auch der Rat der Stadt Elbing sich wiederholt in seinen Entscheidungen gegen sie wandte.

Erst im Jahre 1701 gelang es der Gemeinde, sich in der Kettenbrunnenstraße ein eigenes Haus zu erwerben, in dem ein Saal für Gottesdienste zur Verfügung stand. Es ist dasselbe Haus, das dann etwa hundert Jahre später zur gegenwärtig noch stehenden Kirche umgebaut wurde. Aber erst unter Friedrich dem Großen kam die Gemeinde zu ihrem Recht und erhielt nach den langen Kämpfen endlich ihre volle Religionsfreiheit.

Heuers Arbeit ist als ein dankenswerter Beitrag zur Kirchengeschichte Elbings zu begrüßen. Sie bildet eine erfreuliche Ergänzung zu Kerstans im Jubiläumsjahr der Reformation erschienener Festschrift „Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing von der Reformation bis zur Gegenwart." B. Ehrlich.

Dr. Fritz Steiniger, Vogelparadies Drausensee. Ein Bildbuch über Vogelleben, Entenjagd und Fischerei. Grenzlandverlag Gustav Boettcher, Schloßberg, Ostpreußen und Leipzig. 1938. 114 S. 36 Bildseiten mit 64 künstlerischen Lichtbildaufnahmen. Geb. 3.80 RM.

Zu den eigenartigsten Naturschutzgebieten unseres Vaterlandes gehört sicherlich der Drausensee, der größte deutsche Verlandungssee. Einst eine weite, auch von Wikingerbooten befahrene Wasserfläche, die im Osten bis dicht an die Hänge der Elbinger Höhe und im Norden bis unmittelbar an das gegenwärtige Weichbild der Stadt Elbing heranreichte, wo vor 1000 Jahren auch der nach ihm benannte prußisch-wikingische Handelsort Truso lag, ist er im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr verlandet, bietet er heute, zumal im Sommer, der Sicht nur eine verhältnismäßig kleine von Pflanzenwuchs nicht verdeckte Fläche, und nur eine verhältnismäßig schmale Fahrrinne gestattet noch den Motorschiffen und Frachtkähnen die Durchfahrt nach dem Oberland. Aber ein eigenartiger Zauber ruht über dieser einsamen Wasserfläche mit ihren schilfbestandenen Inseln und Ufern, zwischen denen sich die Boote der Fischer und der Entenjäger nur mühsam einen Weg bahnen. Gerade in seiner Einsamkeit aber, seiner Weltabgeschiedenheit ist der Drausen heute ein Eldorado für eine ganz eigenartige Pflanzen- und Vogelwelt, ist er daher auch ein immer wieder lockendes Forschungsgebiet für den Naturforscher und ein ebenso lockendes Ausflugsziel für den Freund einer fast noch unberührten Natur.

Der Verfasser, dessen Wiege in einem Niederungsdorfe unweit des Drausensees stand, bezeichnet sein Buch als ein Bildbuch über Vogelleben, Entenjagd und Fischerei. Er bringt damit zum Ausdruck, daß er nicht ein rein wissenschaftliches Buch schreiben wollte, wie solche aus neuerer Zeit von Tessensdorf und Lüttschwager vorliegen, sondern daß es ein Heimatbuch für alle sein sollte, die am Drausensee irgend ein Interesse haben, und vor allem auch für diejenigen, die ihn ohne besondere Interessen nur in seiner natürlichen Eigenart lieben. Das Buch ist also bewußt volkstümlich geschrieben, beruht aber doch, wie hinzugefügt werden darf, in jeder Beziehung natürlich auf streng wissenschaftlicher Grundlage.

Ein Buch, wie das vorliegende, konnte aber in seiner besonderen Eigenart auch nur von einem Manne geschrieben werden, der selbst von einer unendlichen Liebe zum Drausen erfüllt ist und der das Vogelparadies auch in sich selbst als ein Paradies erlebte. Unweit vom Drausensee in dem Niederungsdorfe Aschbuden, Kr. Elbing, geboren, ist er schon von Kindheit an am Drausen heimisch gewesen und hat er auch während seiner Schulzeit am Elbinger Gymnasium und später dem Drausensee seine Liebe bewahrt.

Wie ein Gedicht liest sich schon das einführende Kapitel „Unberührte Natur". Eine Wunderwelt tut sich uns hier und in den folgenden Abschnitten auf, wo wir von der Eigenart dieses Sees lesen. Während seine durchschnittliche Tiefe nur noch etwa dreiviertel Meter beträgt, besteht sein Untergrund aus einer zähen, durch vermoderte Pflanzenreste gebildeten Schlammschicht, für die durch Bohrungen eine Dicke von sechs bis acht Metern ermittelt ist.

Wehe dem Fischer, der mit seinem Kahn kentert und mit den Füßen in diesen Schlamm gerät. Mag er ein noch so guter Schwimmer sein, es wird ihm schwer fallen, sich herauszuarbeiten und das Ufer zu erreichen. Weitere Gefahren drohen ihm von dem urwaldähnlichen Dickicht der Schlingplanzen mit ihren Stengeln und Wurzeln. Selbst mit seinem Boote kann der Fischer da kaum durchkommen; er muß oft die Sense zu Hilfe nehmen.

Auch mit schwimmenden Inseln muß der Drausenfischer als mit einem Gefahrenherd rechnen. Schwimmende Inseln! Ich denke an jene geheimnisvolle Sage der Hellenen, wonach Delos, die Insel Apolls, einst eine schwimmende Insel mit Namen Asteria (=Sterneninsel!) war, die dem Schiffer bald hier, bald dort begegnete, bis sie sich endlich verankerte, um der Göttin Leto als Geburtsstätte für das göttliche Zwillingspaar Apollo und Artemis dienstbar zu sein und Delos, die sichtbare Insel, zu werden. Hier also auf dem Drausen sind die schwimmenden Inseln Wirklichkeit. Es sind die von den Treib- oder, wie sie am Drausen selbst gewöhnlich heißen, Schwimmkampen losgerissenen „Bilten", auf denen die Entenjäger ihre Schießhütten aufbauen, die sich dann aber oft selbständig machen und den Fischer, sowie auch die Schiffahrt in unliebsamer Weise behindern oder gar gefährden können. Neben den Schwimmkampen gibt es dann aber auch die festen Kampen, die auch Wasserkampen heißen, weil sie den größeren Teil des Jahres unter Wasser stehen, und dann die sogenannten „Leesken", vom Grund des Sees aufwachsende Simsen- und Schilfgewächse. Alle diese eigenartigen Gebilde sind mehr oder weniger nur Pflanzengesellschaften, die in ihrer Eigenart einen für den Menschen oft fast undurchdringlichen „Urwald" bilden, der aber für die Vogelwelt des Drausen ein Paradies bedeutet, wie es der Verfasser bezeichnet.

Ja, diese Vogelwelt! Mit unendlicher Liebe und unermüdlicher Geduld hat sie Fritz Steiniger belauscht, ihr Leben und Treiben beobachtet und sich in ihr wohliges Wasserdasein einzufühlen versucht. So wurde auch aus dem einst leidenschaftlichen Entenjäger mehr und mehr ein Schütze mit der Kamera, die an die Stelle der Schrotflinte trat.

In diese eigenartige Vogelwelt führt uns Steiniger ein, aber nicht im Tone trockenstrenger Gelehrsamkeit, sondern in einer zum Herzen des Naturfreundes redenden Sprache des Liebhabers dieser Vogelwelt, die sich ihm in so wunderbarer Weise erschlossen hat. Und es sind mancherlei Vögel darunter, die sich ganz besonders scheu vom Menschen fernhalten und im Paradies der Abgeschlossenheit zwischen Schilf- und Rohrgewächsen, Mummeln und Seerosen ihre Seligkeit genießen, die sich aber diesem sie still beobachtenden Freunde in ihrer ganzen Natürlichkeit erschlossen haben. Wir lernen so in Wort und Bild diese Vogelwelt kennen, lesen von den verschiedenen Arten der Gänse und Enten, der Möwen und Seeschwalben, von den stolzen Wildschwänen, den Rallen und Reihern, den Sumpfvögeln, aber auch von den Raubvögeln und der Kleinvogelwelt, in der auch der Sprosser, unsere einheimische „Nachtigall", nicht fehlt, der in den Strauchkampen nistet. Überall gesellt sich zum Wort das Bild. Es ist schwer zu sagen, welches von beiden man mehr anerkennen soll. Beide Sprachen, in denen der Verfasser hier zu uns spricht, sind wohl gleichwertig. Es ist keine Übertreibnug, wenn man die meist künstlerisch wirkenden Lichtbildaufnahmen des Verfassers in diesem Buche als meisterhaft bezeichnet, ob es nun Bilder der Landschaft als solcher oder Aufnahmen aus der Vogelwelt sind. Fast stets tritt uns diese letztere ja gerade inmitten der ihre Heimat bedeutenden Landschaft entgegen. Beide gehören ja auch eng zusammen, die Vogelwelt und ihr Paradies. Wir belauschen da die verschiedenen Vögel als stille Beobachter an ihren Nist- und Brutplätzen, nehmen an ihren ersten Flugversuchen Anteil, sehen die soeben erst aus dem Ei geschlüpften jungen Entlein, von der Entenmutter wohl behütet, im Schilfurwald ihre ersten Schwimmversuche machen, andere, die schon flügge sind, über die weite Wasserfläche dahinfliegen. Und oft wohl wünschte man sich, man könnte es ihnen gleich tun. Ja, es ist wirklich eine Freude, unter Steinigers Führung dieses Vogelparadies kennen zu lernen.

Aber auch die Menschen, die am Drausen daheim sind, treten uns durch Steinigers Schilderungen näher. Es ist eine seit vielen Jahrhunderten dort ansässige Fischerbevölkerung, die jahraus jahrein ihren oft recht schwierigen, auch gefahrvollen Beruf ausübt, im Sommer

der Fischerei nachgeht, im Winter bei strenger Kälte die Schilf- und Rohrernte einbringt, dazwischen aber auch gern im Herbst die Entenjagd in altgewohnter Weise mit Lockenten betreibt. Die Fischerei wird auf dem Drausen von etwa 150 Fischern ausgeübt, von denen 109 privilegierte Haffischer, die übrigen Pächter sind Erstere sehen in den Pächtern, soweit diese nicht nach althergebrachter Weise fischen oder gar Raubbau treiben, oft recht unwillkommene Eindringlinge. Ein besonderes Kapitel in Steinigers Buch macht uns mit dem Fischbestand des Drausen und dem Fischereibetrieb vertraut, ein anderes auch mit der Entenjagd, die schon seit einem Jahrhundert bei den vogelkundlich interessierten Besuchern des Sees starke Beachtung gefunden hat.

Der Drausenfischer ist ein durchaus anspruchsloser, genügsamer Mensch. Fremden oder, wie es dort heißt, „Ausländern" gegenüber zeigt er sich zurückhaltend, ja oft auch mißtrauisch. Hat er aber erst Vertrauen zu einem Fremden gefaßt, so findet dieser bei ihm stets weitgehende Gastfreundschaft und offenes, freundliches Entgegenkommen. Er hält zäh an alten Gewohnheiten und Bräuchen fest, so auch in der Ausübung seines Berufes selbst noch an alten Roheiten, wie dem Schuppen lebender Fische. Alle Neuerungen sind ihm verhaßt. Auch die Entenjagd sieht er so, wie er sie seit Jahrhunderten in Übung weiß, nämlich mit Lockenten, als die allein richtige an Er haßt die „Herrenjäger", die die Entenjagd nicht mit Lockenten, sondern, wie bei der Hochwildjagd, mit elegantem Flugschuß ausüben wollen. Im Jahre 1933 wurde die Lockentenjagd als nicht waidgerecht verboten. Man sah sich aber genötigt, sie 1937, wenn auch in sehr beschränktem Umfange, wieder freizugeben.

Der Drausenfischer hat zur Zeit freilich noch andere Sorgen als nur die um die Entenjagd. Es geht ums Ganze. Wie Steiniger vor allem in seinen Schlußbetrachtungen ausspricht, sind es zwei Bilder, die ihm bei seinen Schilderungen vor Augen getreten sind, das eine der Drausen, wie er vor etwa 10 Jahren dem Verfasser noch zum Lebensinhalt werden konnte, das andere der Einbruch neuartiger und feindlicher Verhältnisse in ein Paradies, Untergang und Überleben im Kampf ums Dasein. Die natürliche Verlandung des Drausen schreitet nur ganz langsam vorwärts und würde keine gegenwärtige Gefahr bedeuten. Auch die Einpolderungen, wie sie von dem ehemaligen Besitzer des Rittergutes Hohendorf Skirl vorgenommen sind und dem See nicht unbedeutende Gebiete abgerungen haben, sind noch nicht von tief einschneidender Bedeutung gewesen. Aber es drohen größere Gefahren. So gefährdet der seit einiger Zeit zu beobachtende Rückgang der Verkrautung auf dem Drausensee, der bisher noch nicht erklärt werden konnte, schon ernstlich den Fischbestand, dann aber droht vor allem die größte Gefahr der planmäßigen völligen Trockenlegung des Sees zur Gewinnung neuen Ackerlandes. Dadurch würde der ganze Pflanzenbestand vernichtet werden, die Fische würden aussterben, die Vogelwelt würde aus ihrem Paradiese vertrieben werden — aber auch die Fischer würden brotlos werden; sie müßten sich in andern fischreichen Gegenden ansiedeln, wenn sie sich nicht auf einen neuen Beruf einstellen wollen.

Gerade diese für den Drausensee bedrohlichen Verhältnisse haben Steiniger auch besonders veranlaßt, jetzt sein Buch zu schreiben. Für eine rein wissenschaftliche Arbeit wäre seiner Ansicht nach auch die Zeit an sich noch verfrüht gewesen, da noch viele wissenschaftliche Fragen erst zu lösen sind. Das Buch soll also in erster Linie, bevor es vielleicht dazu zu spät ist, zeigen, wie die Verhältnisse am Drausen gegenwärtig liegen. So ist es auch verdienstvoll, daß Steiniger nicht nur die Landschaft, die Pflanzen- und Tierwelt schildert, sondern daß er den Drausen auch in seiner volkskundlichen Bedeutung noch in das Licht der Gegenwart gestellt hat. Er nimmt nicht Stellung für oder wider. Er weiß, daß der Mensch vor zwingenden Notwendigkeiten auch mit seinen heißesten Wünschen zurückweichen muß. Wir aber als Freunde des Drausensees mit seiner landschaftlichen Eigenart und Schönheit, seiner eigenartigen Tier- und Pflanzenwelt, auf grund deren er zunächst auch noch den Denkmalsschutz genießt, als Freunde auch der seit Jahrhunderten und länger dort ansässigen Fischerbevölkerung wollen mit dem Verfasser, der sein Buch noch in Friedenszeiten schrieb, hoffen, daß der gegenwärtige Krieg durch Gewinnung des für die Ernährung eines

80 Millionen-Volkes erforderlichen Bodens es nicht mehr erforderlich macht, so eigenartige Landschaften wie den Drausen oder das Frische Haff unter Vernichtung ihrer ebenso eigenartigen Lebewelt aus praktischen Gründen zu zerstören.

Steinigers Buch aber wird jedenfalls dazu beitragen, die Liebe zu unserm Drausen zu vertiefen und zu stärken, und wer dieses schöne Buch mit seinem reichen Inhalt voll in sich aufgenommen hat, wird dann mit ganz anderem Interesse und mit viel größerer Freude noch auf sanft dahingleitendem Nachen sich andächtig in die Geheimnisse und Schönheiten des Vogelparadieses Drausensee versenken. B. Ehrlich.

Alfred Dorn: Die Semlower Straße in Stralsund. Entschandelung und Gestaltung. Alfred-Metzner-Verlag. Berlin 1940. 160 S. mit 200 Abbildungen und 1 Farbtafel.

Das vorliegende Buch verdient nicht nur deshalb beachtet zu werden, weil es den Ablauf einer Entschandelungs- und Ortsverschönerungsarbeit mustergültig wiedergibt, sondern weil auch beispielhaft die Art und Weise herausgearbeitet ist, in der diese Arbeit in Angriff genommen und durchgeführt worden ist. Es ist nicht nur ein Tätigkeitsbericht, sondern es ist auch zugleich eine Mahnung, die in allen Städten Deutschlands Widerhall finden sollte. Ein junger Handwerksmeister, den das Vertrauen seiner Reichsfachschaft mit der Aufgabe betraut hatte und der zur Zeit in Posen in demselben Sinne schafft, schildert in lebendiger Weise, unterstützt durch mannigfaches Bildmaterial von „Vorher“ und „Nachher“, wie man diese an Hindernissen reiche Aufgabe in Stralsund gelöst hat. Alle Bauhandwerker, wie Klempner, Tischler, Maurer, Dachdecker, Glaser, Maler u. a. finden hier Richtlinien für vorbildliche Arbeit. In jedem Einzelfall ist klar und deutlich dargestellt, wodurch die mannigfachen Schäden entstanden sind, die den Verfall der Baulichkeiten herbeigeführt haben und wie sie künftighin vermieden werden können. Neben jeder festgenagelten Geschmacklosigkeit und jedem technischen Unsinn steht ein Verbesserungsvorschlag, der Hand und Fuß hat. Vorbildlich ist auch die Zusammenarbeit von Stadt, Staat, Heimatbund, Architekt und Handwerk.

Ein neuer Geist erfüllt heute den sich seiner Tüchtigkeit bewußten Handwerker. Der Zweck der Arbeit ist ihm nicht mehr der des bloßen Geldverdienens, sondern sein Werk ist die Erfüllung einer kulturpolitischen Aufgabe, eines Kulturschaffens zum Wohle des Volksganzen, und er sieht dabei den Einzelauftraggeber, den Hausbesitzer oder Wohnungsinhaber genau so kulturverpflichtet wie den schaffenden Handwerksmeister. Das Herausstellen dieses Gedankens macht das Buch für jeden Leser wertvoll. Der Fall Semlower Straße ist durchaus mehr als ein in dieser und jener Hinsicht nützliches Schulbeispiel und weit mehr als eine örtliche oder provinzielle belangreiche Angelegenheit. Es ist ein Appell an die gesamte deutsche Öffentlichkeit. Er verkörpert aufs eindringlichste die alte und doch wieder neue unbedingbare Forderung, die beiden Grundbegriffe „Baugesinnung und Gemeinsinn“ zu einer lebendigen und allseits verpflichtenden Einheit zu verschmelzen. A. Barmwoldt.

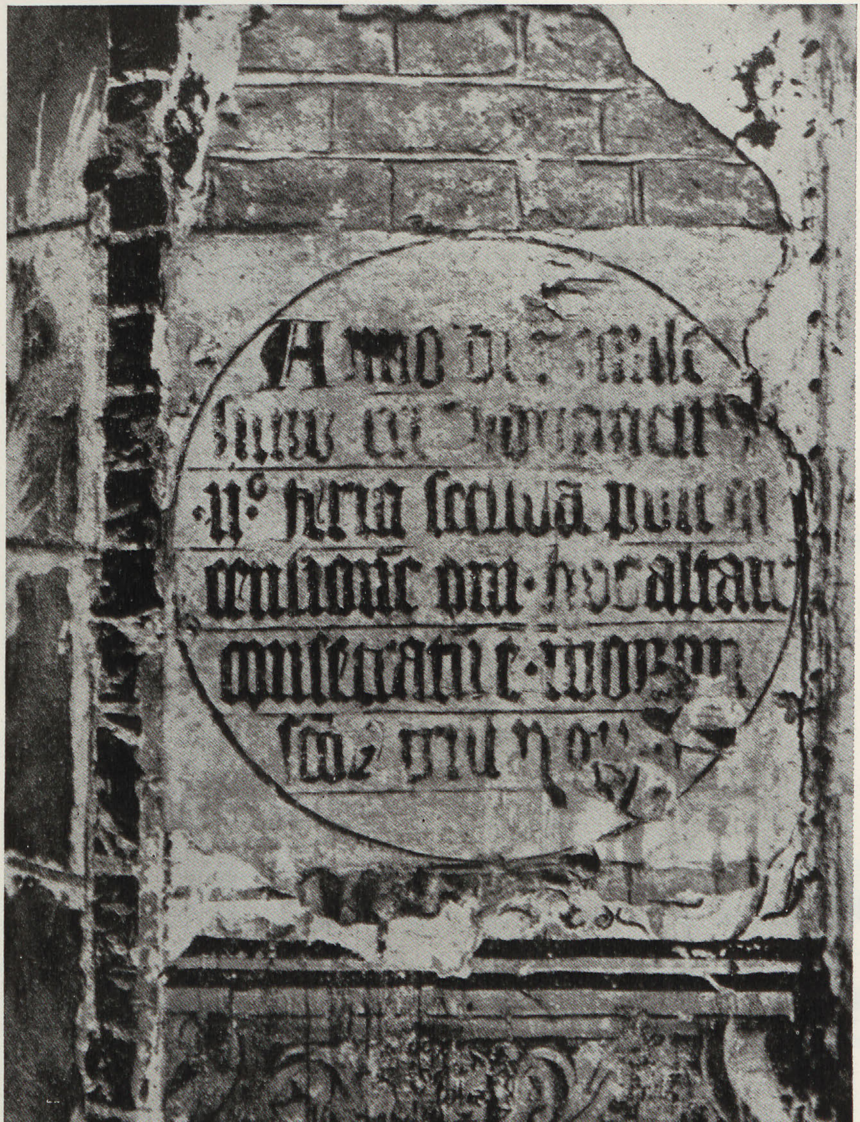


Abb. 1.

Die 1934 entdeckte Inschrift am Ostpfeiler der Südarkade der Marienkirche in Danzig.
„Anno Domini milesimo trecentesimo quinquagentesimo secundo“ (1352)

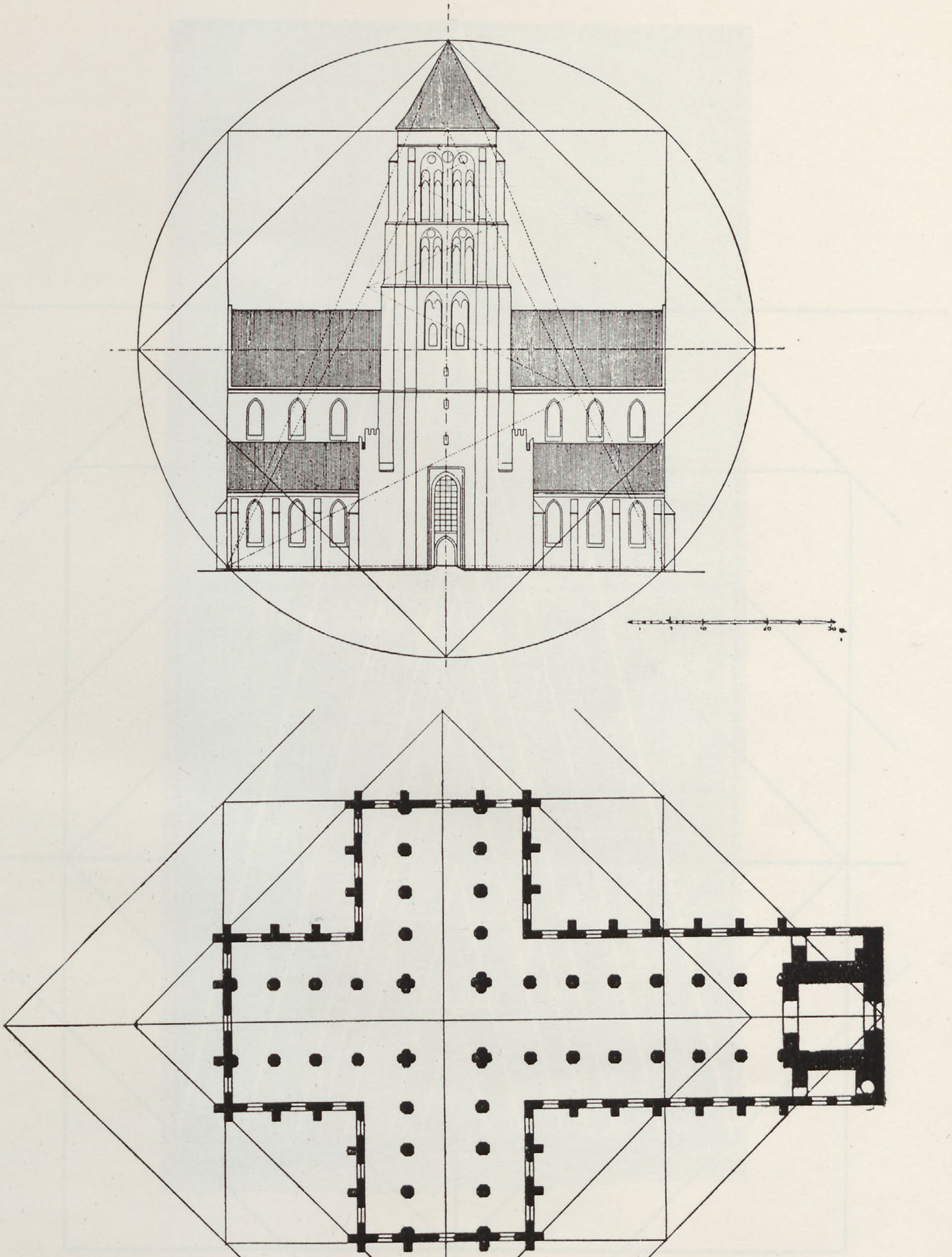


Abb. 2.

Grund- und Aufriß der basilikalen Marienkirche aus dem gleichen Achtort entwickelt.

O. Kloeppel, St. Marien in Danzig.
Elbinger Jahrbuch 16.

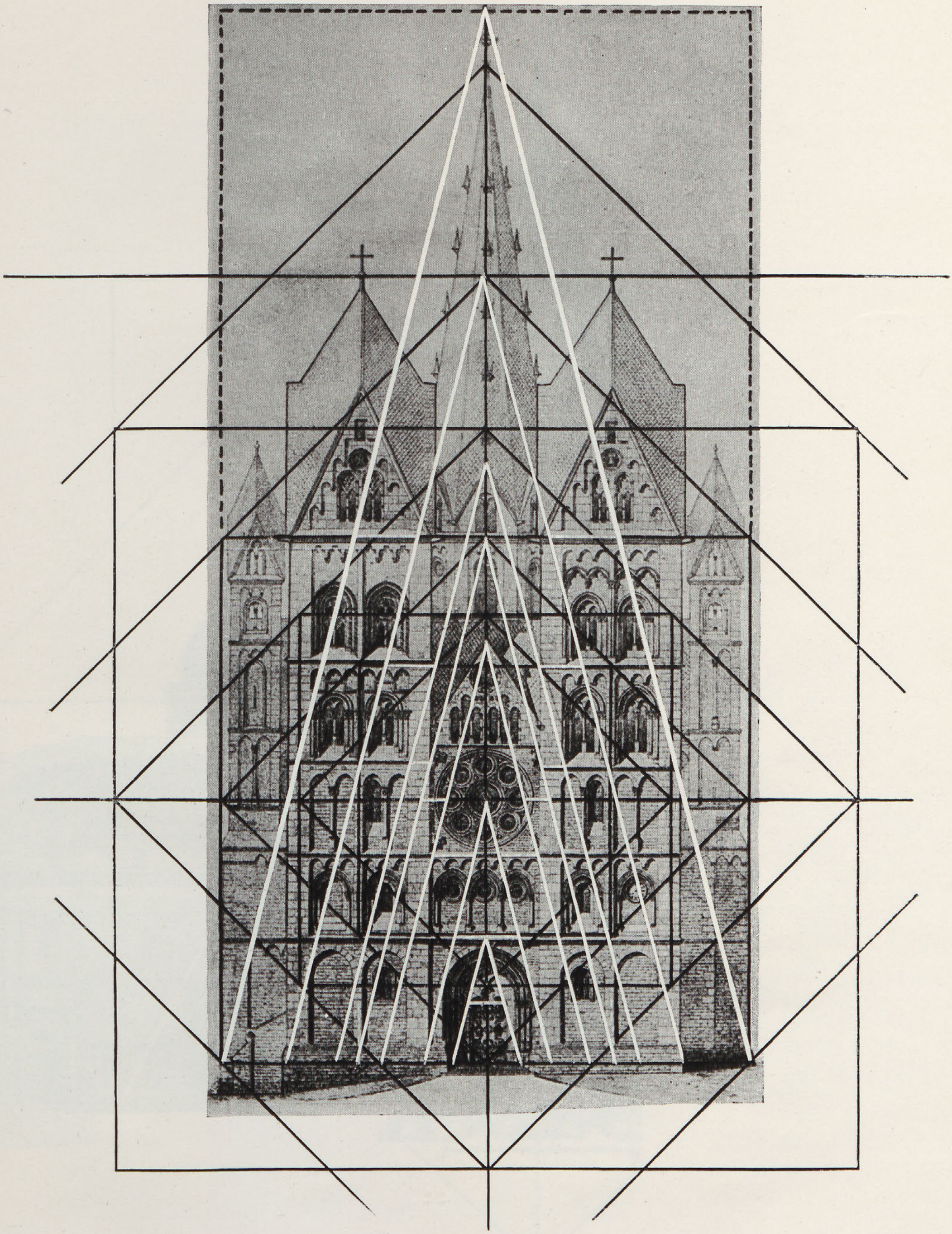


Abb. 3.

Die 1 : 2 Proportionen des Limburger Domes im Rahmen seiner Achtortkonstruktion.

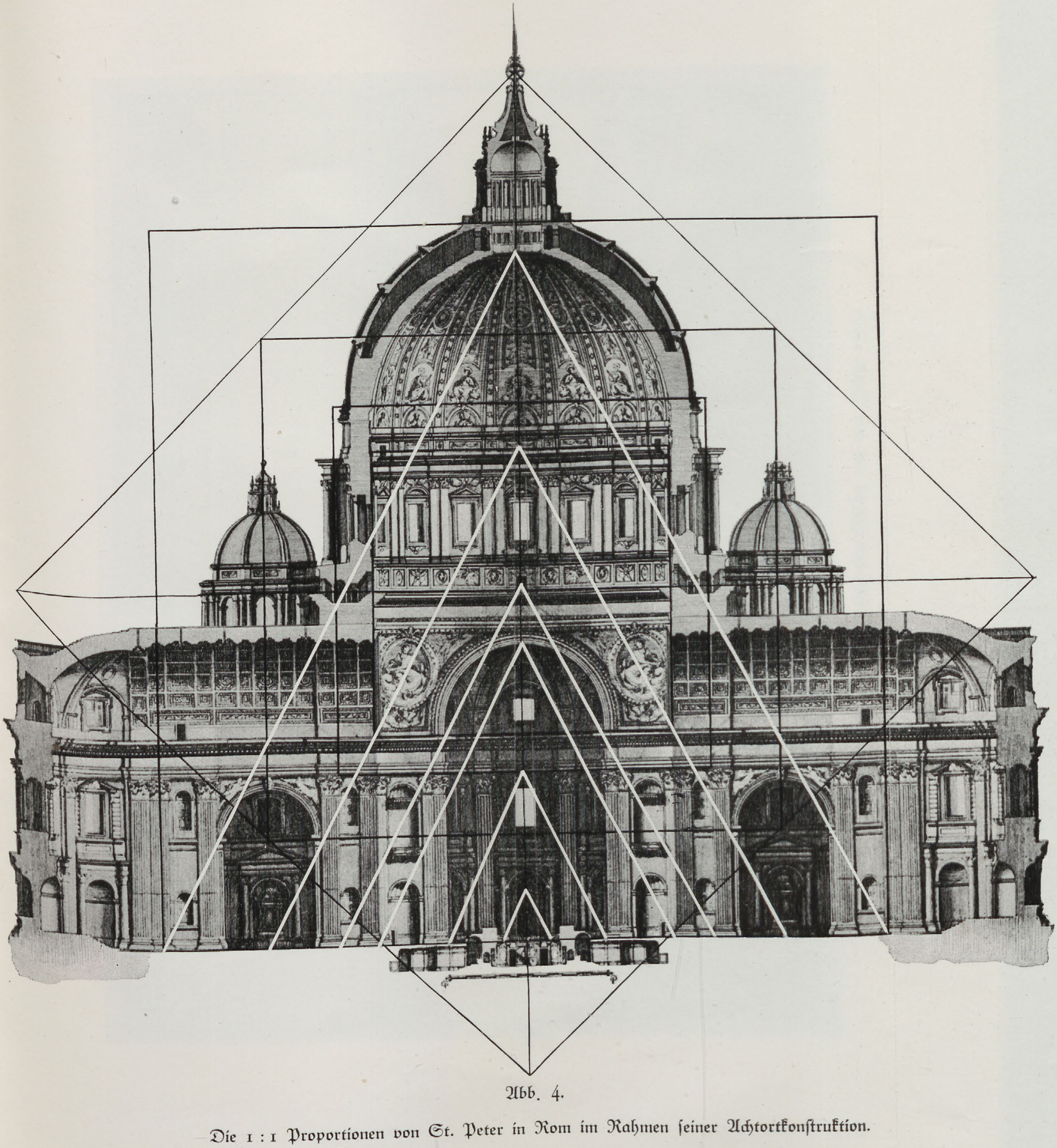
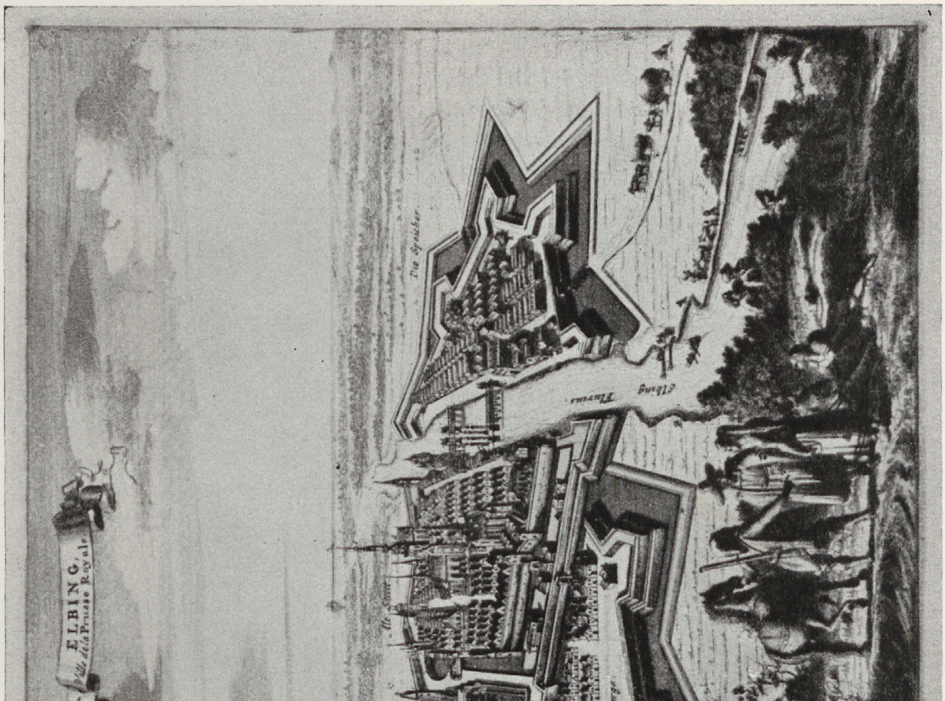


Abb. 4.

Die 1 : 1 Proportionen von St. Peter in Rom im Rahmen seiner Achtortkonstruktion.



Eine unbekannte Stadtansicht von Elbing aus dem Jahre 1719.



phot. A. Schuler, Elbing.

Adolf Benecke.

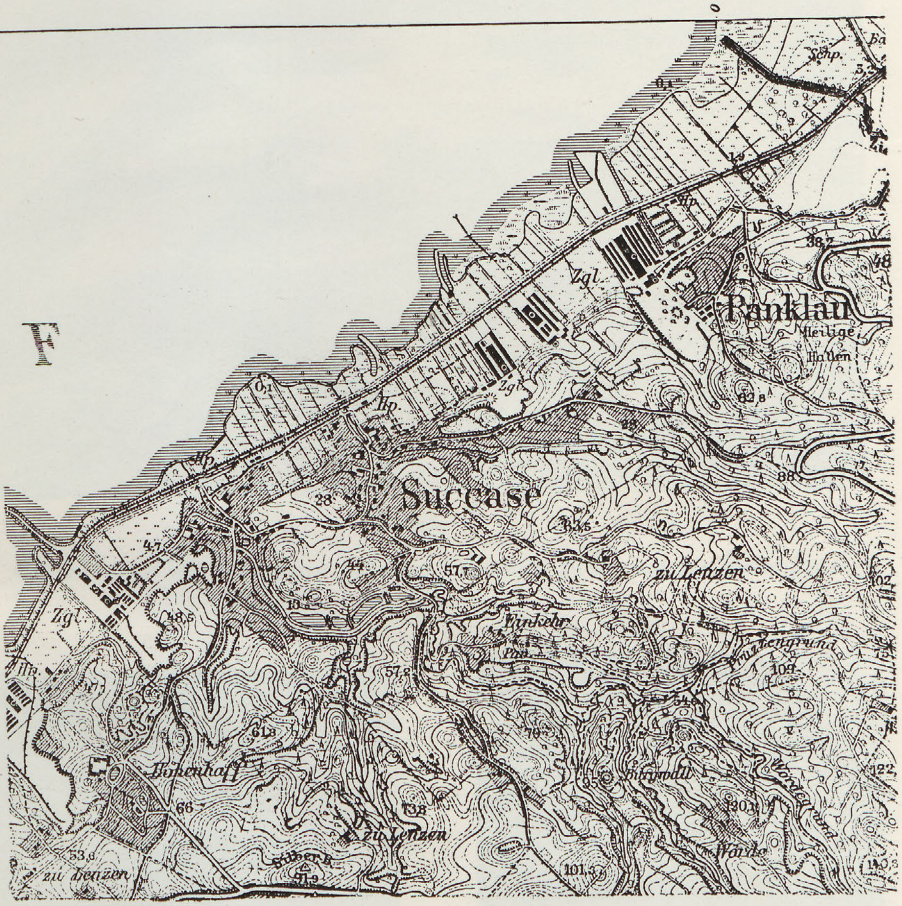


Phot. Otto Schwarz, Marienburg

Stadtkapellmeister Otto Pelz.



Karte der Flurnamen der Dorfgemarkung Succase.



Karte der Flurnamen der Dorfgemarkung Succase.



Abb. 1.

Succase. Haus mit der jüngeren Form des kreisrunden Herdes und mit Pfostengruben.



Abb. 2.

Scharnhorststraße. Frühgermanische Siedlungsgrube, in die ein prußisches Reitergrab einschneidet.

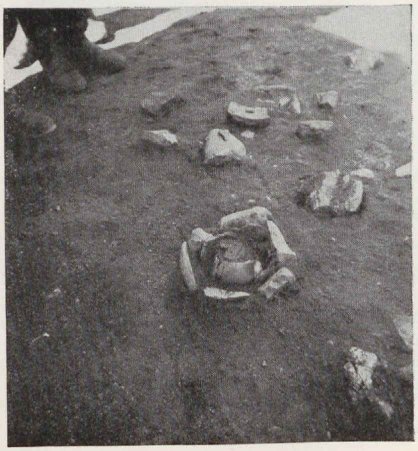


Abb. 3.

Scharnhorststraße. Frühgermanisches Glockengrab in Steinkiste.

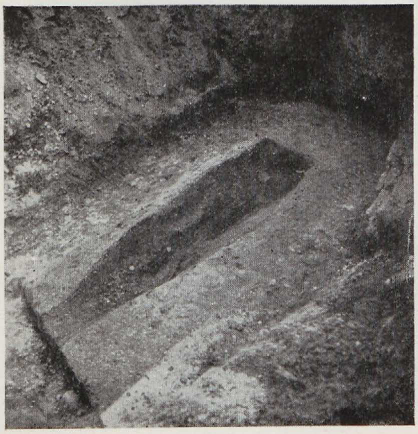


Abb. 4.

Scharnhorststraße. Gotisches Baumsarggrab.



Abb. 5.

Scharnhorststraße. Gotisches Holzsarggrab.



Abb. 6.

Scharnhorststraße. Steinpackung über einem prußischen Reitergrab.



Abb. 7.

Scharnhorststraße. Grube eines prußischen Pferdegrabes mit Skeletteilen.

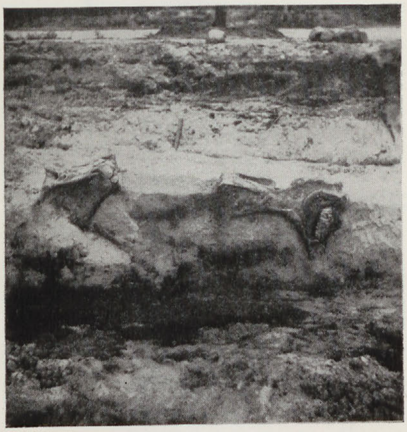


Abb. 8.

Scharnhorststraße. Durchschnitt durch die Grube eines prußischen Pferdegrabes.

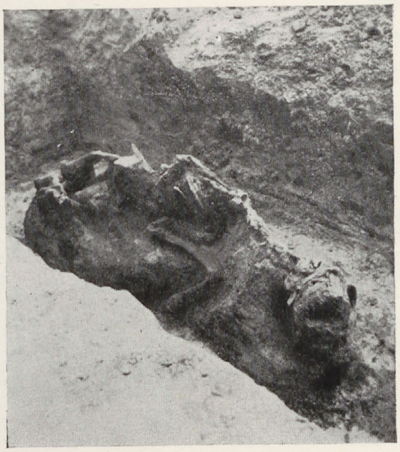


Abb. 9.

Scharnhorststraße. Pferdeskelett mit Dolch und Zaumbeschlägen in einem prußischen Reitergrab.



Abb. 10.

Scharnhorststraße. Pferdeschädel aus einem prußischen Reitergrabe mit bronzenen Zaumbeschlägen.



Abb. 11.

Scharnhorststraße. Pferdeschädel aus einem prußischen Reitergrabe mit Zaumbeschlägen und bronzener Knebeltrense.

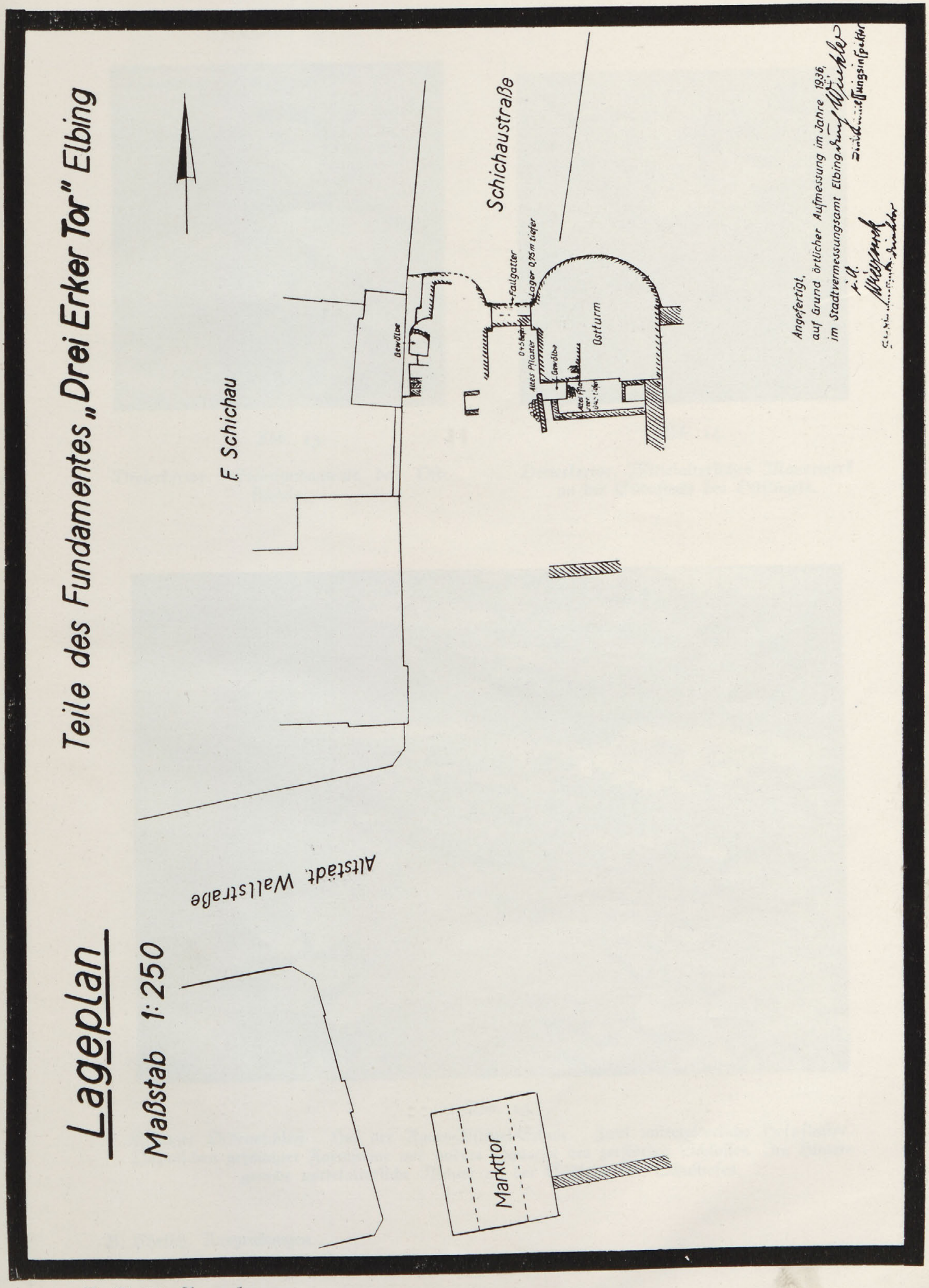


Abb. 12.
Lageplan des Dreierkertores.



Abb. 13.

Dreierkertor. Steinfundamente des Ostflügels.

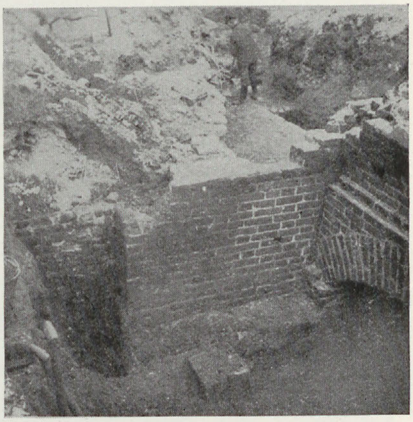


Abb. 14.

Dreierkertor. Mittelalterliches Mauerwerk an der Südostecke des Ostflügels.



Abb. 15.

Elbinger Ordensschloß. Hof der Agnes-Miegel-Schule. Zwei mittelalterliche Hofpflaster. Dazwischen geschichtet Formsteine und andere Baureste des zerstörten Schlosses. Im Hintergrunde mittelalterliche Mauer an der Südseite des Schulhofes.



Abb. 16.
Elbinger Ordensschloß. Hof der Agnes=Miegel=Schule. Frühordenszeitliche Mauerreste.



Abb. 17.
Elbinger Ordensschloß. Hof der Städt. Handelslehranstalten in der Kolkscheunstraße.
Fundamente von Mauern und Sockeln.